Pol g 1005 $\frac{cm}{2,8}$

Nicolaus I.
Kaiser von Rufsland.

Die neue Zeit

von

einem alten Constitutionellen.

Achter Band.

Stuttgart,
Verlag von Friedrich Henne.

1831.

Ujsoi 39468

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bruchstücke aus Polens neuester Geschichte.

(Fortsetzung.)

Die speciellen Ereignisse des Monats Januar bis nach der Entthronung des Kaisers.

Am 1. Januar stand nun Polen noch unter der Verwaltung der am Schluß unsers vorigen Kapitels aufgeführten Behörden. Noch war in dem großen Theile der Nation das Vertrauen in den Dictator und die Verehrung für ihn ungeschwächt. Er hatte bisher 4 hauptsächliche Verordnungen zur Wehrbarmachung des Landes erlassen, die man auszuführen im Lande sich beschäftigte. Sie waren der Befehl vom 7. December zur Organisation der stehenden und beweglichen Nationalgarde; der vom 13. zur Stellung von Reiterei zu 1 Mann auf 100 Feuerstellen in den 8 Wojewodschaften; der vom 25. zur Bildung von Bataillonen aus der beweglichen Nationalgarde mit Besoldungen; endlich der vom 31. zur Aushebung 10 neuer Linienregimenter aus allen Wojewodschaften ohne Unterschied.

Die Nation, in der festen Ueberzeugung, die Rü=

ſtungen des Dictators könnten keinen andern Zweck haben, als den Krieg mit Rußland wirklich zu beginnen, eiferte mit Begeiſterung, ſo ſchnell als möglich jene Verordnungen auszuführen. Der Muth, der Frohſinn, der Enthuſiasmus, in Warſchau beſonders, über die errungene Freiheit, über die entfernte geheime Polizei, über den bevorſtehenden Kampf um die Erweiterung des Vaterlandes und um Erhöhung des Ruhmes des polniſchen Namens — überſtieg nach allen Beſchreibungen jeden Begriff. Die Straßen, die öffentlichen Orte ertönten vom Klange der Nationallieder; — das Mazurk, mit dem die Polen unter *Dombrowski* in Italien ſich begeiſterten: „Jeszcze Polska nie zgineta!“ (Noch iſt Polen nicht verloren!) mußte auf allen Theatern geſungen werden. Und wenn in einem andern Liede, „die Warſchauer Kinder“, die Stelle: „Für einen Gefallnen ſtehen 100 andre wieder auf“ an die Reihe kam, erhob ſich das ganze Parterre und rief: Nein, 100000! — Sich nicht in Uniform ſehen zu laſſen, ſey es der Nationalgarde, der Linie oder irgend eines der täglich neu errichteten Freicorps, ſetzte Spott, Hohn, wenn nicht Mißhandlungen aus. Täglich arbeiteten die Edelſten der Nation an den Befeſtigungswerken von Praga; der gemeine Mann erſtarkte ſich dazu an dem Beiſpiel der Vornehmen, und als eines Tages ſämmtliche Profeſſoren der Warſchauer Univerſität an den Schanzen gearbeitet, war ein Fleiſchergeſell, der mit ihnen den ganzen Tag geſchanzt, die

Nacht hindurch nicht von der Arbeit wegzubringen: „Wenn die gelehrten Hände so arbeiten — rief er — da muß ich wohl dabei bleiben, bis die letzte Kraft sinkt.“ — Die polnischen Frauen und Mädchen wetteiferten in der allgemeinen Thätigkeit mit den Männern. Tag und Nacht zupften sie Charpie, bereiteten sie Linnen für die Lazarethe, und es gehört zu den Perfidien in der preussischen Staatszeitung, daß sie eine in den ersten Tagen des Januar ergangene Aufforderung des Stabsarztes Stürmer zur mehreren Einlieferung solcher, in ungeheuern Massen nöthigen Dinge mit den Worten beschließen ließ: „denn es sey noch sehr wenig eingegangen,“ während es hieß: „noch nicht genug,“ wie denn der Hamburger Correspondent auch gab. Keine edle Polin hat noch bis jetzt einen Ball oder eine öffentliche Lustbarkeit seit Ausbruch der Revolution besucht.

Es wäre ermüdend, alle die patriotischen Opfer aufzuzählen, welche dargebracht wurden an Landgütern, an Geld, an Trauringen, an Silberzeug. Aber das müssen wir noch bemerken, daß noch jetzt aus dem Großherzogthum Posen von den Geschäftsleuten über die dortige große Nahrungslosigkeit geklagt wird, „da die Reicheren entweder alle fort seyen oder die Zurückgebliebenen ihr Alles fast nach Warschau geschickt hätten.“ Uebergehen wir diese Züge bei den Edlen, die sich fast von selbst so verstanden, so dürfen wir dagegen nicht unerwähnt lassen, wie sich die Begeisterung bei den Bauern aussprach. Gleich in

den ersten Tagen der Revolution waren die Bewohner Warschau's plötzlich durch die Erscheinung mehrerer 100 Bauern überrascht worden, die, den Geistlichen an der Spitze, ehe noch eine Aufforderung an sie ergangen seyn konnte, mit ihren grad'aus geschmiedeten Sensen, mit Musikern, welche die bekannte Menuette bließen, durch die Straßen von Warschau zogen und dadurch beredt die Nation sogleich an Kosciuszko's Kämpfe erinnerten. Aber besonders rührend ist uns folgender Zug erschienen, den wir in den polnischen Januarblättern fanden:

„Gegen 100 Bäuerinnen aus dem 7 Meilen von Warschau gelegenen Dorfe Zaborow eilten gestern frohlockend mit Grabgeräthschaften zu den Befestigungswerken herbei. Hirtengesänge mit Musikbegleitung mitten in der Hauptstadt brachten einen bezaubernden Eindruck hervor. Den Reigen führte eine fromme bescheidne Jungfrau in einem weißcarmoisinenen Ueberwurf, eine Masurenfahne tragend, worauf ein schöner Vers, der ungefähr so lautet:

Eilet, Töchter Wanda's, her!
Sehet, sehet Praga's Wälle,
Eilt herbei zur Landeswehr,
Tretet an der Männer Stelle!

„Ein Invalide ohne Füße, mit Narben bedeckt, begegnete diesen wackern Töchtern Polens, warf sich vor der Fahnenträgerin nieder, steckte ihr eine kleine Gabe in die Hand und entfernte sich mit Thränen in den Augen, alle Umstehenden unwiderstehlich hinrei-

ßend. Die ehrwürdige Erbfrau zu Zaborowka, Starostin von Zaleska, von ihren Enkelinnen umgeben, geleitete diesen herrlichen Chor tugendhafter Sarmatinnen zu den wonnevollen Mühen des Landes. Von allen Ständen gesellten sich Personen mit Begeisterung dem Zuge bei, und die Ehrengarde führte ihn mit Jubelruf an die bestimmten Orte." —

Zur Organisation der Bewaffnung, zur Erweiterung des Gemeingeistes und der Vaterlandsgluth, eilten die edelsten Landboten und Senatoren in die Provinzen; so der berühmte, schon früher verfolgte Roman Soltyk nach Sandomir, der spätere Minister des Aeussern, Malachowski, in die Wojewodschaften jenseits der Weichsel, und mit welchem Erfolg, davon zeugen die zahlreichen begeisterten Danksagungen jener Männer an ihre Mitbürger in den Januarblättern für deren glühenden Eifer.

Wie das Frühlingsgrün von einer eben geschmolzenen Eisdecke, schoß das öffentliche, so lange niedergedrückte Leben der Nation wieder auf und sonnte sich mit übermüthiger Lust an dem aufgegangenen Gestirn der Freiheit. Ueberall machte sich das Wort und die Rede Luft; — über 20 neue Zeitschriften tauchten mit einemmale in Warschau wie in den Provinzen in die Höhe, und wenn auch nicht alle gut redigirt waren, so konnte nach so langem Schweigen die Nation doch über sich selbst und ihre fortgeschrittene Intellectualität erstaunen, da die edelsten Männer Artikel für die Journale schrieben, und es sich nun zeigte,

welche Fülle von Kenntniß und Bildung sich die Edlen auf ihren beständigen Reisen ins Ausland erworben und wie jene patriotisch-wissenschaftlichen Gesellschaften, welche die russische Regierung zu unterdrücken nicht vermocht, gewirkt. Von den uns bekannten neuen Zeitschriften nennen wir: den weißen Adler, das neue Polen, das Journal der Universitätsgarde, der gewissenhafte Pole, l'Echo de Pologne, die polnische Zeitung mit einem Beiblatt, der Phönix, welches blos den Erinnerungen an die Helden Polens gewidmet ist, — der polnische Israelit, die Eintracht, dann in Plock den Plocker Courier, einen Lubliner Courier, einen Radomer Invaliden, ein groß-polnisches Journal in Calisch; endlich zwei deutsche Zeitungen: das Warschauer Blatt und die Warschauer Zeitung. Man sieht, die Nation sorgte sowohl für Christen als Juden, für Vornehme und Geringe, für das Ausland durch Zeitschriften in mehreren Sprachen; und doch gelang es ihr in letzter Beziehung nicht, ihren Zweck zu erreichen, unverfälschte und unverstümmelte Nachrichten dahin zu bringen. Denn es war als hätte sich die deutsche Nation besprochen, trotz allen Interessen für die polnische Sache, sich ihre Nachrichten nur durch die trübe Quelle der preussischen Staatszeitung zuleiten zu lassen. In manchen großen Städten wußte man auf den Zeitungsexpeditionen gar nichts von der Existenz eines oder des andern deutschen Journals, wohl der beste Beweis, daß Niemand es bezog, daß die daselbst bestehenden

Zeitungen um ungetrübte Nachrichten sich nicht kümmerten. Aber was die Redaction der Staatszeitung betrifft, so ist zu ihrer Rechtfertigung neuerdings, namentlich bei Gelegenheit einer auffälligen Desavouirung eines freisinnigen Artikels des königl. preuss. Oberstlieutenant von Willisen, auch in den Nürnberger Blättern ausführlich gemeldet worden, wie stark der Einfluß ist, dem sie unterworfen. Traurig genug für uns, wie für die Redaction! Denn es erbitterte ihre Art, zu erzählen, die Polen endlich so, daß sie von ihrer gewöhnlichen Politik, das Ausland mit der größten Schonung zu behandeln, abwichen und eine heftige Polemik gegen die Redaction der Staatszeitung begannen, die sogar neulich dahin führte, daß man à la Figaro von ihr sagte, sie habe den Knutenorden erster Classe erhalten. — Freilich können die Polen nicht vermuthen, es sey Unwissenheit, wenn sie z. B. die von der polnischen Regierung festgesetzten Preise für Lieferungen und Leistungen um die Hälfte verkleinert und wenn sie z. B. erzählt, es seyen 24 polnische Groschen pro Meile für eine zweispännige Fuhre bestimmt, dabei in einer ausdrücklichen Note den Betrag zu 4 Silbergroschen angibt, während es doch 6 gute Groschen beträgt; sie müssen folgern, daß dadurch indirekt der große Druck der Einwohner zu verstehen gegeben werden soll! — Dieß muß unnöthiger Weise nur erbittern. — Eher kann sie freilich mit den obigen Rücksichten entschuldigt werden, wenn sie z. B. in dem officiellen Berichte

Skrzynecki's die Stelle ausläßt: „Als wir in das Dorf Iganie einrückten, bot sich uns ein schrecklicher Anblick dar; schwangere Weiber und Kinder waren so eben von den sich zurückziehenden Russen ermordet worden," — wenn sie dann wieder ausläßt, als Skrzynecki von der Cholera sagt: „So bringt der Feind, der schon seit Jahrhunderten gegen unser Land gewüthet, auch noch diese Epidemie über uns, die letzte Plage, die uns noch fehlt", — wenn sie den herrlichen Eingang des Oberbefehlshabers zu seiner Correspondenz mit Diebitsch verbirgt. Aber es ist wahrlich ein Volk zu bedauern, das sein Alles opfernd in einem großen Kampfe daran setzt und nicht einmal die unverstümmelte Erzählung seiner Thaten, nicht den Weh- und Klageruf seiner Leiden vor eine große edle Nation bringen kann, welche es achtet und von der es so gern geachtet seyn möchte! —

Freilich kann es nicht auffallen, wenn auch in einer und der anderen dieser Zeitschriften Mißbrauch getrieben wurde, besonders in der Nova Polska. Aber es war diese nur unter den vielen die einzige, von jungen Leuten geschrieben, besonders von Adam Gurowski, der später in großen Mißcredit kam und nach Paris austrat. Ihrer wurde darum selbst auf dem Reichstage gedacht, weil man den Minister Lelewel für einen ihrer Mitarbeiter hielt. Derselbe erklärte aber nicht nur, daß er weder in Zukunft daran arbeiten würde, noch daß er je eine Arbeit hineingeliefert habe. Auch von dieser Erklä-

rung berichtete die preussische Staatszeitung nur die erste Hälfte. Warum nicht? Lelewel erschien ja so als das Haupt einer anarchischen Parthei, die er einmal durchaus anführen sollte.

Allerdings waren diese Zeitschriften eine der bedeutendsten moralischen Streitkräfte der Polen, namentlich da der Geistliche Klonowski in einem der patriotischen Clubbs ausdrückliche specielle Vorschläge machte, wie man die in der Hauptstädt vorgefallnen Ereignisse auf das Schnellste und Richtigste in den Provinzen verbreiten könnte, und namentlich die Geistlichen an solchen Orten, wo die Blätter nicht von allen gelesen werden können, zu beauftragen, von der Kanzel herab die Leute vom Gange der Ereignisse zu unterrichten. Und es ist schon ein erfreuliches Resultat dieses rein um geistige Güter und hauptsächlich mit moralischen Waffen geführten Kampfes, daß die russische Regierung sich genöthigt sah, auch zu solchen zu greifen, sie, die gern blos materielle Werkzeuge überall in der Welt gebraucht sähe, früher den altpolnischen Provinzen nur drei Zeitungen gestattet, und, wie uns versichert wurde, sie nicht einmal alle Artikel der Petersburger Zeitung geben ließ. Auf den Vortrag des Dirigenten im Ministerium des Innern, Geheimen Rathes Engelmann, wurden Anfangs Januar in den Gouvernements Astrachan, Kasan, Kiew, Nischney, Novgorod, Nobod, Ukrainsk und Jaroslaw Journale errichtet. Wir werden später bei Gelegenheit des Auf-

standes in Litthauen von ihnen zu sprechen haben. Der geistige Erfolg dieser Mittel ist für die Zukunft nicht zu berechnen.

Was nun aber zweitens hauptsächlich die Polen im Januar beschäftigte und Haß und Kampflust gegen Rußland zu steigern geeignet war, — das waren die Untersuchungen über die geheime Polizei, welche so schwer auf dem Volke gelastet. Der Dictator hatte, dem allgemeinen Verlangen nachgebend, unterm 1. Januar eine Commission von einem Senator, zwei Landboten und zwei ansässigen Bürgern niedergesetzt, welche untersuchen sollten, in wie fern die denunzirten Glieder dieser Polizei wegen Verläumdung, Lüge, Betrug u. s. w. peinlich bestraft werden könnten. Die Ergebnisse wurden dem Publikum mitgetheilt. Diese geheime Polizei spielt in der Geschichte Polens eine zu bedeutende Rolle, als daß es unsern Lesern unangenehm seyn sollte, aus einer Abhandlung darüber, die in den ersten Februarblättern der polnischen Zeitungen standen, folgende Mittheilungen hier zu finden:

Die große Anzahl der Spione, die mit jedem Jahre vermehrt wurde, heißt es, vertheilte sich nicht nur in die öffentlichen Häuser; man führte sie auch in Privatgesellschaften ein, wo sie den Auftrag hatten, jeden Schritt der als Patrioten bekannten Personen zu erspähen. In den letzten Zeiten vor der Revolution wurden einige Personen beständig von 4 bis 5 Spionen umgeben. Mit der immer mehr der

Anzahl nach zunehmenden Polizei vergrößerte sich auch die Behutsamkeit der Polen. Alsdann griff man zu den niedrigsten Kunstgriffen, um die Gedanken zu erspähen. Endlich verschwand das Vertrauen zu einander unter den Einwohnern von Warschau an öffentlichen wie an Privat-Orten; und es blieb den Kundschaftern nichts übrig, als den Cäsarewitsch mit Geheimnissen zu amüsiren, die der Freundschaft vertraut oder durch List, Heuchelei und Bestechung entlockt waren. In den letzten Jahren stieg die Verderbniß so weit, daß man auf die Gedanken der Bürger in den Cloac's sogar Jagd machte. Die erbärmlichsten Kleinigkeiten wurden als wichtige Dinge denunzirt. So z. B. denunzirte Makrott am 9. Mai 1829: „Man spricht in der Stadt, daß Graf Pac seiner Dienerschaft anbefohlen habe, beim Einzug des Kaisers keine Parade-, sondern die Alltagslivree anzuziehen." Und dennoch zahlte man für solche Dinge sehr gut, in der Hoffnung, wichtigere zu erfahren. So berichtet ein Agent aus Kalisch als einen höchst wichtigen Gegenstand, daß, wenn an einem Hoffest die Beamten zur Andacht sich einfinden, die Kirchenmusik den deutschen Marsch spiele. (Man muß dabei bedenken, daß alles Deutsche verhaßt ist und der Agent dieß wahrscheinlich als einen versteckten Hohn für die kaiserl. Familie auslegen will.) Für diesen Bericht bekam der Agent 100 Dukaten. Sobald der Reichstag herannahte, umzingelte man die Wohnungen der Deputirten u. s. w.

Der Schwur der Militärpolizei lautete:

„Ich schwöre im Angesicht des allmächtigen Gottes, des Einigen in der heiligen Dreieinigkeit, im Angesicht der allerheiligsten Jungfrau Maria, der Mutter Jesu Christi, im Angesicht aller Heiligen und meines heiligen Patrons, daß ich gegenwärtigen Regierungsdienst am eifrigsten erfüllen und alle Instructionsartikel, die mir ertheilt oder vorgelesen werden, aufs Genaueste beobachten will."

Nachdem der Schwörende gelobt, weder seinen Verwandten noch in andern Polizeiabtheilungen dienenden Menschen, noch ihren Oberhäuptern u. s. w. davon etwas zu sagen; daß er selbst nicht lügen, noch verheimlichen, noch verändern werde; — daß er, wenn ja entfernt, bis zum Tode schwiege, auch von seinem Eide, schließt er: „Gegenwärtigen Schwur helfe mir der Einige Gott in der heiligen Dreieinigkeit und alle Heiligen in der strengsten Pünktlichkeit erfüllen u. s. w. Zum Beweis, daß ich diesen Schwur abgelegt, unterschreibe ich ihn eigenhändig."

Unter den vielen wichtigen Notizen, die sich Birnbaum im Gefängnisse aufzeichnete, lautet eine: das Auge des Großfürsten. Als man ihn fragte, was er darunter verstände, gab er folgende Erklärung: Rosnieckt, Zander, Makrott, der Kammerdiener Kochanowski und viele andre Häupter des Spionenwesens hatten eine doppelte Geheimpolizei, die eine für den Großfürsten,

die andre für sich selbst, mit welcher letztern sie vorzüglich den Großfürsten umringten und ihn niemals aus dem Auge ließen. Es ereignete sich oft, daß er, durch eine Straße fahrend, von der Physiognomie eines Menschen frappirt wurde; er blieb also sogleich stehen, rief jenen herbei, sprach mit ihm einige, meistentheils unbedeutende Worte, und endigte gewöhnlich das Gespräch mit dem Ausruf: Paszol oder Won! (Geh! fort!) Ein solcher kleiner Umstand war hinreichend, diesen Menschen ins ewige Unglück zu stürzen; denn die Geheimpolizei nahm ihn sogleich in ihre Klauen und ruhete nicht eher, bis sie von ihm den Gegenstand des Gespräches erfuhr. Diese einzelnen Worte wurden alsdann der Grundstein zu einer abscheulichen Intrigue, deren Folgen Karren, das Karmelitergefängniß und Verzweiflung waren. Der Beweggrund dieser unerhörten Bosheit war höfischer Heuchelsinn. Denn sobald man diesen Unglücklichen dem Großfürsten vorstellte, wurde dieser daran erinnert, daß jenes Physiognomie ihn einmal frappirt habe. „Nun,“ rief dann der Großfürst, „sprecht, kann man mich hintergehen? Täuscht mich wohl mein Auge?“ Eine tiefe Verbeugung bezeugte die Vorsicht, den Scharfblick und die Untrüglichkeit des Fürsten! —

Die vorzüglichsten Häupter dieser Polizei waren bekanntlich der Oberst Saß, Curländer, der General Blumer; beide fielen am 29. November; der General Rosnieckì und der Polizeipräsident Lu-

bowidzki. Das Schicksal war den Polen auch später hierin ungünstig; die Papiere und Notizen des Obersten Saß wurden weggeschafft und, wie die Zeitungen behaupten, mit ihnen eine russische geheime Polizei in Lemberg für die durchreisenden Polen instruirt; Lubowidzki entkam mit 13 Bajonetstichen nach Breslau und soll dort gleichfalls dienen, die verdächtigen Polen anzuhalten. Rosniecki, ebenfalls verwundet, entkam nach Petersburg, und soll dann im Hauptquartier des Gen. Diebitsch dieselben Dienste leisten.

Ein anderer Gegenstand der Aufmerksamkeit der Nation und ein Mittel, die Kampflust zu erregen und zu steigern, waren die Clubbs oder patriotischen Vereine, die sich bereits im December in Warschau, darauf im Januar, meist unter dem Vorsitz eines Landboten in den Provinzen, wie in Kalisch, in Petrikau, in Kielce u. s. w. gebildet hatten. Trotz daß sie sich von den gefürchteten ehemaligen Jacobiner-Clubbs dadurch unterscheiden, daß kein Beispiel vorhanden ist, wo sie sich in die Leitung der Ereignisse selbst gemischt, so war doch der Name und die Erinnerung an die französische Revolution so ominös, daß viele der edelsten und eifrigsten Polen vor ihnen in Furcht geriethen. Ihr ganzer Zweck war, Verbreitung und Erhaltung des patriotischen Eifers im ganzen Lande, und hiemit beschäftigten sie sich allein. Sie hielten feierliche Versammlungen zur Erinnerung an die schönsten Epochen der polnischen

Geschichte, begingen sie mit Reden, Liedern, patriotischen Vorschlägen, ermahnten die Saumseligen in den Zeitungen, bezeichneten Mißbräuche, erließen, wie wir sehen werden, Adressen an beliebte und tüchtige Männer. Aber theils fürchtete man eine Ausartung, theils war einem großem Theile der Nation nur zu viel daran gelegen, den Aufstand rein von allen Flecken in der Meinung des Auslands zu erhalten. Die polnische Großmuth war hierin zum Schaden ihrer Sache, wie z. B. bei der Entlassung eines Corps von 8000 Russen mit Waffen und Geschütz, schon fast zu weit gegangen, und so hätte man lieber auch hier die unzuläugnenden vortheilhaften Einwirkungen solcher Vereine auf den Nationalgeist entbehrt, um nur vor dem Auslande dem Anschein jeder umkehrenden socialen Revolution zu entgehen. Es geht dann auch aus allem Spätern hervor, daß es die Absicht, besonders der diplomatisch Gebildeten, wie Czartoryski's, war, die Revolution von 1830 als eine Fortsetzung der schönen Constitutionsperiode von 1791, die nur durch äußere Gewalt unterbrochen war, — und die ganze polnische Nation in dem Zustand jenes Jahres restituirt — erscheinen zu lassen. Wir werden später sehen, daß von diesem Standpunkte aus nicht das Königreich Polen allein, sondern das ganze alte Polen in seiner ursprünglichen Einheit jetzt wieder handelnd erschien. Darum die große Aengstlichkeit, keine sociale Umkehr der Dinge für einen Theil dieses Landes, als welchen man

nach vielen Mühen und Hindernissen in London und Paris ankamen, nach Petersburg gerichtet. Bekanntlich hatte noch der Administrationsrath zur Unterhandlung den ehemaligen Finanzminister Lubecki gleich in den ersten Tagen des December dorthin gesandt, der Dictator den Landboten Jeszierski ihm beigegeben, und später den Obristlieutenant Wylezynski mit Depeschen ihm nachgeschickt. Was man sich in Warschau von diesen Unterhandlungen versprochen, ist nur zu vermuthen. Der standhafte Charakter des Kaisers war Allen bekannt. Anfangs Januar hatte man die erste Proclamation des Kaisers zu Gesicht bekommen, in welcher der Nation die Waffen niederzulegen, dem Heere nach Plock zu marschiren befohlen, den Urhebern des Aufstandes Strafe gedroht wurde. Sie war im ganzen Lande bekannt, doch der Dictator publicirte sie nicht. Es geschah erst, als man sah, daß sie die Nation mit Gleichgültigkeit aufnahm. Die polnische Staatszeitung machte ausdrücklich die Bemerkung dazu, der Kaiser habe die Deputation bei der Erlassung derselben noch nicht empfangen gehabt, dadurch andeutend, diese werde eine andre Antwort erhalten. Die Instruktionen der Deputation waren nicht bekannt. Dagegen erwähnten viele Zeitungen der Gerüchte vom Befehl zum Einmarsch der Russen, von Dislocirung der polnischen Officiere im litthauischen Armeecorps, von Gefangennehmung patriotischer Männer in Litthauen und Volhynien, wie des Chodkiewicz und

des Dichters Koszenowski. Man sah, den Zeitungen lag daran, dem Volke alle Hoffnung auf Ausgleichung zu nehmen, der Regierung, es zu beruhigen und nicht aufzuregen. Es gingen aber von Petersburg fortwährend solche Nachrichten ein, welche die letzte Absicht immer schwerer machten. Am 13. Januar erfuhr man in Warschau, daß die Reise der Deputirten in Narva angehalten worden, daß der Kaiser ihnen sagen lassen, wie er die Beweggründe ihrer Reise gar nicht kenne, und daß, wenn sie Abgeordnete einer neuen Gewalt in Warschau seyen, sie nicht kommen dürften, nur wenn sie in ihren Amtspflichten zu ihm erschienen. Lubecki antwortete, er käme als Minister des Königs; Jescierski, er käme als Landbote des Königs; darauf durften sie weiter reisen. Bald darauf wurde die Proclamation des Kaisers an die Russen vom 24. December bekannt, welche die Nation noch mehr verletzen mußte: der Kaiser erzählt, man habe den Cäsarewitsch vor Warschau deshalb gebeten, die bei ihm gebliebenen polnischen Truppen zurückzuschicken, damit sie gegen Mord und Brand schützen helfen könnten u. s. w. Das mächtige Rußland könne die Unruhestifter mit einem Schlage vernichten. Denselben Eindruck mußte die Erzählung des Aufstandes in Warschau in einer Beilage zur Petersburger Zeitung vom 3. Januar machen; wo auf höhnische und verletzende Weise jene Thatsachen berichtet wurden, die sich das polnische Volk zum höchsten Ruhme an=

rechnete. „Die Einführung der Disciplin im Heere und die geregelte Organisation der Verwaltung habe den Feinden der Ruhe eine Verletzung der Verfassung gedünkt. Thörichte Jünglinge hätten, sonderbar genug, Gleichgesinnte unter Personen gefunden, die ihrem Berufe und ihren Jahren nach, sie den Händen der Gerechtigkeit hätten überliefern sollen. Die Deputirten und Edelleute, die sonst noch darum gewußt, hätten die Anzeige wahrscheinlich nur aus Mitleid unterlassen, und bei der Krönung, nur um die Thoren los zu werden, gesagt, daß es noch nicht an der Zeit sey. Leider fände sich sogar auch ein Mann dabei, der allgemeine Achtung genösse; dieser achtzigjährige Greis (Niemcewicz), gewohnt sich mit Träumen zu schmeicheln (er ist bekanntlich Dichter), habe eine übertriebene Herablassung gegen wahnwitzige Thoren bewiesen. Im Lager bei Warschau im September seyen neue Mitglieder hinzugetreten. Endlich habe man auch den Phantasten Lelewel durch schwülstige Redensarten und grobe Schmeicheleien mit hineingezogen. Darauf folgte die übertriebenste Schilderung von Mord- und Brandscenen am 29. November; endlich der Bericht, der General Chlopicki habe, nur um Ruhe zu stiften, die Zügel der Regierung übernommen."

Man kann sich denken, welchen peinlichen Eindruck dies auf die Nation machte, als diese Erzählung in einem Augenblick erschien, wo die Deputation bereits in Petersburg war und man in deren Angesicht diese

Erzählung drucken ließ. Was hatten sie für Instructionen, wie hatten sie die Sache dargestellt? Hatten sie die Nation auch verrathen. Warum hatte man sie gewählt? Um so peinlicher mußte man dies empfinden, als bekanntlich schon am 20. December der Reichstag das bekannte Manifest, in welchem die polnische Nation ihre Leiden den Völkern-Europas vorgestellt, votirt hatte, und dasselbe von allen Mitgliedern, Czartoryski an der Spitze, unterschrieben worden war (denn mit diesen Unterschriften erschien es im Constitutionnel) und Chlopicki es zu unterschreiben, zu publiciren, es den Agenten folglich zur Ueberreichung zuzustellen verboten hatte. Um so peinlicher, sage ich, mußte dies empfunden werden, als der Petersburger Bericht mit ungemeinem Geschick, einzelne Stellen abgerechnet, redigirt war. Jetzt nur erst ward den polnischen Zeitungen das Manifest zum Abdruck von einigen Reichstagsmitgliedern zugestellt. Was mußte jene Petersburger Erzählung auf die altpolnischen Provinzen, was auf die Russen für einen Eindruck machen, wenn sie wie aus den Mittheilungen einer polnischen Deputation geflossen erscheinen konnte? Was halfen dagegen jene Manifeste, die von den polnischen Vereinen unter den Russen verbreitet wurden? *)

---

*) Wir geben eines an die Russen zur Probe:

Die Polen den Russen.

„Mit Euch zugleich unter die eiserne Ruthe unmenschlicher und launenhafter Despoten gebeugt,

Am 7. Januar war Wylezynski mit Depeschen vom Staatssecretär Grabowski, der in Petersburg anwesend war, im Namen des Kaisers zurückgekommen; Niemand erfuhr von deren Inhalt etwas; nur konnte man ihn errathen, da der Dictator an demselben Tage den Reichstag auf den 17. Januar nach

mit Euch unter der Last eben so schwerer als schmachvoller Ketten seufzend, haben unsre gemeinschaftlichen Mühen, sie abzuschütteln, russische Brüder, seit 4 Jahren schon zum Theil die Schmach einer langen Knechtschaft verwischt. Das Geschick verrieth bisher unsre Hoffnungen, aber das Blut Eurer jungen Freiheitshelden ist nicht vergebens geflossen; es durchglühte die kalten Kerker unserer Brüder. Unglücksgefährten, es kittete für immer zwei edle Völker aneinander! Eure Schuldner geblieben, schworen wir bei diesem heiligen Blute, unsre Schuld zu zahlen; heut erfüllen wir unsre Eide. Die Stunde gemeinsamer Befreiung hat geschlagen. Glaubet dies der Stimme von 300,000 Polen in Waffen, die es Euch zu beweisen, zu sterben bereit sind. Lasset Euch nicht mehr durch die List eines kalten, unversöhnlichen Tyrannen täuschen; bewahrt Euch vor der Schmach, Eure Fesseln selbst fester zu schmieden; fürchtet die Flüche der verrathenen Nachwelt. Der große Geist des Jahrhunderts, dessen Fortschritte nichts aufhalten kann, die blutigen Manen der Pestel, Rigeleff, Murawieff (bekanntlich 1825 in Petersburg hingerichtet) blicken auf Euch und werden Euch richten." — Die Proclamation ist auf die Russen, besonders das Letzte auf deren religiösen Glauben, richtig berechnet. Man findet sie französisch auch im Constitutionnel.

Warschau berief, um „auf Anlaß der eingetretenen Nothwendigkeit über die fernern, die Sicherstellung der Nationalexistenz erzielenden Mittel Seitens der Volksrepräsentanten zu entscheiden." — Es war also etwas vorgefallen, was den Dictator veranlaßte, seiner unbeschränkten Gewalt ohne Zuziehung des Reichstages sich nicht allein zu bedienen.

Das Geheimthun der Regierung; die Unterlassung, durch Publication des Manifestes die Nationalsache und Nationalehre des Aufstandes zu wahren; die Unterlassung der Publication jener Acte, wodurch die Revolution vom Reichstag als national anerkannt worden; die Ahnung von den Instructionen und dem Benehmen der Deputation in Petersburg; die fortwährenden Gerüchte von bevorstehender gewaltsamer Schließung der Clubbs vom Dictator; die Unthätigkeit in der Bewaffnung, da erst jetzt der Befehl, 100 neue Kanonen aus den entbehrlichen Kirchenglocken zu gießen, erging, da erst jetzt die Prämie von 2000 Gulden für 100 aus dem Ausland herbeigeschaffte Gewehre ausgesetzt wurde; was alles schon vor 5 Wochen hätte geschehen sollen, — alles das verursachte jetzt schon, daß eine große Unzufriedenheit mit der Dictatur sich aussprach, und zwar bei allen Classen und Parteien. Die jüngern Urheber der Revolution, die ihn eingesetzt, und die Armee — ihr Organ war das Neue Polen — glaubten jedoch nicht, daß die Schuld an dem Dictator, sondern an den ihn umgebenden Personen läge, weil

sie noch immer den Fürsten Czartoryski und die Edlen verkannten. Ja, Gurowski drohete sogar mit einer Contrerevolution, die gegen die angeblich lauen Edlen sich richten und eine noch reinere Militärgewalt herstellen sollte. Dagegen traten diese in der Warschauer Staatszeitung jetzt gegen die Dictatur selbst hervor, um zu zeigen, welchen Fehler man durch die Einsetzung derselben im Nationalinteresse begangen. Dahin lautet jene, von der preuss. Staatszeitung mitgetheilte Stelle vom 9. Januar: „Die eiserne Hand, mit welcher der Dictator ausgerüstet ist, lag nicht in den Wünschen der Nation. Alle Regierungsbefehle (d. h. die vom Conseil ausgehen) werden von Seiten der Nation mit der größten Bereitwilligkeit vollzogen. Die Dictatur ist eine Wirkung ohne Ursache. Europa wird dies unmöglich begreifen können; es stutzt, combinirt und folgert, oder vielmehr, Europa wird glauben und sagen, wo eine Wirkung ist, müsse auch eine Ursache seyn, und wenn die Polen also eine unumschränkte Dictatur einführten, so mußten sie, wie früher, Spaltungen, Factionen und Stürme unter sich voraussetzen, und sind daher zu diesem ausserordentlichen zurückschreckenden Mittel genöthigt worden." Freilich drangen sie in demselben Blatte dennoch auf unbedingten Gehorsam gegen den einmal bestehenden Dictator, was die pr. Staatszeitung wieder für ein Zeichen großer Verwirrung ansah, uns aber stets eines großen Gehorsams gegen das Gesetz und großer Ordnungsliebe erschien.

Nichts gibt aber mehr über den Zustand der öffentlichen Meinung und dabei der edlen Haltung der Nation Aufschluß, als eben der obenerwähnte Vorfall mit dem Oberstlieutenant Dobrzanski, der so viel Lärm auswärts machte. Am 12. Januar berichtete dieser, daß er von einem Ausbruch einer Verschwörung gegen den Dictator durch einen Lieutenant vernommen, und daß das Sappeurbataillon mit Dolchen ihn beginnen solle; daß er die Reservebatterie bewaffnet, weil er gehört, wie Mochnacki einem Bürger gerathen habe, seine Frau in Sicherheit zu bringen, und weil Lelewel, Ostrowski und Bronikowski eine Zusammenkunft gehabt, in welcher sie gesagt, wenn die Clubbs geschlossen würden, so werde allgemeine Unzufriedenheit ausbrechen, und nun Grzymala den Fürsten Czartoryski ersucht habe, dem Dictator zu rathen, daß er die Clubbs schlösse. Auf solche Kleinlichkeiten hin läßt Chlopicki den Minister Lelewel arretiren und will einer besondern Commission die Untersuchung anvertrauen. Diesen Willkührlichkeiten machte nun gerade das Nationalconseil ein Ende, indem es die augenblickliche Freilassung Lelewels und der übrigen Angeklagten bewerkstelligte und die Untersuchung dem ordentlichen Richter, dem Tribunal von Masowien, übertrug. Es ergab sich, daß nicht ein Wort an diesen Berichten wahr sey, und man sieht nun daraus, wie man von der Dictatur in Warschau gesprochen haben muß, um solche Gerüchte möglich zu machen, wie die Ar-

mee noch sehr ängstlich um den Dictator besorgt war, und welchen Einfluß Czartoryski übte.

So peinlich der Eindruck war, den dieser Vorfall machte, so war das Vertrauen in Chlopicki immer noch so groß, daß die Entwicklung der Katastrophe mit ihm doch auf das Heftigste überraschte. Am 13. Januar war der Deputirte Johann Jezierski mit der Antwort des Kaisers von Petersburg zurückgekommen, und am 19. las das erstaunte Publikum Folgendes in den Zeitungen:

„Am 16. lud der Dictator die Reichstagsdeputation zu sich und erklärte ihr, er könne es nicht über sich nehmen, das Heer in den Krieg zu führen, halte vielmehr für nöthig, daß man sich in Unterhandlungen einlasse, und wolle deßhalb die Dictatur niederlegen. Er zeigte derselben zugleich ein Schreiben vor, in welchem ihm der Kaiser für die einstweilige Leitung der Angelegenheiten dankt und ihn ermahnt, in die dem Administrationsrath ertheilten Aufträge einzugehen; eben so zeigte er ihr auch ein Schreiben des Fürsten Lubecki ähnlichen Inhalts, wobei er hinzufügte, daß er hiernach die Dictatur nicht weiter fortführen könne. Alle Vorstellungen der Deputation blieben ohne Erfolg, und sie trennte sich, von Schmerz ergriffen und in tiefer Bewegung, vom Dictator. Am folgenden Tage sammelte sich dieselbe Deputation Morgens wieder und machte dem Dictator schriftlich den Antrag, den uneingeschränkten Oberbefehl über die Armee zu übernehmen. Die Verwaltung des

Landes solle dann einer abgesonderten Behörde anvertraut werden. Diesen Vorschlag wollte schon eines der Mitglieder (Barzykowski) nicht mehr unterzeichnen, in der Meinung, daß dasselbe nach dem, was vorgegangen, völlig überflüssig sey. Die Reichstagsdeputation, auf alle Fälle bedacht, zog indessen Erkundigung darüber ein, welche Gesinnungen und Rathschläge die höheren Militärs für den Fall hegten, daß eine Veränderung des Oberbefehls durchaus nothwendig seyn sollte; diese erklärten indeß einstimmig, daß die Truppen von der aufrichtigsten Ergebung für das Vaterland beseelt seyen; einer von den Obergeneralen (Krukowiezki) betheuerte: „Ich kenne den Geist, welcher die Vertheidiger des Vaterlandes beseelt, wir setzten Alle unser Vertrauen in die Repräsentanten der Nation, und wenn diese einen Tambour an die Spitze stellten, würden wir seinen Befehlen gehorchen.“ Gegen Abend erhielt die Deputation von dem Dictator auf ihren Vorschlag die Antwort: „er könne einzig und allein eine solche Dictatur übernehmen, welche auch noch von der bisherigen Einschränkung befreit wäre.“ Hierauf erwiederte ihm die Deputation, daß sie zur Uebertragung einer solchen Dictatur nicht bevollmächtigt sey; der Dictator möge seine Propositionen dem Reichstage vorlegen, dessen Eröffnung die Deputation heute entgegensehe. Nach Empfang dieser Antwort legte General Chlopicki die Dictatur nieder. Man hat bemerkt, setzt die Warschauer Zeitung dieser Antwort

noch hinzu, daß der Dictator während seiner Verhandlungen mit der Reichstagsdeputation in so großer Bewegung gewesen sey, daß man eine Wiederkehr des apoplektischen Anfalls, von welcher er in den ersten Tagen der Unruhen betroffen worden, besorgt habe."

Es ist schwer, den niederschlagenden Eindruck und den theilweisen Schrecken zu schildern, welchen diese Nachricht in Warschau und im ganzen Lande hervorbrachte. Denn selbst der Reichstag und die Edlen, welche in die Dictatur nur gezwungen und der in den ersten Tagen ungestüm sich aussprechenden Volksmeinung nachgebend, gewilligt, die in Chlopicki's Benehmen nichts als kostbaren Zeitverlust erblickt hatten, mußten für ein großes Unglück halten, daß der einzige General, der das Vertrauen der Armee und Nation hatte und Hoffnung zum Sieg gab, den Oberbefehl zu behalten sich weigerte, abgesehn von dem moralischen Eindruck dieser Abdankung auf das Volk. Denn es war vorauszusehn gewesen, daß es trotz Chlopicki's Unterhandlungsversuchen zum Kampf kommen mußte, und sobald er ins Feld mit dem Heer rückte, ging nach dem Beschluß an eine andere Gewalt die Verwaltung der innern und diplomatischen Angelegenheiten über, die mit Geschick seine Fehler verbessern konnte. Um den Feldherrn zu erhalten, hatten sie sich den Dictator auf eine Zeit lang gern gefallen lassen. Diese Aussicht war nun verschlossen, denn Chlopicki hatte erklärt, eben als Soldat

sehe er glücklichen Ausgang für eine Unmöglichkeit an. Die Jugend, die ihn erhoben und die diplomatisch gebildeten Männer in den Hintergrund gedrängt, sah, daß der schwachköpfige Mann statt den Soldaten den Politiker gespielt und sich mit der Illusion getäuscht habe, der Kaiser werde durch Unterhandlungen die ihm ausschweifend erscheinenden Wünsche der Nation befriedigen; sie sah, daß er die Rüstung nur zum Schein betrieben, um, den Volkswünschen nachgebend, die Ruhe zu erhalten, daß also diejenigen ernstlichen Vorkehrungen, die nicht an der Oberfläche Allen sichtbar lagen, nicht getroffen seyen. Auch sie, wie die Armee, hatte gerade durch die Dictatur ihren Befehlshaber verloren und so selbst durch ihn den Zeitverlust verursacht; sie sah über das Bisherige sich die Augen geöffnet. Er hatte sie oder sich getäuscht, indem er der Nation die Eröffnung des Kampfes erst im Mai vorgespiegelt; er mußte jetzt wissen, daß derselbe nahe bevorstehe, daß die Wojewodschaften offen dem Feinde vorlagen. Er, der eigentliche Mann des V o l k s, der kühne Soldat, hatte die Sache aufgegeben, was sollten sie von den Edlen, jenen „vornehmen Herren", erwarten? Hätte man so noch länger das Volk in seiner Ungewißheit gelassen, wohl wäre der Muth in diesem Augenblicke gänzlich gesunken. Aber hier traten nun die Notabeln des Volkes in ihrer ganzen Größe und ihrer Entschlossenheit schnell hervor, und überzeugten die polnische Nation, daß immer noch sie es waren, welche für das untheilbare Vaterland

ihr Alles daran setzten. Noch am 18. erschien, von dem Fürsten Czartoryski unterzeichnet, im Namen, der Reichstagsdeputation eine Proclamation, welche die Abdankung Chlopicki's und das Zusammentreten des Reichstags meldete und mit den schweren Worten schloß:

„Mit vereinten Kräften schreiten wir nun zu einem Werk, welches die Freiheit und die Nationalexistenz für ewige Zeiten befestigen wird.“

Hier ist der glorreichste und entschiedenste Wendepunkt der polnischen Revolution. Die ersten Männer des Volks traten nun im vollen Einklange mit dem Volkswillen entschieden an die Spitze; die unnatürliche Dictatur, die reine Militärgewalt, verschwand; sie, die am wenigsten für einen solchen moralischen Kampf sich schickte und leider die natürliche Folge davon gewesen war, daß der Ausbruch der Revolution nur durch militärische Kräfte zu bewerkstelligen gewesen war, ein Umstand, der zugleich auch die Nation verführt hatte, auch ferner von bloßen Militärkräften die Durchführung zu hoffen; deutlich erwies sich nun die längst schon vorhanden gewesene und verkannte Gesinnung der Edlen. Ihr Benehmen mußte um so mehr Vertrauen erregen, als sie vorher der Volksmeinung ihr Recht hatten widerfahren lassen, als sie schweigend geduldet, daß die, welche das Zeichen der Revolution gegeben, sie von den höchsten Posten verdrängten, daß sie dennoch der vom Volk angesetzten Gewalt ihre Mitwirkung nicht versagt,

ihr gehorsam gewesen und erst heraustraten, als diese in ihrer Schwäche sich selbst vernichtet. Eine unschätzbare Zeit war zwar verloren, aber es war ein Glück, daß sie nicht länger dauerte, daß Chlopicki wohl ein schwacher Mensch, aber kein Verräther war und das ihm Anvertraute in die Hände der Nation wieder zurückgab. Nach dem Verschwinden jener unnatürlichen Gewalt trat die oben angedeutete natürliche Entwicklung wieder ein. Ein entschiedener Entschluß, zu dem der Volksmann nicht gekommen, war ausgesprochen, den Bestrebungen der Nation ein bestimmtes Ziel gegeben, das Palladium der Nationalehre bewahrt. „Unsre Sache ist eine heilige," rief ihr Czartoryski zu, „unser Schicksal ist in den Händen Gottes, aber in unserm Herzen ist die Nationalehre, welche wir unbefleckt unsern Nachkommen hinterlassen müssen."

Auf diesen Mann, den edelsten und größten Polen, sah nun die Nation mit gläubigem Vertrauen. Fürst Adam Czartoryski, der Jugendfreund Alexanders, am russischen Hofe erzogen, lange Zeit Minister der auswärtigen Angelegenheiten daselbst, aber im Herzen wie mit dem Munde immer ein echter Pole, hatte dem Kaiser den Entwurf zu der polnischen Constitution gearbeitet; sie fand dessen vollsten Beifall; nur einen Punkt, die Vereinigung von Litthauen, Podolien und Volhynien mit Polen, wagte der Kaiser ohne Beirath eines russischen Großen nicht zu gewähren. Nowosilzof, auch hier um Rath

gefragt, widerrieth. Dieser, echter Russe und die russische Politik verfolgend, suchte selbst die gewährte Constitution zu stürzen und darum den Fürsten Czartorycki, der ihn früher selbst empor gehoben, aus der Gunst des Kaisers zu verdrängen. Denn so lange dieser Wache hielt, war an Umsturz nicht zu denken. Czartoryski war nun auch Curator der Universität Wilna, und verläugnete in diesem Amte so wenig seine Grundsätze, als in seinem übrigen Leben. Unter seinem Schutze erfreute sich die Universität einer Lehrfreiheit, die in Rußland unerhört war *). Polens vergangene Größe war der Gegenstand besonderer Vorlesungen, und durch ganz Litthauen verbreitete sich von Wilna aus eine in diesen Gegenden ungewöhnliche Bildung und Geistesunabhängigkeit. Dadurch stürzte ihn Nowosilzof. Er bewies, daß dies der Weg sey, die russisch-polnischen Provinzen von Rußland loszureißen. Czartoryski fiel; Nowosilzof kam an seine Stelle.

Näher noch, als durch diese Züge, die wir der Brochüre: „über die polnische Frage (Paris Heideloff)“, entlehnen, tritt uns der Mann durch seine Rede, die er am 30. Januar auf dem Reichstage nach seiner Wahl zum Präses der Nationalregierung hielt, vor die Seele. „Das Schicksal verfügte, daß ich die größere Hälfte meiner Jahre in der traurigen Epoche

---

*) Von ihm war die zweite Seele der Revolution, Lelewel, nach Wilna berufen.

zubringen sollte, wo der Name Polens aus der Charte Europas verbannt und wo für das Vaterland, für die Nation, einzig und allein von dem Monarchen etwas zu hoffen war, der über den größten Theil unsers Landes herrschte. Er war jung, edel und Polen geneigt. Ich glaubte, die glückliche Fügung benützen zu müssen und machte es mir zur Richtschnur und Grundlage meines Strebens, den Ruhm Alexanders mit der Beglückung und Wiederherstellung des verlassenen Polens zu verschmelzen. Zur Verwirklichung sämmtlicher Absichten des für uns stets gleichgesinnten Alexanders bedurfte es blos noch der Vereinigung der Provinzen, deren Verweigerung die heutigen Ereignisse herbeiführte. Ewig wird die Geschichte für die Nachwelt das zum Nachdenken auffordernde Gemälde von jenem Zeitraum aufbewahren, wo die Polen während der Zeit der Zerrissenheit ihres Vaterlandes überall, wo sie das Schicksal hingeführt, es sey an der Seine oder an der Newa, nach Verhältniß ihrer Mittel und Lage, in den Anstrengungen nicht nachließen, welche nur dem Vaterlande ersprießlich seyn konnten. Ohne sich gegenseitig zu kennen, oft sogar in vielen Beziehungen in gerade entgegengesetzter Richtung wirkend, eilten sie nichts desto weniger, von gleichen Gefühlen geleitet, einem Ziele entgegen. Meine Ueberzeugung war, daß Polen durch den Verband mit einem Volke gleichen Stammes, in Folge wenn auch langsamer, aber überlegter, stei-

gender und unablässiger Bemühungen, endlich wieder in den Besitz seiner Integrität und Selbstständigkeit gelangen konnte. Allein die mehrjährige Uebertretung der Gesetze und der Verfassung und die vielen Verfolgungen vereitelten alle Hoffnung und schwächten jenes zur Richtschnur meines Verfahrens angenommene Princip, welches vollends durch die unsere Revolution begleitenden Ereignisse zerstört wurde, und demnächst schwand jede mögliche Aussicht, dasselbe in Anwendung zu bringen. Die Bande sind nun gelöst und laut hat die Nation ihre feste Ueberzeugung ausgesprochen. Was nun die Politik für das Land auch anempfehlen mag, so ist es unter solchen Verhältnissen die Pflicht jedes Staatsbürgers, dem so unverholen, so einmüthig ausgesprochenen Willen der Nation mit seinem ganzen Wesen sich anzuschließen. So habe ich gehandelt. Von diesen Beweggründen bestimmt, nehme ich nunmehr die ehrenvoll mir auferlegte Last an; ich werde sie mit starker Seele und Ausdauer tragen."

So war also Czartorysky seit so langen Jahren der Genius der polnischen Unabhängigkeit, Freiheit und Integrität gewesen, und ihm hauptsächlich hatte die Nation jenen Geist zu danken, den wir im ersten Capitel schilderten. Und ihn konnte Anfangs die Jugend einem rohen Soldaten opfern? Doch entschuldigen wir sie, gerade der Geist freien Bürgerthums, den ihnen Czatorysky eingeflößt, verleitete

sie, vor Aristokraten so zu zittern, daß sie sogar ihn, ihren Schutzgeist, verkannten. Aber was als das Rührendste und Erhabenste aus seiner Darstellung hervorgeht, ist jenes in der Geschichte Unerhörte, daß während Dombrowski mit der polnischen Wehrkraft dem größten Feinde Alexanders zur Erkämpfung des Vaterlandes diente, Czartoryski, in demselben Augenblicke jenen unbewußt, im Cabinette desselben gegen Napoleon, somit anscheinlich auch gegen sie, arbeitete, und doch auch zur Wiederherstellung des Vaterlandes. Intellectualität wollte er in Rußland, darum auch in Polen, verbreiten, gewiß, daß dies das sicherste Mittel sey, Polen von Rußland loszureißen; während Dombrowski den Heldensinn und abenteuerlichen Rittergeist der Nation wach erhielt, der in dem ungeheuren Kampfe am wenigsten entbehrt werden konnte. Hauptsächlich gibt er uns aber Aufschluß über sein Benehmen bei der Revolution. Er, wenn Einer, hielt durch sie alle Bande gelöst und den Aufstand für nothwendig, und übernahm gleich Anfangs eine Rolle. Er wußte, als Minister im russischen Cabinet und in die russische Politik sonst eingeweiht, daß an eine Aussöhnung mit dem Kaiser nicht zu denken wäre, daß ein Kampf auf Leben und Tod beginnen oder Polen vertilgt seyn müsse; wohl mußten ihm Nowosilzofs frühere Worte in den Ohren klingen, als er ihn stürzte: „Gewähren wir dem Czartoryski die Vereinigung der polnischen Provinzen, dann ist Rußland nach

Asien gedrängt und hat keinen Sitz mehr im Rathe der europäischen Fürsten." Die Vereinigung der Slaven war in Ewigkeit nicht möglich. — Aber die Nation hatte eben „ihren Willen noch nicht so einmüthig und unverholen ausgesprochen" — folglich wich er dem Chlopicki und stand ihm, selbst auf seinem thörigten Wege, mit Rath bei. Alle dessen Verordnungen, dessen ganze Thätigkeit während der Dictatur, gingen auf Vorschlag Czartoryski's, nur die Thorheiten, die Arretirung Lelewels und des Lubowizki, Bruder des geflüchteten Polizeibeamten, u. s. w. gingen von jenem allein aus. Ob ihm Czartoryski den Rath gegeben, eine noch unumschränktere Dictatur nach Niederlegung der ersten zu verlangen, um durch die Unmöglichkeit der Gewährung ihn dann ganz zu entfernen, steht dahin. —

Aber wahrlich, meine ganze Seele erhebt sich bei dem Bilde dieses Polen, so wahrhaft groß wie Washington! Unsre Leser werden dasselbe fühlen, wenn sie im Verlauf der Ereignisse die Worte mit uns lesen, mit denen er die Nation bei jeder Krisis ansprach und aufrichtete. Und der Gott der Jagellonen gab ihm später in Skrzynecki einen andern großen Menschen zur Seite. Beide erweckten dem Schooße Polens die wunderbaren, von uns angestaunten Kräfte. —

Nun zu der fernern Geschichte, die sich von jetzt auf das Schnellste entwickelte.

Am 19. noch versammelten sich nach gehaltenem Gottesdienste beide Reichskammern und vereinigten

sich. Czartoryski eröffnete nach der Mittheilung der Abdankung Chlopicki's den Senatoren die Lage des Landes. „Man hat jetzt darauf zu sehen," sprach er, „daß man eine starke Regierung errichte, die geeignet ist, alle Kräfte des Staates in Bewegung zu setzen; man muß sich von der innern Lage des Landes zu überzeugen suchen, und dessen Verhältnisse nach Aussen hin feststellen. Die Nation, von einem unaufhaltsamen Strome fortgerissen, hat nunmehr laut und einstimmig ihre Wünsche und die Bereitwilligkeit, sich zu vertheidigen, verkündet. Aber es gibt auch Momente, wo die Schicksale der Völker nicht von den sie beherrschenden, zufälligen Umständen, sondern von ihnen selbst abhängig sind. In einem solchen Momente befindet sich Polen jetzt. Der vernünftige Genuß der erlangten Freiheit hängt von der Nation ab; sie selbst muß sich helfen und beweisen, daß sie sich ganz den Bedürfnissen des Landes opfern könne." Darauf erhob sich der Marschall der Landboten, Wladislaw Ostrowski, und sprach noch entschiedener: „Lieber untergehen," rief er, „als sich unterwerfen. Jetzt ist es Zeit, sich entscheidend über das Schicksal Polens zu berathen. Man hätte dieß vielleicht schon früher thun sollen; doch ist die Zwischenzeit nicht ganz verloren gewesen. Die Einen von uns, welche am Steuerruder der Regierung saßen, bemühten sich, die innere Ordnung zu sichern (nicht also der Dictator), nach Außen hin aber sich in unsern Verhält-

nissen zu den Völkern Europas und ihren Ansichten zu orientiren; die Andern erweckten an allen Enden des Königreichs den Geist der Eintracht, welcher unsre Decemberberathungen auszeichnete, und überzeugten sich überall, mit welchem Eifer die ganze Nation den Verordnungen des Reichstags beitrat. Die regulären Truppen mehren sich täglich; der Bürger greift zum Schwerdt, der Bauer zur Sense; in alle Zweige der Verwaltung kehrt Ordnung ein; der Nationalgeist sammelt frische Kräfte; Abgesandten der Nation wurde von befreundeten Nationen Unterstützung zugesichert. Jetzt ist daher der entscheidende Augenblick, wo die versammelten Volksrepräsentanten das begonnene Werk vollenden müssen. Man darf nicht auf die Zahl sehen, nicht auf einen Mann, sondern auf die Gesinnung Aller. Die constitutionellen Völker Europas, welche sich auf ihren Rednerbühnen und in ihren öffentlichen Blättern frei für Polen erklärt haben, warten nur darauf, daß diese ihre Selbstständigkeit aussprechen, und von den Ufern der Seine und Themse werden Hülfstruppen nahen. Man muß also das Wort vertrauenvoll aussprechen; dieß ist die erste Pflicht des Reichstags."

Man sieht: nicht einzelne Mitglieder, sondern die ersten Vertreter des Volks fordern hier, Czartoryski verdeckter, Ostrowski offner, den Reichstag auf, den vollständigsten Bruch mit Rußland, die

Unabhängigkeit, auszusprechen. Nur durch zwei Dinge unterscheiden sich beide Reden. Ostrowski deutet auf auswärtige Unterstützung, nicht aber direkte, sondern es war die Aussicht auf einen Krieg in Folge der Revolution, in den Rußland mit verwickelt würde, den diese Parthei erwartete. Denn jeder Krieg, wenn er nur Rußland mit hinein verwickelte, hätte ihr das Signal zur Empörung gegeben, und die Polen auf Seiten der Feinde Rußlands gefunden. Dagegen blieb Czartorysky seinen Grundsätzen getreu und verwies, als erfahrner Mann, die Nation nur auf sich selbst. Schon jetzt hatte er die Verschmähung fremder Protection vor Augen. Denn Griechenlands und Belgiens Loos wird ewig vor den Protectionen fremder Mächte warnen. Mögen wir von keiner Intervention der Art je in der polnischen Sache zu berichten haben! In derselben Sitzung wurden nun die Verhandlungen mit Chlopicki und in Petersburg vorgelegt. Der Minister Grabowski hatte im Namen des Kaisers ihn aufgefordert, sich nach der am 17. December erlassenen Proclamation so streng als möglich zu richten; zugleich waren Befehle an die Wojewodschaftspräsidenten ergangen, bei Todesstrafe nur dem alten Administrationsrath zu gehorchen. Gleiche Antwort hatte Jeszierski zurückgebracht. Die nähere Untersuchung über Chlopicki's und der Deputation Benehmen behielt man sich noch vor; denn der patriotische Verein hatte bereits beschlossen, ihn als Verräther zur Verantwor-

tung zu ziehen und eine Petition deßhalb einzureichen.

Zunächst mußte nun aber die nicht minder wichtige Wahl eines Oberbefehlshabers getroffen werden, nachdem die Fortsetzung der Revolution, die Adoption und Unterschrift des Manifestes feierlich beschlossen worden. Von einem Feldherrn mußte jetzt das Wohl und Wehe nicht nur Polens, sondern das Europa's abhängen. Und wahrlich, die Vorsehung spielt so sonderbar wechselnd mit der Weltgeschichte, daß in demselben Augenblick, wo im Westen Europas das Geschick der Völker darum sich vortheilhaft gestaltet zu haben schien, weil es den Händen einzelner Individuen und namentlich der materiellen Kraft stehender Heere entrissen und in die Hände der Masse der Völker gelegt worden war, — hing im Osten das Geschick derselben Völker davon ab, ob ein tüchtiges Heer mit einem tüchtigen Feldherrn mit kunstgewandter Taktik vorhanden war, oder nicht. Die Vorsehung gab Polen, oder vielmehr Europa Beides, aber erst später. Vorher wurde die Kraft, die Gesinnung, der Muth dieses Volkes noch auf die höchste Probe gestellt, welcher die Geschichte je eines unterwarf. Die kleine Heldenschaar der Griechen hatte einen Miltiades bei Marathon, einen Themistokles bei Salamis; die Polen warfen ohne einen Anführer bei Grochow den ungeheuern Feind zurück. Denn was Krukowiecki als das mögliche Extrem hyperbolisch aussprach — es stand

nichts viel Besseres als ein Tambour an der Polen Spitze.

Am 20. Nachmittags versammelten sich die höhern Generale zu einem Kriegsrathe beim General Klicki, um eine Liste von Candidaten zu fertigen, die dem Reichstage mit den für jeden sprechenden Gründen vorzulegen war. Der Kavalleriegeneral Weissenhof hatte interimistisch das Commando erhalten; für den Abwesenden versahen es Klicki und Szembeck. — Der Reichstag versammelte sich hierauf. Die ganzen Verhandlungen bei der ersten Wahl des Feldherrn sind noch in Dunkel gehüllt; doch können wir die leitenden Beweggründe aus der Natur der Sache und verschiednen Andeutungen wohl erkennen. Die Wählenden befanden sich dabei in einer vielfach schwierigen Lage. Besonders bei Besetzung der neuen Aemter hatten sie mit jenen beiden entgegengesetzten Vorurtheilen in Europa zu kämpfen. Nahmen sie bloß Rücksicht auf Talent und Charakter und hoben sie unbekanntere und nicht schon in frühern Stellungen ausgezeichnet gewesene Männer zu vielen hohen Stellen — so gaben sie bei allen Aristokraten, bei allen vor Jakobinismus und Volksherrschaft sich fürchtenden Regierungen jenem Geschrei von jungen Aufwieglern u. s. w. mehr Wahrscheinlichkeit. Erschien doch im April nach einem Correspondenten der allgemeinen Zeitung der Reichstag zu demagogisch und zu wenig — altpolnisch. Auf der andern Seite, nahmen sie viel Edle — so brachten sie wieder die

Sache in der Meinung jener großen Mittelklasse in Gefahr, welche den Kern der öffentlichen, jene obtigen im Zaum haltenden, Meinung Europas bildet. Die zweite, jedenfalls noch entscheidendere, Rücksicht die besonders bei der Wahl eines Feldherrn zu nehmen, war die auf die alte Armee, und dann doch wieder auf die neu zu bildende. Sicher gab das für den Kampf dem jetzigen polnischen Aufstande ein so ungeheures Uebergewicht über alle frühern und über alle gleichzeitigen, daß ein trefflich ausgerüstetes, exercirtes, langgeübtes und disciplinirtes altes Heer sogleich zu Gebote stand, daß man nicht bloß mit ungeregelten, leidenschaftlichen, schlechtbewaffneten oder in Waffen ungeübten Volksmassen der Taktik großer Heere gegenüberstand; und daß man jedenfalls einen anhaltenderen, unblutigeren Krieg mit wenigen Opfern, mit langsamerer Verzehrung der Volksstreitkräfte führen konnte. Denn Revolutionsheere, welche zwar die geübten alten Armeen, doch nur mit ungeheurem Menschenverlust, besiegen, konnte wohl das menschenreiche Frankreich, nicht aber das kleine Polen viel hergeben. — Darum mußte vor Allem dieser Armeekern als solcher erhalten, darum aber auch auf Anciennität und geregeltes Aufrücken gehalten werden, denn sie ist ein Hauptträger der Disciplin, und setzte man sich über sie hinweg, konnte der Unmuth das ganze künstliche Gebäude derselben locker machen. Somit waren von dieser Seite die alten Generale zu berücksichtigen. — Doch auf der

andern Seite sollte theils neben diesem unregelmäßigen Kampfe zugleich der des Volks nach der Weise der französischen Revolutionsheere mit Massen, der besonders gegen die schwerfälligen Russen Erfolg versprach, geführt, — theils das, unter russischer Schule gebildete Heer mit jenem Geiste geschwängert und in ihm geleitet werden, welcher nicht nach gewöhnlicher menschlicher Berechnung ficht. Hatte doch Chlopicki, der mit dem gewöhnlichen Militärauge die Sache aufgefaßt, als bloßer General die Unmöglichkeit des Sieges ausgesprochen. Die gewöhnlichen Militärtugenden reichten somit hier nicht aus. Es sollten Anführer aus der begeisterten Masse des Volkes in das Heer. Aber die Beschwerde von 260 Officieren der alten Armee, die sie darüber beim Reichstage eingegeben, daß man neue Aufkömmlinge, die nicht gedient, ihnen vorgesetzt, mußte hier warnen, darin nicht zu weit zu gehen. Aus dieser schwierigen Organisationsweise kann man sich auch die öfteren Proclamationen des Reichstags u. s. w. an das Heer erklären, worin es zur Einigkeit und Hintansetzung des individuellen Interesses ermahnt wurde; Proclamationen, deren ebenfalls von deutschen Zeitungen als Zeichen schon bestehender Uneinigkeit eifrig gedacht wurde.

Für ältere Generale sprach auch noch dieß: Führten Grauköpfe das polnische Heer, so war der moralische Eindruck auf die Russen um so größer, je mehr Diebitsch und die kaiserlichen Ukasen nur von

jungen Brauseköpfen gesprochen, die an der Spitze der Polen ständen. Wir erwähnen vorläufig die Antwort des greisen Generals Sierawski aus Zamosc auf die Aufforderung des russischen Generals Geismar; das Zwiegespräch des alten Generals Krukowiecki mit General Witt; Vorfälle, deren moralischen Eindruck wir selbst in Deutschland gefühlt. — Dann aber auch ist Besonnenheit, welche die eignen Kräfte möglichst spart und dem aufopfernden aber nutzlosen Muthe widersteht — beides Gefahren, welche besonders in diesem ungleichen Kampfe Verderben drohen mußten — eine Eigenschaft, die fast durchgängig dem polnischen Nationalcharakter abgeht, am ehesten noch in älteren Männern erwartet werden konnte, die also auch hier auf diese lenken mußte. Sehen wir doch später Beispiele, daß selbst von den Greisen mancher durch die jugendlichste Tollkühnheit die Sache in Gefahr brachte. —

Aus diesen Gründen mußte der Reichstag, ehe noch die Kriegsereignisse irgend ein oder das andre Talent bestimmt vor allen übrigen hervorgehoben, den Mann nehmen, für den die meisten jener Rücksichten sprachen, und die Zurückweisung des ersten Anfalls nur der allgemeinen heroischen Anstrengung des Heeres und der Nation in Masse vertrauen, mit einem Worte: der Armee den Tambour Krukowiecki's geben. Die Wahl des Fürsten Radziwill, doch als eine provisorische, war somit von der Nothwendigkeit geboten, und es kann nicht be-

fremden, als sie ihn mit 107 Stimmen traf, und die Mitbewerber, die Generale Weissenhof, Paz, Krukowiecki, Szembeck, Woydzynski und — den Obersten Skrzynecki mit so wenig Stimmen bedachte.

Der Fürst Radziwill — ein Ehrenmann und guter Pole, anfänglich Mitglied des gleich nach dem 29. November gebildeten neuen Administrationsrathes und bei allen neuen Regierungscombinationen in Anspruch genommen, war nur General eines polnischen Infanterieregiments gewesen, — bereits in den Jahren — doch schon lange außer Dienst. Letzteres entschied hauptsächlich, weil er so keinen General im aktiven Dienst übersprang, durch seinen hohen Rang der Armee und dem Auslande imponiren mochte. Gerade in dem Augenblicke konnte die Annahme dieses Postens von Seiten eines so hochstehenden Mannes gute Wirkung thun, weil bei dem vollständigen unheilbaren Bruche der hohe Adel der Nation eine neue Garantie seines Ernstes und seiner Entschlossenheit gab. Und es mußte bei der Krisis des Augenblicks gut thun, wenn ein Mann, der so viel zu verlieren hatte, sich an die Spitze muthig stellte. Von seinen Feldherrntalenten konnte freilich Niemand eine große Hoffnung haben.

Wir dürfen den Umstand hierbei nicht übersehen, daß der — Oberst Skrzynecki neben den alten Generalen bereits auf der Liste stand, ein Beweis, daß sein Talent dem Kriegsrath schon damals nicht

unbekannt war, daß man aber ihn jetzt noch auf keine Weise wählen durfte, weil später Chlopicki selbst, der General Szembek, und jetzt sogar schon Weissenhof, sich verletzt entfernten. Ein heimlicher Grund mochte vorzüglich auch seyn, daß man hoffte, Chlopicki werde unter Radziwill's Namen der Nation seine Dienste ferner leisten, da dieser sich wohl selbst für das Commando zu unfähig hielt. Ein anderer General mit nur einigem Talente würde mehr Ehrgeiz gehabt haben. Der General Paz, aus gleicher edler Familie wie Radziwill und einer der edelsten und uneigennützigsten Charaktere, war im Ausland weniger bekannt und theilte Radziwill's Alter und geringes Militärtalent. Woydzynski bewies sich selbst als Gouverneur von Warschau als unbrauchbar. Krukowiecki aber, den wir schon aus zwei Zügen kennen, gehört zu den tollkühnsten polnischen Greisen — wenn auch gleich edel und patriotisch wie Paz. Szembek aber ward uns von den Polen als ein Mann geschildert, der theils den gleichgültigen Muth des Phlegmatikers, theils die Bravour des gemeinen Soldaten mehr als den Blick eines wirklichen Feldherrn besitzt.

Sobald die Wahl vorüber, verkündete Czartoryski am 21. der Armee dieselbe in einer ebenso bedeutungsvollen Proclamation. „Der General Chlopicki," rief er ihnen zu, „dem die Nation in beispiellosem Vertrauen die höchste Gewalt gegeben, hat der glorreichen Pflicht, die Tapfern zu

befehligen, entsagt. Wir wollen hier nicht die Beweggründe untersuchen, welche den General leiteten, sich in einem dem Vaterlande so wichtigen und entscheidenden Augenblicke dem öffentlichen Dienste zu entziehen; die Nachwelt wird darüber richten. Euch aber, euch schrecken keine Gefahren zurück. Die Zukunft und unsre Hoffnungen liegen in der Hand des Ewigen, aber die Ehre der Nation, diesen einzigen Nachlaß unsrer Vorfahren, müssen auch wir unsern Nachkommen hinterlassen. Die Landboten haben den Fürsten Radziwil erwählt; — einen Mann ohne Makel, einen guten Polen. Die Sinnesänderung des Heerführers hat in euren Herzen das Feuer nicht gemindert. Ihr werdet hinziehen, unsern Feinden zu verkünden, daß wir würdig sind, ein Vaterland zu besitzen. Es lebe Polen!" —

Eben so kräftig und entschieden, wenn auch ohne die tief beschämende Erwähnung seines Vorgängers, sprach Radziwil in seinem ersten Tagsbefehl von demselben Tage: „Heer und Aufführer sind von der Ueberzeugung durchdrungen, daß das Loos unsers Vaterlandes nur auf dem Schlachtfelde entschieden werden könne. Gedenkt der frühern Thaten der Vorfahren, gedenkt, daß das, was die Ahnen mit schartigen Schwertern gegründet und befestigt, mit den Waffen wieder zu gewinnen, der Nachkommen Pflicht ist." —

Dagegen sprach auch der Reichstag mit Unwillen dem Heere von dem Exdictator, und wohlberechnend

waren diese Hindeutungen auf das Ehrgefühl des Heeres wie Chlopicki's selbst, wenn er freilich auch später schwach genug war, wiederum, wenn auch auf andere Weise, das Vertrauen der Nation zu täuschen. „Die Niederlegung der Dictatur," hieß es, „dieser so unerwartete, so schmerzliche, so unerklärbare, und wegen der unnütz verstrichenen Zeit so nachtheilige Schritt, hätte zaghafte Gemüther überraschen können; aber die Zaghaftigkeit ist fremd den berathenden Ständen. Widerwärtigkeiten schrecken den Polen nicht, sie verleihen ihm vielmehr neuen Muth, neue Kraft und Ausdauer."

Wir kommen nun zu dem großen entscheidenden Schritte, durch welchen die polnischen Edlen sich auf ewig mit der Nation unzertrennlich verbanden und die Revolution rasch dem vom Volke ersehnten Schluß entgegenführten. Schon am 21. hatte ein Landbote bei Berathung über die Annahme des Manifestes auf Ausschließung der jetzigen Dynastie und Erwähnung dieses Beschlusses an dem Schlusse des Manifestes angetragen. Doch konnte noch gesetzlich nicht hierauf eingegangen werden, indem nach der bisherigen und stets treu befolgten Constitution, nur der Regierung das Recht, Vorschläge zu Gesetzen zu machen — die sogenannte Initiative — zukam. Eine Regierung bestand im eigentlichen Sinne jetzt nach Abdankung Chlopicki's nicht, da der Nationalconseil nur eine, von dem Dictator geschaffene höhere Behörde war. Man brauchte längere Zeit zur Be-

rathung neuer Regierungsformen, als man den großen Schritt noch aussetzen mochte. Es war ferner wünschenswerth, daß der Vorschlag nicht von einem der obersten Führer, sondern aus der Mitte des Volks hervorging. Deshalb ward Sonnabend am 22. Jan. ausdrücklich zuerst vom Landtagsmarschall durch die, schon am 21. erwählten Reichstagscommissionen das Gesetz in Vorschlag gebracht, welches die Initiative für die Zukunft auch der Kammer zuwies. Eine kleine Minorität kämpfte dagegen, doch ging das Gesetz mit 95 gegen 12 Stimmen durch.

Hierauf nun wagte Roman Soltyk, Landbote von Sandomir, muthig den die ungeheuerste Verantwortlichkeit im Fall der Niederlage nach sich ziehenden, heroischen Schritt, — er, der schon 1825 in Leipzig verhaftet, an Rußland ausgeliefert und lange gefangen gehalten worden, — und reichte den Antrag auf Ausschließung des Hauses Romanow bei den Commissionen ein.

Sonntag und Montag, der 23. und 24., vergingen unter den Berathungen über den Zustand des Landes, der Rüstungen u. s. w., die wir später mittheilen; vielleicht hätten sie noch länger gedauert, — da empfing das Nationalkonseil Abends den 24. die beiden Proclamationen des Generals Diebitsch an die Polen und an die polnische Armee, vom Januar, doch ohne bestimmtere Tagsangabe, datirt.

„Seine Armee,“ sagt der Marschall in der Proclamation an die Polen, „sey gekommen, der das

Königreich Polen vernichtenden Anarchie ein Ende zu machen a). Der Kaiser werde in seiner Großmuth das Volk von den verbrecherischen Aufwieglern zu unterscheiden wissen, ja sogar die aus Schwachheit oder Furcht an dem abscheulichen Anschlage Theil genommen. Doch die Verbrecher, welche zur Frevelthat angereizt, würden die gerechte Strafe erhalten. Als gewissenhafter Vollzieher der Befehle seines „Herrn" b) wolle er die Grundsätze seiner Schritte bekannt machen. 1) Der Soldat werde Alles bezahlen, doch sollte er requiriren, so würden Bonscheine gegeben werden. 2) Bei Heranrücken der Armee überliefern die Städte oder Dörfer ihre Waffen an die Ortsbehörden, wenn diese im Namen des Kaisers verwalten; sonst legen sie dieselben gleich ab. 3) Jeder Einwohner, den man mit den Waffen ergreift, wird bestraft; die, welche gegen die Armee kämpfen c), werden einem Kriegsgericht überliefert; die sich widersetzenden Städte und Dörfer werden — gebrandschatzt. Im Fall die Gemeinden noch einmal insurgiren, werden sie den Kriegsgerichten überliefert d). 4) Beim Heranrücken schicken die Behörden Deputa-

---

Einige Anmerkungen der polnischen Staatszeitung:
a) Suwarow drückte sich grade so aus. b) Also der Kaiser befahl es so selbst. c) Bewegliche Garde, neue Schwadronen, Masuren, Krakusen, Freicorps, ihr werdet also erschossen. Ein treffliches Besänftigungsmittel. d) Ich werde plündern, sengen und brennen. Es lebe der constitutionelle König! —

tionen mit weißen Fahnen e). Civil- und Militärbehörden, die alten, leisten den Eid der Treue. 5) Die Heerführer werden, wo keine Garnison bleibt, Communalgarde errichten. Die Organisation der Verwaltung bleibt überall, wie sie vor dem Aufruhr war f). Eben so die Abgaben g). 6) Die Güter derjenigen, die in den Reihen der Armee bleiben und die der neuen Beamten, werden confiscirt h). Die Polen hätten nun zu wählen zwischen den frühern Wohlthaten und den Unglücksfällen eines hoffnungslosen Widerstandes i). Er sey stolz darauf, schließt der Marschall, daß er berufen sey, diese edlen und gnädigen Beschlüsse des Kaisers zu verkünden!" — In der zweiten Proclamation an das Heer ruft er den Soldaten zuerst zurück, wie sie immer von den Franzosen getäuscht, dagegen vom Auferwecker Polens beglückt worden seyen k). Fünfzehn Jahre lang sey das Glück ununterbrochen fortgeschritten l). Der Kaiser habe auf die Dankbarkeit des Heeres gerechnet; junge Officiere, die das Feuer noch nicht gekannt,

---

e) Wie es so schön in der Türkei geschah. f) Es leben die Spione, Aussauger und Schurken! g) Die Lieferungs- und Consumtionssteuer erhalten wir also wieder. h) Also die der Landboten, der Beamten und der ganzen Armee. i) Die genossenen Wohlthaten waren Spione, Aussauger, Schurken, geheime Gefängnisse, Censur, Cabalen, Conscriptionsmonopole. Die Wahl ist nicht schwer. k) Die Furcht vor den Mächten auf dem Congreß war unser Aufwecker. l) O ja, wir geriethen auf immer

eine Hand voll Rekruten m) habe die Treue von Tapfern erschüttert. Welche heillose Verblendung, welche widrige Nachgiebigkeit für Veteranen! Polen sey nun der Gefahr preisgegeben, Alles zu verlieren, Man hätte sollen die Beschwerden an den Kaiser wenden n). Sie sollten den Uebergang zu ihm, wie sie am besten könnten, wenigstens nun bewerkstelligen.

Gleiche Worte sprach der General zu seinem eignen Heer, dem er naiv versicherte, daß „die russischen Bajonette schon beweisen würden, wer Recht oder Unrecht habe."

Hätte noch etwas gefehlt, die polnischen Großen zum Aeussersten zu bestimmen, so war es diese entehrende Sprache, diese unbestimmten Drohungen, die alle gleicher Gefahr unterwarfen. Am Abend gingen die Proclamationen ein; der Dienstag früh (25.) sah beide Reichskammern schon versammelt. Ehe noch über den Soltyk'schen Antrag berathen wurde, verlangte man die Vorlegung der auf die Petersburger Verhandlungen statt gehabten Papiere und den mündlichen Bericht des Landboten Jeszierski. Hier ergab sich nun, daß Lubecki hauptsächlich die Sache

---

schlechtere Pferde, endlich auf Esel, von Matuszcewicz zu Lubecki, von Niemcewicz zu Scianawski (Censor), von Wegrzecki zu Lubowizki, von Linowski zu Roznicki u. s. w. m) Die Tactik war den 150 jungen Leuten so fremd, daß sie sich blos durch drei russ. Regimenter durchschlugen. n) Geschah auf allen Reichstagen; Gefängniß war der Lohn dafür ꝛc.

der Nation mit verrathen hatte und der Administrationsrath ihnen ungenügende Instructionen gegeben. Man forderte Rechenschaft, warum man Lubecki im Administrationsrath gelassen. Selbst der ehrwürdige Niemcewicz, der darauf gedrungen, mußte sich deshalb vertheidigen; er berief sich auf Czartoryski, der ebenfalls dies gewollt, und führte Beweise an, wie Lubecki früher immer als ein biederer Pole gegolten und oft dem Nowosilzof die Stange gehalten habe. Zugleich erfährt man aus diesen Verhandlungen, daß auch der kühne und betagte General Sierawski, der später den tollkühnen Angriff auf Lublin machte, eine Rolle beim ersten Aufstand spielte, und daß nicht nur er mit der Jugend, sondern die Kammerglieder selbst auch die Bildung des neuen Administrationsrathes am 1. Dec. gefordert. Bei weitem schlimmer hatte es Jeszierski, der laut sich einen Verräther nennen hören mußte; und allerdings mußte es die auf ihre Revolution stolzen Polen schmerzen, als er erzählte, wie er den Kaiser in der persönlichen Unterredung zu versichern sich erlaubt habe: „daß der Aufstand vom 29. November nur das Werk einer kleinen Anzahl Menschen gewesen, und daß nur auf den ausgesprengten Lärm, die Russen metzelten die Unsrigen nieder, das 4te Regiment die Volksmasse in die Bewegung mit hineingezogen, und daß diese Letztere weder einen bestimmten Zweck noch einen frühern Plan verrathen habe; — daß sich die Bürger erst als sie die Stimme des

Gouvernements erfahren, welches im Namen der legitimen Gewalt sprach und handelte, beruhigt und sich nur zum Schutz ihres Eigenthums bewaffnet hätten; daß die Mehrzahl des Volkes und des Militärs gar keinen Theil daran habe, was ein Häuflein junger Menschen unternommen.“ Die Furcht, fuhr er dann fort, daß der Kaiser die Unthaten Einzelner an der ganzen Nation bestrafen werde, habe alle nun in die Waffen gebracht, er solle nur ein begütigendes Wort sagen.“

Was war natürlicher, als daß der Kaiser auf solche Darstellung hin erwiederte, wie er die Verbrecher bestraft wissen wolle und von den Repräsentanten verlange, sie sollten dieselben selbst zum Urtheilsspruch überliefern. Polen sollte sich selbst von der Schuld reinigen, die Urheber selbst bestrafen und dann flehend vor ihm erscheinen und ihm die Art der Verzeihung selbst überlassen. Was half es, als Jeszierski, den der Kaiser noch an den General Benkendorf verwiesen, in einem Briefe an denselben nun erst die Klagen, Leiden der Nation, die Verfassungsverletzungen, und doch immer nicht die eigentliche Forderung der Nation — Vereinigung mit den altpolnischen Provinzen, aussprach?

Von den Schritten des Generals Chlopicki sprechen wir nachher. — Wenn nun auch zu jenen Aeusserungen dem Kaiser Anlaß gegeben war, so war dies aber um so weniger der Fall in Betreff jener Erklärung, die der Sache den Ausschlag gab, in so fern

sie dem Willen des Reichstags einen formell rechtlichen Grund zuführte; jener Bemerkung, die der Kaiser eigenhändig auf diesen Brief geschrieben, zu der ihn die von Jezierski gemachten obigen Mittheilungen durchaus nicht berechtigen konnten, und welche die oben angegebene „Furcht" bestätigte. Er behauptete: Er habe die Verfassung nicht verletzt; die Nation selbst habe den ihm geleisteten Eid gebrochen, er könne also, wenn es ihm beliebte, sich als frei von seinem der Nation abgelegten Schwure betrachten. Was half die unbestimmte Versicherung: „Mögen sie sich aber auf mich verlassen und sie werden glücklich seyn?" — Noch war in Polen nichts geschehen, was Lossagung von Rußland erklärte, der Regierung war kein neuer Eid geleistet, keiner des Schwurs gegen den Kaiser entbunden worden. Die Geschichte wird hier streng richten. Wer vereinigt hiemit die in der Petersburger Zeitung officiell gegebene Erzählung von dem Aufstande, die im Manifest, in der Proclamation des Kaisers an die Russen, in denen des Generals Diebitsch, in allen andern Actenstücken, immer wiederholt wurde, und nach der ausdrücklich immer behauptet wird, die polnische Nation sey frei von dem Makel des Aufruhrs, es sey nur von einigen Unruhestiftern die Rede. Wie verträgt sich dies mit der Ankündigung des Kaisers in einem andern Actenstück, er werde nun Polen eine „mit seinen übrigen Provinzen vereinbarere" Einrichtung geben, also das angebliche Vergehen Weniger doch an Allen

bestrafen? Auf der einen Seite wurde also im Wort vor der Welt die Nationalität des Aufstandes geläugnet, um die Cabinette und Völker zu bestimmen, sich nicht dafür zu interessiren; auf der andern Seite aber wurde factisch auf diese hin gehandelt und dem ganzen Volk der Eidbruch untergeschoben! Wer mag nicht in diesem Zuge schon die Bestätigung jenes Manifestes erkennen, wer mag nicht besonders über den Punkt desselben nachsinnen, wo behauptet wird, daß man durch die Mißhandlungen absichtlich einen Aufstand schon früher erregen wollte, um einen Vorwand zur Vernichtung Polens zu haben. In wie ferne sich hierdurch andere Vermuthungen über die Bekanntschaft des Kaisers mit der Behandlung der Polen als die von uns im 1. Capitel geäusserten, herausstellen, überlassen wir dem Nachdenken des Lesers und — der Zukunft.

Auf die Vorlegung dieser Documente *) erhob sich

*) Man hat noch von andern Aeusserungen der Russen gesprochen. So erzählte der Figaro, der Kaiser habe auf den Bericht geschrieben: Au peuple Polonais. Soumission ou la mort; unwahrscheinlich. Doch in der französischen Kammer selbst wurde folgende Aeusserung von ihm angeführt: Je suis Roi de la Pologne, je la roulerai, pour passer sur le Rhin. Die Erzählung von der Unterhaltung zwischen Diebitsch und Benkendorf mit Wylecinski, wo Ersterer gesagt: „Was hilft's Euch, wir werfen Euch und führen dann den Krieg an der Oder oder Elbe, statt am Rhein" — ward von dem Polen nicht widerrufen.

der Reichstag einmüthig in großer Bewegung; ohne Berathung, ohne Abstimmung rief er dem Soltykschen Antrag lauteste Zustimmung zu; der Reichstagsmarschall proclamirte die Aufhebung des ersten Artikels der polnischen Constitution, welcher die Krone dem Hause Romanow zuerkannte; Julian Niemcewicz, der Mann, der noch an Kosciuszko's Seite gefochten und ein Bürger der vereinigten Staaten Amerika's war, wurde beauftragt, den Beschluß zu redigiren und ihn als Antwort auf die Proclamationen des Generals Diebitsch bekannt zu machen. Er lautete:

„Die heiligsten, feierlichsten Verträge sind nur insofern unverletzlich, als sie von beiden Seiten treu gehalten werden. Unsere langen Leiden sind der ganzen Welt bekannt; die von zwei Regenten verbürgten, und so oft verletzten Rechte entbinden auch anderseits die polnische Nation von ihrer Treue gegen den jetzigen Herrscher. Endlich die vom Kaiser Nicolaus selbst ausgesprochenen Worte, daß der erste Schuß von unsrer Seite den Untergang Polens entscheiden wird, raubte uns jede Aussicht auf die Abhülfe unserer Leiden, und lassen uns nur eine edle Verzweiflung übrig.“

„Es erklärt nun die auf dem Reichstage versammelte polnische Nation, daß sie ein unabhängiges Volk sey, und das Recht habe, demjenigen die polnische Krone zu verleihen, den sie als derselben wür=

dig erachten, und von ihm im Voraus überzeugt seyn dürfte, daß er die beschwornen Gerechsame heilig und ungeschmälert aufrecht erhalten wird."

So war der Würfel gefallen, der Kampf auf Leben und Tod entschieden. Sogleich als der Kaiser hiervon Nachricht erhielt, — der Zorn über die unerwartete soll ihm ein gallichtes Erbrechen verursacht haben — bekam Diebitsch auf der Stelle den Befehl zum unverzüglichen Einmarsch in Polen. Und der Feldherr verhieß, am folgenden Monatstage dieser Thronentsetzung, am 25. Februar, seinen Einzug in Warschau zu halten.

Sehen wir noch einmal auf die Dictatur und ihre Folgen zurück, so sind ihre schlimmern Ausgänge bereits angedeutet. Die geringern waren immer noch die wenig thätig betriebene Landesbewaffnung, als die in diplomatischer Hinsicht und der unterlassenen Feststellung Polens nach Außen. Die auswärtigen Cabinette konnten sich nach den Instruktionen, welche den Staatsräthen Wielopolski nach Petersburg und Wolicki nach Paris unter der Dictatur gegeben waren, keine bestimmte Vorstellung von dem Willen der Nation machen, oder durften doch nicht mit den Polen sich einlassen, da die Beschwerden über die Nichterfüllung der Versprechungen auf dem Wiener Congreß, am Ende eine innere Angelegenheit zwischen dem russischen Kaiser und seinen, noch

als solche sich selbst erkennenden, Unterthanen war. Wir nannten die Dictatur aber auch heilsam, und zwar in Bezug auf die Maaßregeln in Petersburg. Denn den Kaiser mußte das unsichere und schwankende Benehmen, die kriechende Höflichkeit Chlopicki's darin bestärken, daß man in Warschau der eigenen Energie nicht traute. Zumal der Administrationsrath geradezu ihm geschrieben: die Nation wisse, daß es unmöglich sey, mit Rußland zu streiten. Er glaubte so, zum Schrecken greifen zu müssen. Dadurch trieb er Chlopicki zu früh zur Abdankung; hätte er ihm eine Möglichkeit zur ehrenvollen Ausgleichung gezeigt, jener wäre in der Dictatur geblieben, hätte entweder den Geist der Nation eingeschläfert, oder stürmische Contrerevolutionen verursacht. Aber das Wichtigste war, daß, da der Pole in so demüthiger Stellung blieb, dem Kaiser jene Erklärung entlockt wurde, welche Rußlands Absicht so unverholen aufdeckte, welche die Polen besonders vor den auswärtigen Mächten rechtfertigte und ihrem Manifeste das Gepräge der höchsten Wahrheit aufdrückte. — Die Edlen verzweifelten vorher an jeder Aussöhnung. Gaben sie darum ihre Instruktionen absichtlich so unterwürfig, blos um jene Erklärung oder eine ähnliche zu erlangen? Hier ist Dunkel! daß Chlopicki seines Briefes an den Kaiser halber, der im Tone Jezierski lautete, sogar die Demagogie des Reichstages als Grund seiner Dictatur angab, daß auch Jezierski von aller Schuld

frei gesprochen wurde, zeugt wohl für jene Annahme, so wie daß Czartoryski schon damals an der Spitze des diplomatischen Comités stand. Sehr möglich, daß der kluge Pole so selbst das schlaue Petersburger Cabinet überlistete. Daß, wie wir oben sagten, ihm die Dictatur doch ein Uebel schien, verträgt sich hiemit sehr gut; denn er hätte denselben Zweck ohne die Fehler des schwankenden Dictators erreichen, die Entwickelung natürlicher und schneller herbeiführen und der Nation noch den Feldherrn erhalten können.

Ueber Princip und Charakter des neunzehnten Jahrhunderts.

Von E. H. Roller.

Vorrede.

Das Princip des neunzehnten Jahrhunderts ist Freiheit, im ausgedehntesten Sinne des Wortes, als vernünftige Freiheit, als constitutionelle Freiheit, als Gewissens-, Religions-, Gedanken-, Preß-Freiheit, mit numerisch unendlichen Gegensätzen. Der Charakter des Jahrhunderts ist, sich über diese Gegensätze vernünftig zu verständigen, mit dem felsenfesten Entschluß, für die die Zeit belebende, bewegende, bildende, schaffende Idee alles zu opfern. Folgende Blätter sind eine Skizze des Jahrhunderts, ein Versuch, eine Anschauung der Tendenz der Zeit zu geben. Die ungemeine Reaction gegen den Geist des Jahrhunderts, namentlich in so fern sie sich politisch äussert, hat der Verfasser größtentheils übergangen, weil er im Tiefsten seines Wesens überzeugt ist, daß sie, sie mag so positiv seyn, als sie will, gegenüber von dem unendlichen Gehalt und der unendlichen Fülle des lebendigen Zeitgeistes, ihre absolute Negativität in dem auf allen Gebieten erwachten Kampf erweisen wird und muß.

Wir finden Zeiten und Epochen, die in ihrem schnelleren Aufschwung, ihrer allgemeinen Gährung, dem Kampfe verschiedener Elemente, die Welt auf einmal mit andern Farben mahlen, als es der Geschichtsforscher bisher zu sehen gewöhnt war. Neue Principien beherrschen das Leben, neue Elemente arbeiten sich aus dem Schutte der Vergangenheit empor, eine neue Schöpfung des Menschengeistes steht vor unsern Augen. Die Menge und Schnelligkeit der Ereignisse, ihre Mannigfaltigkeit, ihre Allgemeinheit, ihre Macht, die an Allmacht grenzt, machen es leider nur zu wenigen möglich, aus dem verflochtenen Gewebe den Grundfaden herauszufinden, an dessen Leitung sich die neue Welt aus der alten heraus entwickelt hat. Entweder begnügt man sich mit dem Betrachten des Stroms, ohne seine Quelle zu erforschen, und schwimmt ruhig in seinen Wellen, oder man reißt die Gegenwart ganz von der Vergangenheit los, ohne ihre gegenseitige Vermittlung zu begreifen. Und dennoch ist es ja nur derselbe Geist, der die Vergangenheit geschaffen hat, und nun mit dem Schlusse der Epoche seinen welken Leichnam begräbt. In dem neuen Geschlechte lebt er frisch und jugendlich auf, beginnt eine neue Epoche, wuchert mit seiner jahrhundertjährigen Arbeit in neuen Formen und Gestalten, und bewahrt seine längst erworbenen, erkämpften Rechte. Es ist derselbe ewige Geist der Menschheit auf einer neuen Stufe.

Eine solche Stufe hat das neunzehnte Jahrhun-

dert erstiegen. Es hat sich mit aller Kraft und Selbstständigkeit der vorigen Bande entledigt, es ist so reich, so originell, so einzig in seiner Art, und doch so mannigfaltig und vielseitig, daß es scheinen könnte, die Geschichte habe es sich zu demjenigen Felde erwählt, auf welchem sie ihr Meisterstück zu machen gedenke.

Wir wagen es, das Princip, aus welchem es mächtig geworden ist, aufzusuchen, und, wie es äusserliche Anerkennung und Macht gefunden hat, darzulegen.

Unter blutigen Kämpfen hat es sich geöffnet, und hat Jahre lange seine Söhne auf Schlachtfeldern geopfert. Es hat abwechslungsweise seine Völker sich hinwürgen gesehen, und seufzend blickte in der Verwirrung der Stürme und Leidenschaften manches Auge auf eine scheinbar düstere Zukunft. Die östlichsten und westlichsten Völker überschritten ihre natürliche Gränze, und rissen in ihrem Hasse ganz Europa mit fort. Sie haben sich alle gerieben, haben sich alle versucht, es hat kein einziges geruht; es sind Kräfte in Thätigkeit getreten, von denen man bisher keine Ahnung hatte; — und als sie sich kennen gelernt, traten sie in ihre Gränzen, die Hand am blutigen Schwerdt. Mit gleicher Emsigkeit, mit der man sich bisher zu bekriegen gewohnt war, bot man sich die Hand zum Frieden; schätzbarer war das Gut desselben geworden, und unbeschreiblich der Eifer, mit dem man an seiner festen Begründung allseitig ar=

beitete. In den nördlichen und mittleren Ländern Europas war er fest und sicher, das bewies, daß sie den gefährlichsten Prozeß ihrer Entwicklung durchgemacht hatten und zu einer soliden Grundlage gelangt waren. Aber in dem leidenschaftlichen Süden, wo die Vernunft vor den schweren Fesseln des Aberglaubens, der geistigen Tyrannei, der Vorurtheile, und theilweise des Despotismus nimmer zum Bewußtseyn kommen konnte, brannte die Flamme noch fort, brach sie lodernd aus, — und, seit sie wieder gedämpft schien, glimmte sie noch drohend unter der Asche. Das macht — weil der Geist sich frei machen und zur Besinnung kommen möchte, aber nur durch Kampf und schwere, lange Opfer und Arbeit sich durchringen darf. Aber auch in dieser allgemeinen Zerrissenheit liegt das Princip des Jahrhunderts unentwickelt da. Aus den vielen, sich gegenübertretenden Individualitäten, die in tausendfältigen, beschränkten Kreisen ihren scharf marquirten Charakter ausprägen, ihre Leidenschaft bedachtsam verbergen und befriedigen, und den Verstand für deren Zweck bilden — organisirt sich eher, wenn Vernunft die Einzelnen zum großen, allgemeinen Gesammtzwecke hinweist, ein lebendiges Ganze, als aus einer unermeßlichen, schlafenden, kraft- und energielosen Menge.

So bewegt sich der Geist im Süden, mit Unruhe, mit unendlichem Schmerz seiner Befreiung entgegenarbeitend, und — er hat noch nie umsonst gearbei-

tet. Während dort die stete Unsicherheit der schwankendsten Verhältnisse die gleiche bleibt, und bald tobender, bald gemäßigter erscheint, traten die nördlichen und westlichen Völker in gegenseitigen Bund der Vereinigung, und bauten unablässig an der sichern Grundlage des ewigen Friedens. Und, was das Bemerkenswertheste ist, und keine Analogie in der vergangenen Geschichte, nämlich in der ersten Bewegung und Gestaltung der germanischen Völker hat, Europa legte all sein Gewicht auf den Mittelpunkt, alle Völker auf Deutschland. Auf Deutschlands Feldern wurden die Schlachten geschlagen, die Verbündungen geschlossen, der Friede begründet; aber eben dieß Deutschland sann in den blutigsten Stunden, die über dasselbe hineilten, auf Herrschaft, und hat diese Herrschaft theils errungen und wird sie noch mehr erringen.

So legten sich die wilden Fluthen des Stroms ins ruhige Bett. Aber wie vermochte man jetzt sich in den neuen Verhältnissen still und ruhig niederzulegen, wie war Stillstand nach so großer Erregung möglich? Des Abendlandes größtes Gestirn, dessen Strahlen die ewige Flammenschrift u n s e r e r Geschichte seyn werden, war kaum in dem äußersten Westen auf einer unscheinbaren Insel untergegangen, um nie wieder aufzustehen als in der Bewunderung künftiger Jahrhunderte, als an dem verwaisten europäischen Himmel aus Osten eine glühende Sonne hervorbrach, ihre Flammen mit durchdringender Kraft über die

Völker goß und sie alle in einem großen Enthusiasmus vereinigte. Die Freiheit schwang ihr lang entwundenes Panier über den klassischen Boden, ihr Heimathland, Griechenland, war kaum aus seinen Banden getreten, als es sein altes Vorrecht, vor allen zu glänzen, allen als originelles Muster zu dienen, ergriff, und in seinem Interesse Völker und Cabinette, Verhältnisse des Orients und Occidents durchschlang. Es war der neue, erste, große Probierstein der neu geschaffenen Verhältnisse, und siehe! statt daß diese durch es zerrissen sind, sind sie sich zum Bewußtseyn gekommen, statt den Occident zu verwirren, machte es nur einen großen Schlag gegen den Orient nöthig; und es sind hiedurch Strahlen in diesen hineingeworfen, die in Jahren sich zu einem gemeinschaftlichen Brennpunkte fixiren und ein neues Leben beleuchten werden.

Hat das hier zur Offenbarung gekommene, wahre, vernünftige Princip der Freiheit, welches das neue Leben der Völker beseelt, als das Princip der Gerechtigkeit und als Tribut der Humanität und der Bildung der Völker dargebracht, hat es uns nicht einen langen, erquickenden Frieden geschenkt? Hat es nicht die verschiedensten Nationen sich näher gebracht? Hat es nicht die getrenntesten, partikulärsten Interessen den allgemeinen der Menschheit untergeordnet? In welchen Einzelnheiten sprach sich dieser allgemeine Friede aus? Blicken wir auf's vorige Jahrhundert, so ergibt sich uns der schärfste Contrast von

selbst. In phlegmatischer Unbeweglichkeit regte sich jenes. Nie wird es das Phlegma weniger zu etwas bringen, als mit unserm Jahrhundert. Beweglichkeit, Raschheit des Entschlusses und der Thaten, Festigkeit des Willens und allseitige Einsicht ist seine Forderung. Bei der unendlich größern Leichtigkeit und Möglichkeit, sich zu bilden und zu erheben, ist eine unendlich größere Kraft, Energie und Bildung verlangt, bei der unendlichen Concurrenz ein unendlicher Wille des Einzelnen. Aber das ist das Große, wahrhaft Menschliche unsers Jahrhunderts, daß kein Talent, kein Genie, keine Kraft sich umsonst anstrengt: aus der unscheinbarsten Lage schwingt sich ein kühner Geist, ungehemmt von störenden Privilegien, ungehemmt von seichtem Kastengeist, zur allseitigen Anerkennung empor, und es ist die Waffe des Verstandes und des Rechts, mit welcher jetzt gekämpft wird. Nicht die der Geburt, des Standes, des Vorrechts, des Privilegiums, nicht die Sitte langjähriger Gewohnheit liegt herrschend auf dem Nacken der Strebenden; nicht setzt sich das Alte in eine unbezwingliche Opposition gegen das Neue; ungehemmt springt jeder Quell, seinem freien, natürlichen Zuge folgend, in die Höhe, — und was ist dieß anders, als die Herrschaft des vernünftigen Rechts, welche als Princip anerkannt ist. Wann finden wir seit dem klassischen griechischen Leben eine größere Vielseitigkeit, Beweglichkeit, eine mehr in allen Formen und Gestalten sich versuchende Zeit, wann

mehr Originalität in den verschiedensten Gebieten, wann größere Freiheit und Kühnheit der Verhältnisse? Nimmermehr fruchtet es jetzt, in einsamer Abgeschiedenheit sich in sich selbst einzuspinnen; — es ist Ein gemeinsames Band, das Europa umschlingt, es ist Ein Interesse, Ein Geist, der es durchweht. Die große Oeffentlichkeit und Allgemeinheit, in der die Grundsätze der Regierungen und des Leben ausgesprochen sind, beweisen das Gemeingut des Rechts und der Freiheit, und täglich wird es klarer, daß die Regierungen nur durch freundliches Verhältniß zu den Regierten und völlige Identificirung der gegenseitigen Interessen existiren können. Als jene feindlich sich diesen entgegensetzen wollten, als die altväterische Legitimität, auf ihre angestammten Privilegien pochend, der Vernunft und der Freiheit Hohn sprechen und auf dem Nacken der Völker regieren wollte, hat sich nicht die Ohnmacht dieses Bestrebens in dem glänzenden, ganz Europa durchgreifenden Siege der französischen Nation über die Bourbons dargelegt?

Man halte uns nicht den Süd-Westen Europa's entgegen. Jene Länder gewinnen erst dann Gewicht in der Wagschale unsers Jahrhunderts, wenn sie sich in dieses hineingearbeitet haben, daß sie aber in der ersten Entwicklung hiezu sind, haben wir bereits gesehen.

Freilich, wenn ein Deutscher aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts wieder auferstehen könnte, und einen Blick in das alte heilige römische Reich thun,

er würde sich nicht mehr zurecht finden können. Eben so ginge es einem Franzosen in Beziehung auf Frankreich. Das ganze deutsche Reich ist umgestaltet, seine tausendjährige Form geändert und das abgetragene alte Kleid mit einem neuen, frischen, farbigen vertauscht. Statt einer schwerfälligen kaiserlichen Masse, die doch, wenn es seyn sollte, nie Einheit war, haben wir eine Reihe constitutioneller Staaten erhalten, deren Völker eben jetzt beweisen, wie sehr sie herangereift sind und wie sehr sie geltend zu machen wissen, daß ihre Würde und ihre Freiheit respectirt werde. Freilich, wenn die Pariser losbrechen, so stürmen alle Städte und Departements des französischen Volkes nach. Aber wenn es in Braunschweig, in Dresden unruhig wird, und wenn andere kleine Theile um Abstellung von Mißbräuchen im Tone der jetzigen Zeit, das heißt mit Geschrei, Auflauf und trotziger Bewaffnung einkommen, so betrachtet man diese Umtriebe und Begebenheiten als Privatangelegenheit der einzelnen Staaten. Wenn in Frankreich Ein Mißbrauch die Nationalrechte stört, so geht es 30 Millionen an, in Deutschland höchstens allemal den 20sten oder 30sten Theil. In Frankreich stürzt der Nationalgeist und der gerechte Zorn Aller die Bourbonen; in Deutschland sind einige Dutzend Regierungen, und die Auswüchse einer einzigen sind darum nur sehr partikulär. Man könnte meinen, diese Zersplitterung sey den Völkern sehr schädlich; sie wäre es, wenn nicht der Charakter unsers Jahrhunderts

darin bestünde, überall zu lüften und zu säubern, Rechte gegen Rechte zu stellen, auszugleichen und zu vertheidigen. Je kleiner der Staat ist, desto kleiner ist die Macht der Regierung. Alle ihre Schritte im engen Kreise des Vaterlands sind öffentlich gekannt und durchschaut; je öffentlicher sie ist und seyn muß, desto behutsamer, desto gewissenhafter muß sie auch seyn.

Wir Deutsche haben nicht Ein gemeinschaftliches Interesse mit einander, daher thut bei uns der Nationalgeist keine Wunder, wie in Frankreich. Aber jeder einzelne deutsche Staatsbürger hat ein Interesse für seinen Staat, für sein beschränktes Vaterland. Dieses Interesse ist Recht und Gerechtigkeit in allen Kreisen seiner bürgerlichen Welt. Dafür glüht der Deutsche, wie der Franzose, und wenn dieser rasch durchgreift, will jener auf besonnene gesetzliche Weise sich sein Recht vindiciren. Sodann ist bekannt, daß das vorige Jahrhundert in jeder Beziehung von Frankreich aus Gesetze für Deutschland gab; das jetzige ist für Deutschland ein deutsches Jahrhundert; man mag die deutschen Nachahmer schelten, wie man will, daß sie mehr wissen, als nachzuahmen, das haben die letzten 30 Jahre sattsam erwiesen. Jetzt trete ein Volk der Erde auf und versuche es, sich Deutschland gegenüber zu stellen, wenn man nach Bildungsanstalten, nach Schulen, nach den Köpfen und Herzen der Leute sieht.

Die rein politische Bedeutung Deutschlands ist in unserem Jahrhundert freilich eine sehr untergeordnete,

das macht seine Zerrissenheit. Aber was gibt in jetziger Zeit politische Bedeutung? Gewiß nicht blos Waffen und Soldaten. Innen muß die politische Macht gesichert seyn, ehe sie aussen etwas ist. Innen gibt blos die Meinung, die Gesinnung, das Bewußtseyn der Nation der Regierung die Macht. Die Idee, und wie sich aus Polignac's und Carls X. Sturz erweist, nur die Realität der Idee gibt die Macht. Der Geist, das Bewußtseyn, die Idee ist die Basis der politischen Macht. Hat Deutschland keine Macht, hat es nicht die ewige unüberwindliche Macht des Geistes? Ist es nicht der stetige Erzeuger der Idee, der stetige Altar der heiligen Flamme, die nie erlöschen darf? Hierin hat Deutschland seine Stärke und hierin mißt sich keine Nation mit der unsern. Ob unsere Heere auch getrennten Zwecken dienen, ob sie sich selbst befehden müssen, ob wir an Glanz der Siege und Eroberungen zurückstehen, — hier haben wir unsere Einheit, den Brennpunkt unserer Kraft; wir schmieden die Waffen zum Siege des Princips des Jahrhunderts, und die Geschichte wird einst sagen: Was draussen für die Freiheit des Momentes gethan wurde, das ist in Deutschland zum ewigen Besitz der Nationen gedacht, geschichtlich erörtert, deducirt, bewiesen und gerechtfertigt, aus der Particularität der einzelnen Erscheinung herausgerissen, in universeller Bedeutung dargethan worden. Die Geistigkeit ist der Charakter der Zeit, und hier haben wir keine bleiernen Füße, wenn wir sie auch in

Salons haben sollten. Die Freiheit des Geistes ist in Deutschland Herrscherin, eben diese Freiheit besonders im Leben. Hier steht sich alles näher, als es früher war, oder sonst wo ist. Die Lasten, wie die Vortheile, sind fast alle gleich vertheilt, und wir erblicken wenig von der Ungleichmäßigkeit der bürgerlichen Lage, wie sie in England besonders vorherrscht. Ein Binnenland bewohnend, ist die Basis des Lebens der Ackerbau, und somit alles sicherer, fester gegründet, als auf den gefährlichen Wellen des Ocean, wo unendlicher Risiko unendlichen Reichthum oder Verzweiflung nach sich zieht.

Um zu solcher geregelten Verfassung zu kommen, war freilich der Durchgang durch mannigfache Revolutionen nöthig. Deutschland hat sie gemacht. Das uralte feudalische Kleid war auszuziehen. Frankreich half uns hiebei trefflich, und Napoleons Gewaltthätigkeit sind wir tausend Dank schuldig. Statt unpassender Churfürsten haben wir Könige, und die tausenderlei Duodezfürsten sind in reiche Unterthanen umgeschmolzen. Napoleons größte Wirkungen waren die Constitutionen, in Frankreich wie in Deutschland. Nur großer Männer Thaten haben große Folgen.

Frankreich ist für die Geschichte des Jahrhunderts das Merkwürdigste. Durch seine erste Revolution hat es dieses eingeleitet, die Freiheit als Gut der Menschheit proklamirt, das Mittelalter vollends umgestürzt. Dann hat es den Prunk des Kaiserthums, aber auch seinen Druck erfahren und sich

selbst übertroffen; dann die constitutionelle Freiheit Ludwigs XVIII., dann wieder Betrug und Druck und Kampf gegen seine Freiheit, ohne Glanz und Ruhm. Daher hat es durch eine zweite Revolution sich völlig in integrum restituirt, seine Charte vertheidigt, confirmirt, und zum Erweis, daß der Wille der Nation allein die Macht ist, einen neuen König, einen der Nationalehre würdigen, an seine Spitze gestellt. Hierüber nur so viel: Ein Volk, das in ein paar Tagen eine solche Revolution auszuführen im Stande ist, ist zur Revolution reif, ist zur Revolution befähigt. Sie war nicht die That eines leidenschaftlichen Augenblicks, sondern sie war die That, die längst vorbereitete That der ganzen Nation, eine That zur Ehre der Vernunft, der Pflicht gegen die Menschenwürde, im antiken Sinne: Freiheit oder Untergang. Wie sie That der ganzen Nation war, beweisen die Erfolge, und wie lebendig das Princip des Jahrhunderts, der vernünftigen gesetzlichen Freiheit, der Respektirung der Vernunft im Menschen in das Bewußtseyn Aller eingangen ist, beweisen in Frankreich die universellste Bewegung und Anstrengung für das neue Werk, und in den übrigen Theilen die allgemeine, freudige Theilnahme an diesem stolzen Werke des selbstbewußten Nationalgeistes, die schnelle Nachfolge Belgiens, und Polens unsterbliche Aufopferungen. Ja, wie sehr das Princip der neuen Welt respektirt ist, zeigt der ganz verschiedene Gang dieser zweiten Revolution von dem der ersten.

Frankreich ist von allen Mächten, denen, welche sonst jeden Schritt der Art mit der Zuchtruthe zurechtzuweisen gewohnt waren, anerkannt; die Fürsten gaben somit ihre Anerkennung der Wahrheit des freien Nationalbewußtseyns kund. Was sie so lange nicht wollten, mußten sie, besiegt von dem Jahrhundert, und nun haben sie ihre Macht in der Einheit mit dem Willen und Wissen der Nation. Wo diese fehlt, da reißt das äußere Band, wie Belgien und Polen zeugen. Jeder gewaltsame Versuch, dieses äußere Band wieder zu knüpfen, ist eine Sünde gegen das Jahrhundert und seine Menschlichkeit, er ist ein offenbares Unrecht und findet, wie die Weltgeschichte mit tausend Stimmen lehrt, seine Nemesis. Damit ist auch die Furcht gehoben, welche, vor dem russischen Kolosse zitternd, das einzige Heil in Amerika sah. Auf der einen Seite will Belgien, von dem phlegmatischen Holländer, an den es unnatürlicherweise angekettet ist, freigelassen, seinem Genius folgen dürfen, — und als Rußland es in die Schranken weisen will, siehe da, so will Polen in die Reihe der Völker treten, aus dem es schimpflicherweise gestrichen war. Es ist der göttliche Stolz des Menschen, lieber zu sterben, als Sklave zu seyn. An Frankreich, an Belgien, an Polens Enthusiasmus mögen sich die zwei Principe begegnen und entzünden. Aber ihre gemeinschaftliche Flamme kann nicht die letzte Todesflamme seyn, über zwei großer Völker Untergang schwebend, sondern der Morgen-

schein eines neuen umwölkten Tages, der heiß werden, aber reich und fruchtbar seyn muß. Ob die Arbeiter ärndten, oder ihre Enkel, mag dahin gestellt seyn, aber jene genießen das antike, hellenische Bewußtseyn, als freie Männer gehandelt zu haben, und diese die Erbschaft eines freien Geschlechts, unter Kämpfen aufgewachsen, unter Kämpfen vielleicht untergegangen. Von dem augenblicklichen Siege der bewaffneten Masse über eine Nation hängt dieser Existenz, als solcher, nicht ab. Die Individuen mögen sterben, aber das Bewußtseyn, für welches sie gefallen sind, kann nie mehr erstickt werden, daher jede Macht, welche das Totalbewußtseyn gegen sich hat, nur eine vorübergehende, auf Sand gebaute seyn kann.

Das Festland Europas ist seit dreißig Jahren im Schweiße, und kämpft auf Leben und Tod um Vernunft und Wahrheit. Sey es zersplittert und getheilt in noch so viele Scepter, sein Princip ist Eines, und in diesem Einen ist seine gemeinschaftliche Macht. Jede unnatürliche, aus Stoffen des Mittelalters gewobene Gewalt ist ohne Basis, ohne Stütze, und deren Verlegenheit überallhin liegt offen am Tage. Die unnatürlichste Macht, und zugleich die, welche das Zutrauen des Continents am tiefsten verloren hat, ist England. Es ist eine Aristokratie: die Reichen, die Vornehmen haben den Nutzen ihrer charta magna, die Masse des Volkes hungert, der Gemeingeist ist ein freier, und die Städte trium=

phiren, wenn da oder dort die Freiheit siegt, aber mit dem selbstsüchtigen, eigenen Besitz zufrieden, opfert dieses freie England seiner falsch gesinnten Selbstsucht Portugal und Griechenland. Um frei zu seyn, muß es Andere zu Sklaven machen. Die zehntausend Spartaner waren frei auf dem Nacken von 100,000 Heloten. Von dem partikulären Standpunkte Englands aus ist sein Verfahren das edelste, freieste, von dem universelleren aus hüllt es seine Selbstsucht in die schönklingenden Worte der neuen Welt. Es wollte Amerika nicht frei geben, unter seinem Joche seufzt Irland, in Asien will es erobern, unterjochen, seinen 300jährigen Bundesgenossen, Portugal, überläßt es der Despotie eines Michael, Griechenland wollte nur England am längsten türkisch wissen. Gegen Frankreich flammte es den Enthusiasmus des Festlands nicht für eine Idee auf, sondern um seines materiellen Gewinns willen; das Hochherzige, Mehrgebietende ließ Algiers Räuberschiffe ruhig gewähren, und murrte, als Frankreich Afrikas Nester ausnahm. England kennt das Wort des Jahrhunderts „Freiheit", — es hat sie im vollsten Maaße, es will sie nur für sich, und für die andern nur in so fern, als es selbst dabei Handelsvortheile zieht. Sobald es sein Interesse verletzt findet, scheut es sich nicht, sich mit irgend einer Wendung abzuziehen, sich der schönen Sache entgegenzustellen. Die Principien seiner Regierung sind frei, daher hat es keine Revolution nöthig; aber seine Provinzen sind

nicht frei, darum bedürfen diese der Revolution, und diese Revolution wird und kann England nicht überwinden. Die Elemente dieser Revolution liegen zu tief im Wesen der Völker und der Zeit gegründet.

Man lacht über Rousseau, weil er alles wieder auf den Anfang der Natur zurückbringen wollte. Aber ist das, was er wollte, nicht in einem gewissen Sinn in Erfüllung gegangen? Hat man nicht alles in ein Chaos auflösen müssen, um aus ihm die neue, schöne Schöpfung hervorgehen zu lassen? Wer diese noch nicht fertig sieht, bedenke, daß erst der erste Tag begonnen hat, wo Gott sprach: Es werde Licht, und es ward Licht, und Gott sah, daß das Licht gut war, und Gott schied das Licht von der Finsterniß. Nur nach und nach durchbricht jenes die Schatten der Abgründe. Sehen wir im Norden schon in den vollen hellen Tag, so ist es im Süden doch der erste Morgen.

Mirabeau's Wort in der Nationalversammlung, daß die Revolution die Runde um die Erde machen werde, ist nur zu wahr geworden. Der Süden Europas bietet uns ein um so bedenkenswerthes Beispiel hievon und um so reicheren Stoff zu Gedanken, je unentwickelter der Geist des Jahrhunderts dort sich zu regen begann, je mehr sich nun aller Sturm desselben dort niedergelassen hat. Wir hören Reflexionen über Griechenland, Klagen über die pyrenäische Halbinsel und Sehnsuchtslieder nach Italien, — aber die innere, tiefere Bewegung ist nicht im-

mer der Gegenstand unserer Aufmerksamkeit, zumal da das Organ dieser Bewegung, die Bücherwelt, daselbst höchst beschränkt ist.

Betrachten wir z. B. Griechenland von seiner historischen Seite, in seiner innern und äußern Beziehung, so ist zum voraus klar und als bekannt vorauszusetzen, daß der rege, griechische Sinn, welcher vor Jahrhunderten die Weltgeschichte flüssig gemacht hat, immer noch derselbe ist, der er damals war, und in den Zeiten der tiefsten Erniedrigung derselbe war. Als Mahmud Constantinopel eroberte, ließ er den Griechen ihre Religion, ihre Kirchen, nur die Sophienkirche ward Moschee, und in Constantinopel thronte neben dem Mufti der griechische Patriarch. Die Griechen waren ein leichtsinniges, zum Herrschen untaugliches Volk geworden; darum erhielten sie billigerweise Herrscher, und die Geschichte ließ an diese tyrannischen Barbaren ihr geliebtestes Volk verloren gehen, wenn es möglich gewesen wäre, wenn nicht auch in der tiefsten Schmach der Grieche seine Füße geregt hätte. In seinen Gewässern schiffte er, sich selbst vertrauend, mit kluger Hand das Steuer führend, und kein Schiff war der Türke im Stande ins Meer zu führen, wenn es der Grieche nicht leitete. In der Kunst, in der Lebenspraxis beherrschte der Sklave den Herrn und häufte sich zahllose Schätze, in deren üppigem Genuß er sich über den Verlust des Vaterlandes tröstete. Auf den blühenden Inseln genossen sie die Früchte ihres Handels, und auf Ita=

liens und Natoliens Märkten waren die Ersten und Reichsten die Griechen. In Constantinopel, im Gewoge der furchtbaren Janitscharen, sammelte sich der Hellene heimlich und friedlich den Preis der List, der Thätigkeit, der Kunst, und wo der Türke ins Ausland eine wichtige Depesche hatte, die trug der Grieche kunstgewandt, im Namen seines Herrn, zum Vortheile seiner selbst. Das war in jenen Zeiten, als Europa noch nicht erwacht war, als der Geist der Geschichte, noch in die alten, steifen Formen gebannt, seine Fesseln nicht gelöst, seine Völker nicht zur selbstbewußten Freiheit aufgerufen hatte. Drauf regten sich die Zeiten im äußersten Westen — Griechenland stand in vollem Aufruhr und träumte von der Wiederkehr alter, schöner Tage. Die Saat war noch nicht reif, die griechische Revolution des vorigen Jahrhunderts scheiterte und auf immer schien das Loos Griechenlands entschieden. Indessen ist es anders geworden, eine andere Revolution, die die Völker bis aufs Mark durchdrungen hat, begann ihre Runde um die Welt, und nun trat, als die Andern ausgekämpft hatten, Griechenland im stolzen Selbstbewußtseyn in die Reihen der Völker, aus welchen es bisher ausgeschlossen war. Auf einmal las man in den öffentlichen Blättern neben der Türkei auch ein Griechenland; die bisher von friedlichen Barken durchsegelten schönen Gewässer hallten wieder vom Donner der Brander, glühten von den Flammen türkischer Kriegsschiffe. Griechenlands Genius hat sich gerächt, sein Volk ist

wieder ein Volk worden und ganz Europa blickt freudig auf seine Kämpfe. Wohin haben wir dieses plötzliche Auftauchen eines neuen Volkes zu rechnen? Ist's ein Zufall, ein von Neugierde, von Selbstsucht entworfener, augenblicklicher Plan, der sich sofort unberechnet ins Unendliche erweiterte? Es ist der revolutionäre Geist des Jahrhunderts, der in Stürmen die alten Fesseln löst und ein neues freies Geschlecht zu einem höheren Ziele führt. Es ist das freudige, gegenseitige Begrüßen der sich bewußt gewordenen Völker, und die frische Jugendkraft, welche ihre Triumphe über die Schwachheit, Feigheit und Trägheit feiert. Das sind die tiefen, welthistorischen Momente, die in ihrem dunkeln, verwirrten Schoose das Schicksal künftiger Jahrhunderte hegen und über Trümmern eine neue Welt bauen.

Ist aber dieses neue Volk nur zufällig wieder vereinigt worden, hat der Sturm der Zeit es aus seiner Zerrissenheit nur äußerlich zusammengeweht?

Der griechische Charakter lehrt uns eines Andern. Als sie von den Türken unterjocht wurden, hat man ihnen das Regiment genommen, aber nicht ihre Religion, ihren Lebenstakt, ihre erfinderische Beweglichkeit. Einem brutalen Herrscher gegenüber stehend, übten sie sich in der Kunst, denselben zu hintergehen, und der Türke war immer der Getäuschte. Darin waren alle Griechen von Anfang an Eins — Eins in ihrer Religion. Wohl unterwarf sie ein gräßlicher Aberglaube den Priestern, aber diese Unterwerfung

war nicht Lehre und Grundsatz ihrer Kirche, sondern die Folge ihres ungebildeten Verstandes, — daher die griechische Kirche nie, wie weiland die römische, sich dem schnellen, freien Schwunge des Volkes entgegensetzen kann. Aber eben diese ihre so sehr getrübte Religion hat in den Jahrhunderten tiefster Versunkenheit alle Glieder der Nation fest zusammengehalten, um so mehr, je ängstlicher die Sorgfalt seyn mußte, sie dem sie befeindenden Gegner gegenüber zu bewahren. Eins waren sie in der Liebe zum Vaterlande, zum heimischen Boden, an den sie tausend süße Erinnerungen knüpften — Eins in der schmeichelnden Hoffnung, einst wieder ins Leben hineinzublühen, und ihre stille, in sanften Liedern und patriotisch-innigen Gebräuchen ablaufende Geschichte in die Reihen der Völker erhöhen zu dürfen. Eins waren sie in dem schnellen, raschen Blick, in der klugen Vorsicht, der sichern Berechnung — Eins in der Sprache, deren Süßigkeit immerfort in ihren Liedern tönte, mit deren Besitz sie sich stolz schmeichelten. Das sind lauter innere Bande, die unzertrennlich sind; das ist der Heerd des Lebens, aus dem die äußeren Gestaltungen entspringen, aus ihm heraus trat Griechenland, wie es jetzt ist, frei und entschlossen, seine Geschichte aufs Neue zu beginnen.

Und wollen wir nun unsere Betrachtung auf den engen Raum der Gegenwart beschränken? Wollen wir das scheinbar unglückliche Volk wegen seiner vielen Opfer, seines Aberglaubens, seiner ungeregelten

Entwicklung bedauern? Wollen wir über das lange Ausbleiben des mühsam gesuchten und sehnlich erwarteten Fürsten zittern? Wollen wir ihnen, wie einige Fromme vorgeschlagen haben, geistliche Missionäre senden, daß ihre Religion gereinigt werde? — Nein, wir wollen für die freie, selbstentworfene Bahn Griechenlands nicht zittern. Sie haben eine Geschichte von zehn Jahren, sie werden dichten und singen, und der Helden Bild wird Jahrhunderte lang, gefeiert im Lied, bewundert und nachgebildet im Leben, dastehen; der Becher der Freiheit, nach dem sie so lange gedürstet haben, wird seinen Segen in Strömen ausgießen, und die nun nicht mehr für die türkische Lust, sondern für sich arbeitende Emsigkeit wird verdoppelt alle Kräfte aufregen, ihr erfinderisches Talent wird mit unsern Lebenseinrichtungen mannigfach wuchern, unsers Wissens Schätze, jetzt schon von dem jungen Hellenen gierig ergriffen, werden dort in neuen eigenthümlichen Blüthen erwachen — und wenn die reiche Fülle und die Unerschöpflichkeit ihrer Sprache ihnen zu lebendigem Bewußtseyn gekommen ist, werden sie aus eigener Brust wieder Werke schöpfen, die eine erborgte, fremdem Stamm entwachsene Sprache nie erzeugen kann. Es wird eine neue, lebendige Welt in den südlichen Gewässern erwachen, deren poetische Mannigfaltigkeit uns Hyperboräer staunen machen wird, und die Flamme Griechenlands wird den ganzen Süden Europas erleuchten. —

Wir sind somit an Italien gewiesen; — eine oberflächliche Kenntniß der Entwicklung Italiens wird das Vorhergesagte bestätigen. Von den Griechen haben die Römer ihre Bildung geholt; dort waren ihre geliebtesten Sitze; von den Griechen haben die Italiener im fünfzehnten Jahrhundert die neue Bildung erhalten, welche nach und nach Europa umgebildet hat; und nun wird nach langem In-sich-verschlossen-Seyn Italien seine innere, lebendige Aufregung von dort erhalten müssen. Es waltet ein eigener, in sich selbst, in den Süden verliebter Geist über dieses Land. Ueber die Alpen will der Italiener nicht, vom Norden will er nichts borgen, daher bleibt er in jeder Bildung hinter ihm zurück, — nach Griechenland will er, und kann ihm dieses Schätze bieten, so ergreift er sie freudig und dankbar. Jedes politischen Mittelpunktes, um den sich die tiefen Kräfte in lebendiger Wirksamkeit sammeln könnten, entbehrend, lebt er in abgeschiedenem Umgange mit sich selbst; kaum wissend, daß eine Geschichte existirt, träumt er in seinem tiefen Schmerze sich eine ideelle Welt, an der reellen keinen Theil nehmend und mit mißtrauischen Augen Alles, was ihn berühren kann, betrachtend. Italien hat jetzt keine politische Geschichte; es ist zerrissen, spottet seiner vielen Herren, scherzt mit seinem Geistlichen, und als es den kurzen Versuch machte, sich aufzulehnen und eine andere Ordnung einzuführen, legte es sogleich seine Waffen nieder, gleichsam seine Inconsequenz innewerdend.

Die Italiener sind eigentlich keine Nation; politisch nicht vereinigt, haben sie auch innerlich keine Einheit als die Religion, welche mit ihrem oft lächerlichen Aberglauben wieder in tausend Einzelnheiten gezerrt ist durch die sich nur auf sich beschränkende Eigenliebe des Individuums; die Italiener sind lauter Individualität, aber keine Idee beseelt sie, darum sind sie in sich selbst zerfallen. Auf der Bühne der Welt haben sie kein Gewicht, darum mögen sie nicht handeln, und wiederum, weil sie nicht handeln, haben sie kein Gewicht. In den Norden wollen sie nicht; mit dem Süden konnten sie nichts gemein haben, weil auf dessen einer Seite der Türke, auf der andern kein sie berührendes Interesse herrschte. Darum haben sie sich auf sich beschränkt, aber kein großes Gesammtleben gebildet; sie haben keine Wissenschaft, in der sie sich gegenseitig vereinigen könnten, keine National-Poesie; denn Jeder ist zwar Poet, aber nur die individuellste Beziehung des Einzelnen lebt im Liede; keine Idee, in deren frischem Leben die Nation sich fühlte. Ihre politische Macht ist gebrochen, sie haben keinen Handel, und könnten den größten haben. Ihre Sprache selbst hat so viele verschiedene Modificationen, als Thäler sind. Sie leben nicht in der Geschichte, weil sie nicht in ihre Räder eingreifen — sie träumen. Aber werden sie nicht erwachen? Wird der Freiheitsruf des benachbarten Hellenen, dessen rege Beweglichkeit, das frische Leben in den südlichen Gewässern, der Tausch der Waaren und

Gesinnungen sie nicht wecken? Die Geschichte des Südens und seine Bildung müßte eine andere seyn, wenn es nicht geschehen würde. Sie werden einander die Hände bieten, sie werden nicht blos scherzen und singen, sie werden mit dem Hellenen wetteifern. Sie werden Schiffe zimmern und in den gemeinschaftlichen Gewässern sich friedlich begegnen; sie werden stolz seyn, in denselben die fernen Hyperboräer zu treffen, und werden mit diesen rivalisiren; sie werden an dem Volksleben Griechenlands sich bilden, an seinen Schätzen Theil nehmen; was Griechenland lernt, werden sie lernen, denn nur vom Süden wollen sie lernen. Dadurch wird des Nordens Bildung zu ihnen dringen, denn unsere Schüler sind die Hellenen, sie erkennen des Lernens Bedürfniß an und streben regsam nach unserer Bildung; diese werden sie nationalisirt dem Italiener geben und dieser wird sie in seiner Eigenthümlichkeit verarbeiten.

Auf diesem Wege wird der Süden aus seiner Abgeschlossenheit gerissen werden, es wird der Geist, der das Jahrhundert bewegt, sich dort regen und den Süden und Norden vereinigen. Man sage nicht, daß die Hierarchie dieses Streben Italiens feindlich hemmen werde; diese hat seit jeher dort am wenigsten Respekt genossen. Vom Pabste ließen sie sich seit jeher am wenigsten befehlen.

Der Italiener ist stolz auf sein Land, seine Alterthümer; gleiches Recht hat der Hellene; dazu hat sich dieser noch eine Geschichte geschaffen. Wird der

Italiener, im raschen Verkehr ins Leben hinausgerufen, dieser ermangeln wollen, wird er im Streben, es den Griechen gleich zu thun, sich zur Ruhe legen? Wird der Sauertaig des Jahrhunderts hier allein wirkungslos bleiben wollen? Oder zeigen uns die in Oberitalien zu Stande gekommenen gelehrten Innungen, die Vereine für Cultur, wenn auch nur einstweilen des Ackerbaus und Handels, nicht das fühlbar gewordene Bedürfniß, sich, um etwas zu werden, zu vereinigen? Zeigen die italienischen Revolutionen nicht das Bedürfniß einer Umgestaltung, einer Belebung der stereotypen Verhältnisse? Oder muß denn, wenn der Geist sich zu regen begonnen hat, auf Einen Schlag die neue Welt dastehen? Italien kann ja in friedlichem Streben das Ziel erringen, nach dem Hellas strebt, es hat keines Muselmans Macht zu brechen, keines Tyrannen Joch abzuschütteln.

Und was hat die gute pyrenäische Halbinsel zu thun, um endlich einmal unserm Zeitalter anzugehören?

Der Besitz der neuen Welt, deren blutige Sclaverei ihr die Schätze liefern mußte, hat die ganze Halbinsel in den Wahn und Stolz der Herrschaft, in die Unthätigkeit des Reichthums geworfen.

Die errungene Freiheit der neuen Welt, wovon Spanien keine Ahnung, keine Gedanken hatte, machte es bettelarm, und an 100jährigen Genuß gewöhnt, konnte es nicht den Entschluß fassen, aus eigener Kraft und That sich den Verlust zu ersetzen, konnte nicht den Geist der Zeit fassen, kraft dessen blos die

That Lohn erhält; daher noch jetzt sein unglückliches, ja lächerliches Streben, die alten Besitzungen zu erobern, um wieder thatlos genießen zu können. Sowie dieses jetzt unmöglich ist, so unmöglich wird sich die Halbinsel in die Reihe der Völker stellen können, ehe sie selbst in die eigene Brust greift, um sich zu heben und Respekt zu verschaffen durch eigene That. Ein unseliger Geist ruht auf der großen, an innerer, unentwickelter Macht unerschöpflichen Halbinsel, und es ist fast unbegreiflich, wie wenig sie das eigene Bedürfniß zu würdigen versteht, gerade als ob dort der Verstand zu ewiger Kindheit verdammt wäre.

Nicht durch die Masse, aber durch Einzelne hat sich jenes Bedürfniß laut ausgesprochen, allein es ist eigen, daß eben die Bewegung, die Frankreich begonnen hat, von französischen Waffen in Spanien zur Ruhe verwiesen wurde. — Das ist sicher, daß, so gewiß der östliche Süden, die ehemalige Türkei hat nachgeben müssen, eben so gewiß die pyrenäische Halbinsel nicht als einzige Mumie unter den Völkern wird stehen bleiben. Aber diese südlichen, in sich reflectirten Völker nehmen die Anregung nicht immer aus sich selbst, sie wollen von Anderer Ideen und ins Leben eingetretenen Grundsätzen ergriffen werden, und durch welchen Zufall es geschehen mag; diese Seite des Südens wird eben so erweckt werden, wie die ehemalige Türkei, um so mehr, je leichter es ist, ein christlich Volk mit christlichen Ideen zu wecken. Wir lassen uns nicht von den hierarchischen Planen

und Mächten schrecken; diese sind nur noch auf dieser Halbinsel wichtig, die übrige Welt ist darüber hinaus, und daß die Spanier auch darüber hinaus können, haben sie bewiesen.

Werfen wir noch einen Blick aufs Ganze, so ergibt sich, wenn wir blos die augenblickliche Gegenwart festhalten, ein nicht sehr erhebendes Gemälde: — dort nichts als Trümmer, Verwüstung und Armuth, hier Zerrissenheit, Trägheit und völlige Theilnahmlosigkeit, und zuletzt Bigotterie, Despotie, Aermlichkeit; fassen wir es aber vom höhern Gesichtspunkt, so haben wir die Grundlinien eines reichen, wunderbaren Lebens, das sich eröffnen wird und muß, und der Ablauf unsers Jahrhunderts wird sich dieser die Welt umkreisenden Revolution nicht zu schämen haben. Fällt doch jetzt schon aus dem weitesten Westen her Widerschein einer schönen, farbigen Welt zu uns herüber. Ist doch Amerika jetzt schon Bürge für die sichere Erfüllung dieser unserer Hoffnung.

Seit den letzten zwei Decennien des vorigen Jahrhunderts ist Amerika aus seiner Passivität erwacht und hat thätigen Antheil an der Geschichte genommen. Betrachten wir den kurzen Zeitraum, den diese Geschichte seitdem durchlaufen hat, so müssen wir uns wundern über die Höhe und Wichtigkeit, die sie darin erhalten hat. Es ist ein großes Bild, welches dieser Erdtheil uns darbietet, und daher ist auch die Sehnsucht, in ihm zu leben, die stete Aussicht auf ihn bei uns herrschend geworden. Wir werden spä=

ter auf den Grund dieser Liebe zu Amerika zurückkommen; für jetzt haben wir die historische äussere Gestaltung zu überblicken, und hier finden wir nun, wenn schon die auffallendste progressive Verschiedenheit, doch denselben Geist über dem ganzen Welttheile herrschend.

Aus den sclavischen Provinzen des Südens haben sich ein großes Kaiserthum und große selbstständige Freistaaten gebildet, jenes von europäischem Geschlechte beherrscht, diese, wie ganz Amerika, ihre Bildung, ihre Gesittung, ihre Sprache, ja fast ganz ihren Ursprung von Europa leitend.

Der Süden hat lange als Aufbewahrungs- und Zuchtort der Sclaven dienen müssen, er hat sich befreit und den Sclavenhandel abgeschafft. Die südlichen Freistaaten sind in ewiger unruhiger Gährung; Parteien, Empörungen, innere und äussere Reibungen zerreißen ihre Gewalt, während sie im Princip Eins sind. Das Kaiserthum hat eine freie Constitution, einen kriegerischen, thätigen, gebildeten Monarchen, einen Herrscher mit Römersinn, der mitten unter der mörderischsten Revolution und dem betäubenden Freiheitstaumel es wagte, auf einen Thron zu steigen, diesen mit kluger Leitung seiner Völker zu sichern und für immer zu befestigen. Die Rousseaus würden sich darüber fürchterlich grämen, daß auch die neue Naturwelt bereits das Gift solcher Herrschaft ergriffen habe, die Verständigen wünschen Amerika Glück, daß das Schicksal seine Verhältnisse so

leitet. Wenn die wilde Gährung der Freistaaten die Besonnenheit, zu der die Mächte, wenn sie glücklich werden wollen, kommen müssen, um weite Zeit hinaus verschiebt, so muß in Brasilien unter der gesetzlichen Macht einer friedlichen kräftigen Regierung das Leben zum Bewußtseyn kommen und im Geleite des Friedens und der Civilisation, welche der Regierung Höchstes seyn muß, zur innerlichen wahrhaften Bildung gelangen, die bis jetzt unter dem Kampfe mit der Natur, mit den Parteien hat nicht erwachen können.

Mit solchem Beispiel traten die nordamerikanischen Freistaaten glänzend voran, und es ist die überall wiederhallende Bewunderung der Europäer, mit welcher Energie und Ausbreitung sich die Cultur und Macht dieser Staaten in kurzer Zeit gehoben habe. Ja man ist so weit gegangen, daß man alle Hoffnung für die Zukunft einzig und allein auf dieses freie Amerika geworfen hat, geblendet von dem glänzenden äussern Bild, welches dasselbe uns darbietet, und unbewußt des innern reichen Lebens in Europa, aus welchem blühendere Früchte erwachen müssen, als der verdachtvolle, mißtrauische Blick solcher, die nichts als Absolutismus und künftige Sclaverei wittern, zu entdecken vermögen.

Wenn es nun richtig ist, daß Amerika eines der bewegtesten Schauspiele des jetzigen Jahrhunders darbietet, wenn es mit größter Freude zugestanden werden muß, daß dadurch die Bewegung der Welt-

geschichte vielseitiger, fruchtbarer, daß das Leben, welches bei uns in äusserer Abrundung und Abschließung der äusseren Verhältnisse, geschichtlich ein blos inneres zu werden drohte, — äusserlich in stetem, raschem Wechsel seiner Gestaltungen regsamer wurde, daß aus den gemischten Völkern und Raçen, welche Amerika erfüllen, neue große selbstständige Nationen hervorgehen, daß aus jenen bewegten, freien Gestaltungen auf die andern Erdtheile stets auch frische Anregungen ausgehen müssen, — so wird doch auch beachtet werden dürfen, wie es sich mit dem innerlichen Leben Amerika's, wie mit dem Totalbewußtseyn desselben verhalte.

Das Allgemeinste, was hierauf geantwortet werden kann, ist nur Freiheit, aber das ist auch zu sehr allgemein, und es ist somit blos ein Princip ausgesprochen, das in seinem concreten Reichthum auch nicht entfaltet seyn kann. Allerdings muß da, wo die Freiheit Princip des Lebens ist, auch die Frucht derselben folgen, aber ehe die Frucht reift, muß sie knospen und blühen. Bis jezt knospt sie blos in Amerika. Oder ist unter Freiheit nur die äussere Unabhängigkeit verstanden? Muß der Freie nicht nothwendig mündig seyn? Und gehört hiezu nicht ein völlig ausgebildetes Bewußtseyn? Und ist dieses nicht etwas Innerliches, Geistiges? Darnach haben wir zu fragen.

Nun ist zwar ferner richtig, daß Roms Arm nicht über den atlantischen Ocean reicht, daß Amerika keine

kirchliche Herrschaft zu überwinden hat. Es hat überhaupt keine Macht mehr zu überwinden (denn auch die Reste von Feudalwesen sind, einige Trümmer derselben in Mexiko ausgenommen, fast völlig getilgt), als die der Natur, aber diese ist groß und herrisch, und wenn auch, da Amerika europäische Technik und Fertigkeit besitzt, sie keine Allmacht mehr ist, so ist sie doch immer noch nicht unterjocht. Zwar muß der Mensch in ihrer Besiegung und Bekämpfung nur gewinnen, — aber er ist dann noch an's unmittelbare Aeußere gebunden, und der Schatz des geistigen Lebens ist ihm noch nicht geöffnet. Noch hat der Amerikaner keine ausgeprägte, im Kampf erprobte Form des Lebens, er ist rastlos thätig, sie sich zu schaffen, aber die Macht der Unbildung ist noch zu groß, als daß sich diese Mühe so schnell belohnt sehen könnte. Darum ist der Amerikaner der thätigste, der am meisten praktische Mensch, weil er noch jeden Augenblick listig ergreifen muß, um an ihn die Lage der Zukunft zu knüpfen, weil das Leben für ihn noch nicht schafft, wie für uns, sondern weil er erst selbst Leben zu erschaffen hat. Weil sein Daseyn noch zu jung, zu bedroht, und ihm dennoch dieses Daseyn im süßen Besitz der Freiheit theuer gemacht ist, wacht er mit steter Aufmerksamkeit auf jede Bewegung, die ihn berühren kann. Noch auf sich selbst und die Sorge für seine unmittelbare Existenz und Sicherheit beschränkt, hat er mit Außen keine Gemeinschaft, noch an die Naturüberwindung

gebunden, keine Kunst, noch an der Bildung des äußern Lebens begriffen, keine innere Geschichte, noch nicht äußere Geschichte genug, um sie wissenschaftlich zum Bewußtseyn zu bringen — er hat noch keine Wissenschaft. An die unermeßliche Fruchtbarkeit seines Bodens, ohne Ueberfluß der Einwohnerzahl, ja mit Mangel derselben, gewiesen, hat er keine Muse, keinen Beruf, in die Tiefe des Geistes zu steigen. Sein Gebiet ist noch die Natur, nicht der Geist.

Anders ist es bereits bei den nordamerikanischen Freistaaten.

Tritt uns in den Wechselgestalten und den großartigen, tragischen Scenen des Südens ein äußerlich poetisches Leben entgegen, so sehen wir in den nordamerikanischen Freistaaten die glatte Prosa der freien Bürgerlichkeit, das interessevolle, besonnene, kluge Streben der praktischen Geschäftigkeit. Ihr Moment ist ein allgemein welt-politisches, und mit stolzem Bewußtseyn senden sie ihre Flaggen in alle Meere, der größten Macht gleich respektirt. Wohl ist auch Freiheit ihr Princip und ihr Leben, aber dieses Lebens innerster Quell ist so wenig ein geistiger, als im Süden. Der Gewinn der Arbeit ist der Universalzweck, und damit die Selbstsucht; zum nützlichen Interesse im Leben wird die Jugend gebildet, — also nur praktisch, darum sind alle Nordamerikaner nur Praktiker. Das gilt nun in den Augen vieler als ein Ruhm, und von einer Seite be-

trachtet, ist es richtig. Im Leben und seinen vielfachen Verhältnissen Bedeutung zu gewinnen, dazu gehört unermüdete That, nie ruhende Aufmerksamkeit, Benutzung jeder Gelegenheit, Muth und Verstand, — aber ist der im Kampf und Muth des äußern Lebens errungene Besitz alles, was des Menschen Brust ausfüllen kann? Ist eine Reflexion über das politische Verhältniß alles, was das unendliche Gefühl des Menschen befriedigt? Ist die Wahrheit der Wissenschaft, des ewigen Gedankens, ein verkümmerterer Besitz, als Flotten und Capitalien und Schuldenfreiheit? Ist der reiche, vielseitige Wettkampf des Geistes in der Enthüllung der Wahrheit nicht des Menschengeschlechtes Höchstes, Tiefstes? Und ist die Kunst, in welcher der Mensch zur Unendlichkeit wird, nur eine vorübergehende, leicht zu genießende, aber nichts Profitables spendende? Weil den innern Reichthum europäischen Lebens so viele nicht erkennen, halten sie Amerika für reicher, höher, schöner, merkwürdiger. Weil jene so vieles handeln, und wir nichts, sehnen sie sich hinüber, als ob bei uns nicht gehandelt würde. Wir fragen, ist die freie Entwicklung des Bewußtseyns in Europa, ist die vernünftige Gestaltung seiner äußeren Formen, und das Bestreben, sie immer mehr zu vergeistigen, ist das keine That Europas? Ist die Kunst, wie sie unser europäisches Leben mit dem blüthevollsten Kranz durchschlingt, keine That des unsern Welttheil beherrschenden Geistes? Und was soll nun Amerika

im Gegensatz gegen uns so Großes aufweisen? Europa hat sich auf schwierigen Wegen aus alten Banden und Jahrhunderten herausgearbeitet; wir sollten uns Glück wünschen, daß diese Arbeit vorbei ist, und um diese Arbeit beneiden wir Amerika, als ob der Lehrling glücklicher wäre, als der Meister. Das ist freilich in der Entwicklung beider der Unterschied, daß Amerika sich aus keinem Mittelalter herauszuarbeiten hat, eben darum ist sein Fortschritt so schnell, denn es ist europäisches Blut meistens, welches in den geschichtlichen Völkern Amerikas fließt; was sich von europäischer Bildung mittheilen läßt, das haben die Amerikaner zu gut, und es ist daher nur die rasche Behendigkeit, die Gewandtheit, die augenblickliche Pfiffigkeit ihr Verdienst. Der Gang der Ereignisse lehrt uns aber auch, daß Amerika nicht den langen Durchgangspunkt haben kann, den Europa in seiner Bildung hatte, und schon das, daß auf dem ganzen, mächtigen Erdtheil die Freiheit, wenn auch bis jetzt noch nicht in jeder höhern Beziehung entwickelt, Element des Lebens ist, das ist das wahre Erhebende der Betrachtung: denn in diesem Princip, welches das des Jahrhunderts ist, und im Leben am objektivsten ausgesprochen in Amerika, liegt der Grund jeder eigenthümlichen schönen Entfaltung, und die Schnelligkeit der Entwicklung enthalten. Die übertriebene Bewunderung Amerikas also liegt blos in der Betrachtung seines noch in der Unmittelbarkeit des Lebens ausgesprochenen Princips,

Bayerische Staatsbibliothek München

und der Mißkennung desselben in seiner reichsten Entfaltung bei uns. Das Wesen der Aussicht ist aber, daß der Geist, welcher bei uns seine Anfangsstufe überschritten hat, hier noch einmal in freierer, regerer Bewegung sich aus dem Leben und seinen Kämpfen erheben muß, um nach kurzem Weg sich in gleicher Erstarkung mit dem unsern zu finden. Sehen wir auf das Bild des Lebens, wie es sich uns im Aeußeren darstellt, so sehen wir uns unwillkührlich genöthigt, drei Partheieen zu unterscheiden, deren verschiedene Farben Ein Großes, von Einem Geiste durchwehtes Gemälde bilden. Die erste ist der Westen, und zwar Amerika, jenes wirklich und sichtbar gewordene, den Alten untergegangen scheinende Atlantis, um welches Platos schöne Träume, wie lichte Genien gaukeln, um welches unserer Weisen süße Hoffnungen schweben. Es ist ein Chaos, aber ein wunderbar befruchtetes Chaos; längst von der schaffenden göttlichen Hand ergriffen, und über rohe Massen zu gefälligen Formen strebend. Dort wuchern alle Nationen eifersüchtig mit ihren Künsten und Werkzeugen; dorthin eilt der Deutsche, dem jungen Boden reiche Frucht zu entlocken, eilt der Britte, in der Hand das klingende Gold für die uns sobald unentbehrlich gewordenen Produkte, eilt der Franke, um augenblickliche Lust, Genuß und Geschmack, den Ruhm seiner Nation zu bringen, eilt der Spanier, um Völker zu unterjochen, die er einst als Sklaven kannte und tyrannisirte, und die seiner

schwachen Emsigkeit spotten. Dort wogen rohe eingeborne Massen an der angesiedelten Menge vorüber, die seinen Freiheitssinn theilt; organisiren sich Massen zu Staaten, schmelzen hunderterlei Völker in Eines zusammen, und bieten in gleichem Streben sich nachbarlich die Hand. Jeder nur denkbare äußere Gegensatz ist dort ins Leben getreten, aber nur Gegensätze bilden das ewig frische Leben, nur aus ihnen wird die freie lebendige Einheit geboren. Jetzt, da wir in des Tages Mitte wachen, liegen sie dort im goldenen Morgentraume, und in dessen ungeregelten Gestalten liegt der süße Blick auf eine große Zukunft, auf eine neue Weltgeschichte. Aber die ungeregelten Massen, die jetzt sich gegenseitig reiben, hat bereits der praktische, gebildete europäische Sinn durchdrungen.

Welcher Contrast mit der zweiten Parthie, dem Osten! Drüben im fernsten Osten, welcher lange tiefe Schlaf; aber welch' ein Schlaf bedeutungsvoller, tiefer, bild- und gedankenreicher Träume! Welcher tiefe Sinn des jahrtausendjährigen, kindlich-patriarchalischen chinesischen Princips, welcher reiche, tiefe Schatz indischer Weisheit, — und welche Aussicht, seit sie aus ihrer Vereinzelung gerissen, mit uns in Verhältnisse getreten sind, wenn jene alte Weisheit zu neuem Bewußtseyn erwacht im Christenthum, das mit seinem reichen Geist jene unverständlich gewordenen Lehren durchdringen wird.

Laßt uns nicht seufzen über das Blut, das dort

geflossen ist, und fließt im Kampf der Europäer und Asiaten, — es fließt im Dienste der Weltgeschichte, und diese wird einst segnend auf diese Opfer blicken, welche den Orient mit dem Occident vermitteln, und die entgegengesetztesten Geister sich nahe bringen mußten. Lasset uns freudig näher treten, und Persiens Ehrfurcht vor europäischer Kunst und Stärke wohl bedenken, und am frisch bewegten, von Hunderten von Europäern durchwanderten Vorderasien einen Faden anknüpfen, der den ganzen Orient durchweben und in Jahrhunderten seinen europäischen Ursprung deutlich zu erkennen geben wird; lasset uns wohl bedenken, daß Egypten nur Einmal Ptolemäer hatte, und erst jetzt wieder seine träge Mittagsruhe von europäischem Fußtritt unterbrochen, von europäischer Kunst belebt sehen muß! Und noch näher das Osmanenreich im Schooße eines von allen Flaggen durchsegelten Meeres, seiner alten Stütze, des alt-asiatischen Princips beraubt; — und dann Hellas! Und in der Mitte die dritte große Parthie, — Europa, — welches als leitender Mittelpunkt die Bewegungen jener theils anregt, theils bestimmt.

Betrachten wir die eigenen Formen und Gestalten dieser dritten Parthie, so ergibt sich uns Folgendes: Alle Macht, welche das Leben beherrscht, hat sich aus der äußern Unmittelbarkeit in den Geist zurückgezogen und concentrirt, und ungehemmt von der täglich abnehmenden körperlichen Kraft, hat der Europäer die Natur überwunden. Fast überall, und in

den größten Erscheinungen, und die meisten Kräfte erfordernden Beschäftigungen gebraucht er seine Hand nur zu dem ersten Bau der Werkzeuge und Maschinen, um diese seine Geschäfte thun zu lassen, und ihrem großartigen, verflochtenen Spiel zuzusehen. Entweder unmäßiger Genuß, oder übernatürliche Anstrengung hat den Körper entkräftet; aber sein erfinderischer Scharfsinn schafft neue, bisher nicht gekannte Kräfte. Stolz trozt er dem Sturme der See, sicher leiten ihn seine Maschinen durch Wind und Wellen, im empörten Aufruhr der Natur spottet er, im sichern Besitz seiner Werkzeuge, einer unmächtig gewordenen, umsonst ihre Drohungen und Gefahren verdoppelnden Natur. Ein Element bekämpft er durch das andere, und in seinem glücklichen Siege eilt er in Stunden zu entfernten Geschäften, wohin sonst Wochen kaum hinreichten, wohin er sonst zitternd vor den Launen des Himmels, in steten Gefahren steuerte. So ist der vielseitige Austausch der Lebensgüter unendlich vergrößert; mit den fremden Gütern kommen die fremden Sitten, oder vielmehr neue Formen derselben. Es ist, als ob das Leben auf einmal eine unendliche Last von seinen Schultern geworfen hätte, so leicht ist es in dieser allgemeinen Verbindung geworden; die Leichtigkeit des Erwerbs, des Besitzes, des Genusses, die allgemeine Politur und Cultur, der stete rasche Wechsel aller seiner Formen, welcher längst das stereotype starre Hängen am Großväterlichen überwun-

den, der gleichsam den festen historischen Grund unter den Füßen weggezogen hat, und in seiner beständigen Neuheit alle Verhältnisse durchdringt, — scheint fast auf den Gedanken hinzuleiten, als sey der Geist des neunzehnten Jahrhunderts zum Bewußtseyn seiner Unerschöpflichkeit gekommen, und thue sich etwas darauf zu gut, in ewig neuen Gestalten und Verhältnissen seine Kraft und Allseitigkeit zu entwickeln. Wer will den unaufhaltsam forteilenden Strom der Erfindungen, Entdeckungen, Formen, Gestalten, Compositionen, Modificationen verfolgen? Ist es ein Wunder, wenn das einseitige Phlegma in jammervollen Klagen mürrisch sich beschwert, wenn der reine Gefühlmensch in nichts, als Seufzern und Anklagen des Jahrhunderts sich äußert, wenn das rasche, reiche, den Augenblick mit Umsicht ergreifende Talent sich von Stufe zu Stufe emporschwingt, und zum Meister in einem großen Kreise aufwirft? Oder ist das Glück des thätigen Talents nicht sein wohlverdientes Recht?

Leibnitz träumte von einer Universalsprache: das neunzehnte Jahrhundert hat diese geschaffen; nicht eine in Worten gebundene, sondern die in dem allgemeinen gleichen Streben; in demselben universellen Interesse Aller, der Einstimmung des Geschmacks, in diesen großen allgemeinen Typen ausgeprägte. Wenn es wahr ist, daß jedes Jahrhundert seine äußere Poesie hat, so haben wir die unsers Jahrhunderts hierin zu suchen. Es ist die in tausender-

lei Tönen sich belebende Harmonie, der in allen Gestalten des äußern Lebens sich reich objektivirende Weltgeist. Es ist die ausgebildetste Kunst, womit er den gehaltvollsten Stoff beseelt. Es ist seine bewunderswürdige Kraft, ich möchte sagen, seine schwelgerische Phantasie, womit er aus den blühendsten Compositionen, in der Verschmelzung aller Arten der Kunst die jetzige Weltgeschichte baut, und Epos, Drama, Lyrik zu Einem großen Ganzen vereint.

Eben so wahr ist es auf der andern Seite, daß jedes Jahrhundert seine äußere Prosa hat, und es ist gewiß, daß unser Jahrhundert, der Erbe aller Jahrhunderte, auch der Erbe aller vergangenen Prosa, in dieser, wie in Allem, es zu einer unendlichen Vollkommenheit und Ausgedehntheit gebracht hat. Immer war es die sentimentale Klage, daß das Leben nur zu prosaisch sey, und so weit hinter dem Ideale zurückbleibe, einem Ideale, das in dem Gehirne existirt, ohne Wirklichkeit gewinnen zu können. Das Leben ist immer das Ideal selber; das Leben ist immer und allein das poetische, Poesie, und arm ist der und sehr zu bedauern, der in dem raschen Zuge desselben nicht das Ideale findet, der nur ein prosaisches Leben kennt, die Poesie in demselben nicht zu entdecken vermag. Aber eben die Verkennung dieser Unterschiede nöthigt um so mehr zur Betrachtung derselben; eben die stete Klage über die Prosa des Lebens im Gegensatz gegen jene ideelle poetische

Seite desselben, beweist uns, daß es zwei Standpunkte gibt, von welchen aus das Leben betrachtet werden muß.

Die Geschichte in ihrer Allgemeinheit, die Betrachtung in ihrem Resultat ist immer poetisch; aber nur zu oft verschwindet jener rosenfarbne Schimmer, wenn das Einzelne in seiner individuellen Gestaltung und Entwicklung hervortritt. In seiner allgemeinen Uebersicht ist der Historiker gewöhnlich poetisch, in seinen Einzelnheiten oft nur zu prosaisch. Die Prosa hat, um es kurz und kühn auszudrücken, ihr Element in der Etiquette, in der Philisterei. Thun wir nun einen Blick um uns, — seht das eiserne Band der Gewohnheit, der Etiquette, das auf dem Nacken ganz Europa's liegt, seht die einstudirten Masken, die nach strenger, unverbrüchlicher Ordensregel des Jahrhunderts ihre Gesichter schneiden, ihre Phrasen vorlächeln, die jeden natürlichen Zug der Mienen sorgfältig verbergen; seht jene ängstlich abgemessenen Blicke, deren freundliches Lächeln gegenseitig ein scharf speculirender Zug des Mißtrauens begleitet, jene abgebleichten, hohlen Gesichter, denen der Grieche einst alles Leben, allen Gedanken abgesprochen hätte; seht jenes eifrige Studium aller Formen und Formeln, die Zufall oder Thorheit erfunden und Beispiel zu regierenden Mächten des Lebens und Tons geheiligt haben; seht das geduldige, ja eifrige Beugen unter solche gehaltlose Mächte; seht den langsamen, einförmigen Maschinenzug des ganzen Geschlechts; seht

das dürre, blüthelose, unabsehbare Feld der großen Welt, die gemüth- — und gefühllosen Steppen, auf denen das sich belügende Geschlecht wandelt, jene tausendfältige Erbärmlichkeit, die ihre innere, tief gefühlte Armuth in Beobachtung äusserer Regeln zu ersetzen meint, ihre eigene Losigkeit vergißt und die Beobachtung der steifen Regel zur Tugend stempelt. Und sehen wir auf das Einzelne, — wir dürfen nicht als diable boiteux alle Winkel durchspüren, nur wenige Züge reichen hin, uns ein vollkommenes Bild der äussern Prosa des Jahrhunderts zu geben. Der Prosa oder der Comödie des neunzehnten Jahrhunderts; denn Comödie ist ja doch nichts, als die Prosa vom ideellen Standpunkt der Poesie aus betrachtet. Hinter den zahllosen Fratzenbildern verschwindet uns jenes große, schöne Bild des Lebens. Statt jener allgemeinen Einheit tritt uns nun hier die unglaublichste Vereinzelung, die unendlichste Beschränkung der einzelnen Kreise, die engherzigste Verschließung auf sich selbst entgegen. Daher der Mangel jedes höhern Schwungs, daher die fast niedrige egoistische Gesinnung, welche uns überall ihr hohles Auge entgegenbietet, daher jene Aengstlichkeit, jenes Zittern um den ruhigen Fortbestand der Dinge, jenes Klammern an eine todte Endlichkeit, an der kein Herz sich wärmt, kein Gedanke Leben gewinnt; daher jene Falschheit, jene Schikanensucht, jenes stete gegenseitige Reiben, jene Eifersucht und Schmähsucht, jene unnachsichtige Absprecherei und Verdammung, jene

lieblose Engherzigkeit. Den Jüngling, der im frischen, vollen Jugendmuth von den Alten herkommt und nun plötzlich ein Formelnreich vor sich findet, wo kein Schwung, keine Begeisterung — ein kläglichen Berechnen und Abmessen, kein freies Wagen im Vertrauen auf Glück und Talent; der seine schwärmerischen Plane als Thorheit verlacht, seine unbefangenen Blicke mit Mißtrauen umlagert, seine freien Tritte mit hundert Schlingen umgarnt, seine einfachsten Worte schelmisch belauscht findet, der für die nichtssagendsten Mißtritte gegen unwesentliche Formen und Sitten die härtesten Strafen und Zurechtweisungen erfährt, ja darum seine Sitten als befleckt, seinen Charakter darum verdächtigt wissen muß; der, weil er nicht schmeicheln kann, einsam und verlassen, weil er nicht heucheln kann, verachtet dasteht, der wird sagen: das Leben ist prosaisch, — und wir müssen sagen, von seinem Standpunkte aus sieht er ganz unbefangen das Leben an. Aber von welchem Standpunkt aus betrachtet er die Welt? Von dem der Alten, von dem Blütheland der raschen, freien, beweglichen, jugendlichen Alten aus, welchen das Leben aus immer reiner frischer Quelle strömte, von dem der reinen lautern Poesie. Aber der poetische Jüngling wird ein ernster bedächtiger Mann, aber darum ein unpoetischer? Das sey ferne; aber die Poesie tritt ihm als heiliges Vermächtniß, als der belebende Gott seiner Jugend in den tiefen Grund seines Herzens zurück, und unter der gedankenvollen Stirne

blüht sie fort und fort, sorgsam gepflegt. Die Welt ist mündig geworden, sie hat sich Formeln und Beschränkungen in Fülle geschaffen, aber so prosaisch ihr äusseres Aussehen ist, so tief poetisch ihr innerer Gehalt, wie wir oben gesehen haben, und wenn das Ideale nur das wahre Reelle ist, so tritt uns der schöne Gedanke entgegen, daß diese äussere Prosa, über deren lebloses Einerlei wir uns beklagen, das Unwesentliche ist, ja durch ihr flüchtiges, folgenloses Vorüberschwinden erweist sie von selbst ihre Endlichkeit. Ebendarum haben wir den Widerspruch, in den wir uns verwickelt zu haben scheinen konnten, wieder aufgehoben, ebendaher der trüben Betrachtung einer flachen, egoistischen, trockenen, formellen, schwung- und gefühllosen Aussenwelt ihren Stachel genommen, — sind von der einseitigen Aufmerksamkeit auf diese Aeusserlichkeit an das wahre innere Leben gewiesen.

Fassen wir übrigens das äussere, in tausend Einzelnheiten verlaufende, in steten Gegensätzen sich fixirende Leben noch einmal scharf ins Auge, so finden wir, daß wir immer ferner kommen dem Quell des wahren Lebens, daß sich unter den tausend besonderen Gestaltungen der Charaktere nur selten eine scharfe Eigenthümlichkeit durch die Sclaverei der Formeln hindurcharbeitet und die wahre reife, fruchtbare, Individualität in dem allgemeinen herrschenden Charakter der Zeit untergeht, daß eben darum jene Klage über Halbheit, Trockenheit, Flachheit, Kraftlosigkeit, Unentschlossenheit, pedantische Demuth, die oft in

Erbärmlichkeit ausartet, nur zu gegründet ist, — — nur zu einleuchtend, daß die stete Sorge um einen winzigen Augenblick, das Zittern, Zweifeln und Verzweifeln der sprechendste Beweis des eigenen tiefen Gefühls innerer Schwäche ist, — nur zu wahr, daß das freie, unbefangene Lebensgefühl unter dem Schatten des allmächtigen egoistischen Interessens verschwindet, daß die äusseren Verhältnisse mehr und mehr aus einander zerfallen, daß die schönen Formen eines großartigen Völkerlebens in kläglicher Zerrissenheit untergehen, nur das einzige Mittel, welches den losen Verband noch zusammenhält, Eigensucht ist, daß unter dieser Alles beherrschenden, Alles unter gleichen Gesetzen tyrannisirenden Macht die wahre Vielseitigkeit zu Grunde geht und der Geist die äusseren Formen des Lebens verlassen zu haben scheint.

Man könnte nun für das Bisherige eine specielle Darlegung des Einzelnen, einen Beweis fordern; allein es handelt sich hier nicht von Behauptungen, die zu beweisen wären, sondern von Thatsachen; nicht abstrakte Behauptungen und Beweise führen uns zu unserem Ziele, sondern lebendige Anschauung des Wirklichen. Diese unsere Anschauung könnte eine sich selbst widersprechende scheinen; wir haben den Widerspruch bereits oben erklärt, als natürlich und nothwendig entwickelt und damit gehoben. Sie könnte aber auch eine trübe, von subjektivem Interesse oder Leidenschaft eingegebene scheinen; um auch diesen Schein zu heben, wird es nöthig seyn, Folgendes

wohl zu beherzigen. Wir können uns eine Anschauung einer Zeit nur dann bilden, wenn wir in derselben leben; die einer vergangenen Zeit nur dann, wenn wir uns mit historischer Kenntniß und tiefem, vielseitigem Studium aller Zweige derselben bemächtigen; die der jetzigen Zeit, wenn wir nicht lässig in unsern engen Kreis uns beschränken, sondern mit reger Theilnahme jede Bewegung derselben in ihrem Ursprunge, Entwicklung, Fortgange verfolgen. Eben damit sind wir bereits auch über die Zeit hinausgewiesen, und indem wir die Mitwelt beständig mit aufmerksamem Blicke fixiren, haben wir mit eben so viel Sorge auch die Vergangenheit, und besonders die nähere Vergangenheit, festzuhalten; nicht um durch bloße Vergleichung ein Bild der Aehnlichkeit oder Verschiedenheit entwerfen zu können, sondern um ungetrübt von dem augenblicklichen, subjektiven Interesse mit unbefangenem Blick unsere Zeit zu betrachten und aus der frühern, wie aus sich selbst, zu begreifen. Beurtheilende Vergleichungen alter und neuer Zeit, oder auch nur einzelner Partieen derselben, haben stets etwas Mißliches und für die eine oder die andere Ungerechtes, namentlich in der Oberflächlichkeit, mit der sie gewöhnlich angestellt werden, wobei das jeder zu Grunde liegende Princip gewöhnlich verwechselt oder gar nicht in fester Trennung beachtet wird. Wir sind daher ferne von dem Wege derer, welche nur durch Vergleichung unserer Zeit mit andern ein willkührliches Bild der erstern ent-

stehen lassen, ferne von dem Wahne derer, die zuerst die alte klassische Zeit als Ideal voranstellen und an diesem einseitigen Maaßstabe unser Jahrhundert messen, wobei freilich dieses sehr schlecht wegkommt, wiewohl auf umgekehrte Weise jenes Idol alter Zeit sehr in Schatten verschwinden würde. Aber auch die Einseitigkeit derer haben wir zu vermeiden und als eine noch gefährlichere zu fliehen, welche, ganz eingebürgert in unser Jahrhundert, keinen andern Standpunkt gewinnen können, als gerade den, auf dem sie geboren sind, also den, der durch eingesogene Vorurtheile, durch augenblicklich glänzende, aber vor dem Auge der Weltgeschichte wichtige Erscheinungen umlagert, über das subjektive Interesse, welches uns stets mit der Gegenwart verbindet, nicht hinaus blicken kann, von welchem aus betrachtet, ein Urtheil einen nur sehr prekären, relativen Werth bekommt. Es ist Pflicht und Gerechtigkeit, wenn wir mit unpartheiisch historischem Gemüthe unsere Zeit kennen wollen, uns für den Augenblick der Betrachtung aller subjektiven Verhältnisse zu entheben, unsere Stellung in derselben zu vergessen, alle einzelne Vorurtheile, welche uns für oder gegen sie einnehmen, abzulegen, uns über unsere, überhaupt über alle Zeit zu stellen, und die Entwicklung der Geschichte in derselben in deren nothwendig sich bedingendem Verlaufe bis herab zu verfolgen. Nur von diesem objektiven Standpunkte der Weltgeschichte aus mögen wir den Geist unserer Zeit kennen lernen.

Es hat daher durchaus nichts Tadelhaftes, vielweniger Widersprechendes an sich, wenn neben dem erfreulichen, erhebenden Bilde auch dessen Schatten nicht vergessen wird, wiewohl wir durchaus nicht gesinnt sind, mit moralisch-schulmeisterischer Wichtigkeit dem Zeitgeist die Lection zu lesen, eine Manier, auf deren unendliche Häufigkeit, aber auch unendliche Einseitigkeit wir nicht nöthig haben, aufmerksam zu machen. Wenn wir daher nur den Fehler vermeiden, überall nichts als Schatten zu sehen, so haben wir auch nicht nöthig, mit der verzweiflerisch-moralischen Trübsinnigkeit mancher unserer Zeitgenossen diese Schatten anzuklagen, sondern wir lassen Schatten Schatten seyn, d. h. nichtigen Schein.

Sehen wir auf den tiefen Ernst in der allgemeinen Zersplitterung, auf das Rennen, Ringen und erschöpfende Streben, das alle jene engen Kreise unserer Welt mit tausendfältig modificirtem Interesse bewegt, auf das anregende Motiv aller dieser Bewegungen und das so bedächtig angestrebte kleinliche Ziel, — so kommt uns dieß Alles als eine vielseitige Comödie vor.

Die kleinlichsten, subjektivsten, partikulärsten Interessen hüllen sich in den Mantel der großen, weithin gepriesenen, sogenannten weltbürgerlichen, humanistischen Zeit-Ideen. Weil aber der tragische Wille, das Ich im Kampfe für die Idee aufzuopfern, fehlt, die Idee aber im Kampfe mit der Wirklichkeit nicht

siegen kann, wenn das Ich seine thörichten, vergänglichen Zwecke eigensinnig daneben verfolgen will, — so ergiebt sich uns der lächerliche Contrast zwischen der ewigen Idee, deren Sieg nur in der Besiegung aller Partikularität und Egoität besteht, und dem endlichen Ich, das die Thorheit begeht, auf seinen schwachen Schultern das ganze schwere Gewicht der Idee tragen zu wollen. Nun zeigt sich aber im Verlaufe die Unzulänglichkeit dieses Ich; es aber will diese Unzulänglichkeit nicht an den Tag kommen lassen, und indem es sofort seine endlichen Zwecke regelmäßig und praktisch verfolgt, prahlt es noch, alles im Dienste der Idee zu thun: Es ist aber blos der inhaltlose Schein der Idee, in den es gehüllt ist. Auf diese Weise geschieht alles blos der Idee, der Humanität zu Liebe, und man muß sich wirklich wundern, zu welcher verschiedenartigen, sauberen Hoheit der Humanität man es gebracht hat. Das Lächerlichste, Unwichtigste hüllt sich in den Schein der größten Wichtigkeit und des steifsten Ernstes, die verkümmertsten Gestalten behaupten von sich die absoluteste Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit, und man hat zu diesem Behuf allgemeine Stich- und Schlagwörter erfunden, unter deren Titel alles in die Welt eingeführt werden muß. Kein Handwerk wird mehr aus partikulärem Interesse vervollkommnet, keine Erfindung aus Geldsucht, keine Entdeckung aus Gewinn- und Herrschsucht, kein Buch ohne Ruhm- und Geldsucht, kein Compliment aus Schmeichelei

gemacht; — es geschieht alles aus lauter allgemein menschlichem Bestreben für die Wohlfahrt des Geschlechts! O humanistisches Jahrhundert, das du unter diesem Titel allen deinen Egoismus verbirgst, du vermagst es, über diesen allgemeinen gegenseitigen Betrug nicht in lautes Gelächter auszubrechen? Dieses Komische der jetzigen Aeußerlichkeit bietet sich sowohl im Allgemeinen als im Besondern dar, im Völker- und Staatenleben. Neben der immer als allgemein gesetz- und maaßgebend auftretenden Macht der vernünftigen Regierungsweisen, neben der humanistischen, völkerrechtlichen Gemeinschaft, der gegenseitigen Anerkennung und Garantie einer dem vorgerückten Geist der Zeit angemessenen Art der Leitung öffentlicher Angelegenheiten, neben der loyalen, sich mit dem Völkerinteresse aufs Genaueste verschwisternden Tendenz der Throne, vermöge deren jeder despotische Auswuchs ältern Jahrhunderten angehöriger, und jetzt da und dort gewiß nur vorübergehend hervorbrechender Maximen von Oben herab weggeschnitten wird, — tritt als Momus aller civilistischen und vernünftigen europäischen Denk- und Herrschweise Spaniens und Portugals Genius hervor, klammert sich fest an den alten Aberglauben, und meint, wenn er sich mit Roms welker Autorität gedeckt habe, auf sicherer Grundlage zu ruhen. Glücklicher Don Michael, in welch' irrlichtartigem Schimmer wird einst die Geschichte dein Herrscherbild malen! Großer Zeitgeist, mit welch'

bitterer Ironie werden die kommenden Geschlechter dir jenen südwestlichen Fehltritt vorhalten!

Eine viel schönere Ironie gibt uns der Osten. Die wahre Comödie spielt Europa mit dem Türken, und das ist auch der wahre, rechte Großvater der Comödie, der betrogen werden muß. Welch' fein europäische Complimente macht der und jener vor dem Großsultan, in welch' herzlichen Ausdrücken wird er von dem und jenem des reinsten Interesses für ihn versichert, — und wie schwankend steht der Gegenstand aller Ränke, wohl wissend, daß er von allen getäuscht wird, in der Mitte, dahin, dorthin schwankend, jetzt vor seiner ausgedorrten Unmacht erzitternd, jetzt in eingeschmeicheltem Stolze asiatisch plump sich aufsteifend, wie nachgiebig er wird, wie so höflich man ihm ein Recht oder Unrecht um das andere aus den Händen entwindet, und wie er sich noch in prächtigen Gesandtschaften dafür bedanken muß! Wie drangen die Mächte in ihn um Griechenlands Freiheit, wie großmüthig entläßt er dieses seiner Herrschaft, — Griechenland, das seit neun Jahren ihm nicht mehr gehört. Wie so väterlich sorgen jene Mächte für ihr Griechenland, während dieses in neunjährigem Kampfe alle seine Kräfte, seine Jugend, seine Schätze geopfert, und mit eigenem Blute sich selbst frei gemacht hat.

Aber abgesehen von der großen Welt, deren bisher komische Gestaltung eine furchtbar tragische geworden ist, des Jahrhunderts wahrer Humor findet

sich im Einzelnen. Unser Jahrhundert trägt den Titel des aufgeklärten, des hochgebildeten: in welch' verschiedenem Sinne die Einzelnen je nach ihrem Standpunkt diesen Namen und ihr Recht darauf geltend machen, darzustellen zu suchen, ist nicht unsere Sache. Aber das ist zu bemerken, daß vom Niedrigsten bis zum Höchsten Jeder diese stolze Vorstellung von Aufklärung und Bildung theilt. Fast durchaus treffen wir drei Sorten verschiedener äusserer Bildung an. Auf der ersten und niedersten Stufe stehen die schlichten, sogenannten Altväterischen, die grüßen, wie es der Vater und Großvater schon gethan hat, nicht sehr beweglich sind, und wegen der naiven Einfachheit und Unmittelbarkeit Anderen Gegenstand des witzigsten Spottes sind. Ihre Bildung ist die althergebrachte, die Bildung der naiven Natur, d. h. sie ist keine Weltbildung. An sie reiht sich die Klasse Derjenigen, welche schon mit feinerem Blicke die Welt betrachten, die bereits der Rede Strom mit Vorsicht leiten und mäßigen, jene Mittelgebildeten, die mit einem Fuße noch auf dem alten Boden stehen, mit dem andern eine neue glänzende Fläche zu betreten versuchen. Es sind jene Bäurischstolzen, welche mit abgelerntem, abgesehenem Blick und Manier eine völlige innere Rohheit bedecken, über welche Rohheit jene Obersten, jene Feinstgebildeten weit hinaus sind, da in ihnen gar nichts ist, nichts Rohes und nichts Feines. Es sind die vortrefflichen, galanten, eleganten, leichtfüßigen,

deren ausgelernte Bewegungen ein stetes Spiel der Glieder erhalten, die den schnellen Augenblick mit hundert Complimenten ausschmücken, in den hohlen Blick alle Süßigkeit der Schmeichelei, des Ernstes mischen, jene dünnbeinigen, saft= und kraftlosen Fanten, deren Zahl Legion auf dem glatten Boden unsers Jahrhunderts tänzelt, und dem wahren Gebildeten, der den Gehalt seiner Bildung nicht in Schnitt und Zug des Halstuchs, seinen Ernst nicht in eine läppisch erheuchelte Larve, sein denkendes Streben für die Menschheit und Wahrheit nicht in die tanzmeisterisch zierliche Eile seiner Zehen legt, in ihrem Hin= und Herrennen auf dem sandigen Boden der Conversation einen köstlichen Augenschmaus darbietet. Es ist merkwürdig, welche Zauberwirkung das einmal ausgesprochene Wort der Bildung unsers Jahrhunderts auf dieses geflügelte Volk hervorgebracht hat, und es ist die Ironie des Lebens, daß gerade sie die Bewahrung dieser köstlichen Bildung, ihre Vervollkommnung und Ehrenrettung mit pflegender Hand unternommen haben, daß gerade sie, die winzigsten Gestalten, deren flatterhaftes, um Nichts sich nichtig abarbeitendes Wesen in Staub zerfällt vor dem in die Weltgeschichte greifenden Geiste eines Mannes, die Zierde, der erste Schmuck, der Höhepunkt des Lebens und Zeitalters zu seyn meinen, daß sie in unendlicher Vatermörderei und Complimentirerei der hohlen, sich fein und lächelnd belügenden, und für die gegenseitige Lüge

noch dankenden Gesichter, daß sie in erstaunlicher Zuvorkommenheit gegen ihnen sich gleichstellende Flachheit, mit stolzem Achselzucken, und sich ihrer Vortrefflichkeit bewußt, den Geist der Zeit darzustellen meinen. Diese Monstra von Bildung bieten uns eine herrliche Comödie dar; — denn wenn wir noch hinter den alle jene Allfanzereien begleitenden Ernst blicken wollen, und dort die erbaulichste Nacht, den trockensten, unfruchtbarsten Boden, auch nicht Eine Quelle des ewig muntern Lebens, auch nicht Einen Anspruch auf historische Würde finden, auch nicht Eine reine, frei ihre Krone zum Himmel breitende Idee, auch nicht Ein mit dem großen Geist der Zeit zusammenhaltendes Band erblicken, — und mit diesem Nichts jene äußerste Gewichtigkeit beim Unwichtigsten, jene Geckerei, Ziererei, jenes erschreckliche Stunden und Minuten mit ewig kraftlosem Strome füllende Geschwätz und Geplapper, jenes ängstliche, in das Tagescostüm eingezwängte Körperchen verglichen; — wenn wir dann nicht Dummheit genug im Dünkel der welthistorischen Wichtigkeit gesehen, und nicht die exakteste Comödie gefunden haben, so weiß ich nicht, was man als Comödie ansieht.

Aber nur dem erscheint diese Comödie am auffallendsten und zugleich auch am harmlosesten, der den tiefen Ernst, die unendliche Würde unseres Jahrhunderts durchschaut, — daher grämen wir uns nicht über jene Fanten. Nicht sie bilden den Zeitgeist. Nicht der Schmetterling, der Adler beherrscht die

Höhen. — Das aber ist wieder das Großartige an unserer Betrachtung, daß das neunzehnte Jahrhundert eine unermeßliche Comödie in seinem Schoose trägt, daß aber diese Comödie nicht unsere Geschichte ist, daß, was nun dieser angehören will, den Charakter der Würde und des Ernstes nicht verläugnen kann. Diese Comödie ist aber der stete Begleiter der Weltgeschichte, gleichsam der lustige Arena, auf dem sich der angestrengte, gespannte Geist seines Ernstes entbinden, und in augenblicklichem Scherz sein selbst vergessen darf. Und darum wollen wir, nachdem wir diese Seite beleuchtet haben, einen Schleier über sie werfen, und zu dem ernsten Bilde unserer Zeit zurückkehren.

Ueber den Gräbern des verschwundenen Geschlechts blühen in stolzer Fülle die Völker, in raschem gegenseitigem Eifer, in gegenseitiger Anerkennung, aus den Trümmern alten Rechts und Unrechts erstand ein gesegneter Verband von Constitutionen; in brüderlichem Streben treten im Osten und Westen Völker in die Geschichte mit energischem Willen ein, und durch ihr junges blüthe- und dornenvolles Daseyn beleben sie mit gesundem Hauche die alten längst geschichtlichen Nationen.

In den jung erstandenen Völkern frisches, freies Lebensgefühl, in den alten neue Kraft, neuer Schwung durch ihre Erweckung aus tausendjährigen Verfassungsformeln, — und das ausgesprochene Wort des Rechts der Freiheit und die frische Farbe heller Besonnenheit.

Werfen wir einen Blick über das Bisherige, so fassen wir als Resultat auf: die mannigfach gestaltete Aussenwelt, ihre Ordnung neben den ausschweifendsten Anomalien, die individuellste Freiheit neben der despotischen Herrschaft der Mode und des Nachahmungsgeistes, der tiefste Ernst in den winzigsten Dingen, neben der frechen Verspottung und Umstoßung althergebrachter Verhältnisse; die allgemeine Aufregung, Umgestaltung, das Bedürfniß, Alles zu ändern, der Drang, dies Bedürfniß zu erfüllen, — Alles weist auf eine durchgreifende innere Reform zurück, welche sich in dem äussern Leben wiederholt und neu gestaltet hat. Wir sind an das innere Leben, an den leitenden schöpferischen Genius des Jahrhunderts gewiesen, und sehen daher von den äussern Formen, die er bedingt, ab.

Diese durchgreifende, allgemeine innere Reform, an die wir gewiesen sind, ist eine so großartige und eigenthümliche, daß wir billig zurückschauen, um die Punkte festzuhalten, von denen aus sie bewerkstelligt wurde.

Hören wir unsre Alten, wie schwere Klagen müssen wir nicht von ihnen über unsere Leichtfertigkeit, über die Sucht nach Neuem, über die Verachtung ihres geliebten Altväterischen hören. Des Lebens rasche, vielfältige, herrliche Wechselung und Bewegung, der verschiedensten Kräfte allmächtig Wirken auf einander, der stete Wandel, der Scherz des Weltgeists, welcher jetzt Gestalten formt und sie morgen zerbricht, um

neue geschaffene ebensobald andern weichen zu lassen, — dies alles ist ihnen fremd, sie können es nicht fassen, daß gerade hierin der große schöne Beweis des neuen Geistes ist, welcher, auf sich selbst bauend, nichts Altes als maaß- und gesetzgebend anerkennt; sie selbst aber und alle diejenigen ausgetrockneten Jüngern, welche in der Alten Miserere mit einstimmen, beweisen, daß sie aus einer Zeit herkommen, wo es anders, wo es ruhiger, stiller hergegangen ist, aus einer Zeit, wo das Leben seine Gesetze hatte, die man wußte und die zu überschreiten Sünde war; diese klagenden Jüngern aber beweisen, daß sie unglücklicherweise sich in unser Jahrhundert verirrt haben, daß sie ohne Energie des Willens, ohne Schwung und trunkene Begeisterung der Phantasie, ohne Muth und Selbstvertrauen thörichterweise des Lebens vollen Strom mit Klagen und unseligen Ausrufungen hemmen möchten.

Jene ruhige stille Zeit aber, jene sittliche, deren Moralität in der ruhigen Haltung des Aeussern bestand, ist die völlig prosaische und wellenlose des vorigen Jahrhunderts. Es ist die langweiligste, dürrste Austrocknung alles wahren Lebens, es ist das lastende Gewicht der Ceremoniosität, es ist die Gebundenheit des Geistes, der keinen neuen Schritt zu thun wagt, es ist die Höfischkeit, womit gegenseitige Unterthänigkeit bezeugt wird, die Starrheit einer dürren Literatur, nicht die lebendige Bewegung der Wissenschaft, es ist die steife Mode, nicht die freie Kunst,

es ist der Geist des französischen Hofs, der mit seiner seelenlosen Etiquette ganz Europa beherrscht, es ist der einzig-äusserliche Schein, worin der Mensch seinen Werth hat, wornach die Tugend des Einzelnen gerichtet wird, — es ist die abgöttische Festhaltung des Hergebrachten, des Bestehenden.

Darin läßt sich's nun ruhig leben; man hat keine Neuerung zu fürchten, und die Beobachtung des nicht einmal sinnigen Anstands gilt für jede selbstständige und im Kampfe mit sich und der Aeusserlichkeit errungene Würde. Das ist jene selige gute alte Zeit, wonach sie jammern und klagen, das ist jene Moralität, die sie jetzt so schrecklich verachtet sehen. Nun ist aber, Gottlob! jene gute alte Zeit nicht mehr, sie lebt nur noch in dem verbrannten Gehirne einiger Schwächlinge, die nicht im Stande sind, auf eigenen Füßen zu wandeln. Der Weltgeist hat sich bewundernswürdig gerächt, und auf eine in der bisherigen Geschichte unerhört laute und rasche Weise.

In naiver, unter seine trocknen Formeln sich willig schmiegender Bewußtlosigkeit schlummerte der Geist der Völker, sich dem Gesetz der vornehmen Wenigen und der Zeit fügend, in lauterer, purer, einfältiger Spießbürgerlichkeit kein Bedürfniß fühlend, seine endlichen kleinlichen Kreise zu überschreiten und seine unentfalteten Flügel weit in die Lüfte zu breiten und den Flug zum Himmel zu wagen. Da war keine Poesie des Lebens, — denn es war ja fest gebunden an seine Bürgerlichkeit, an seine Sittlichkeit, an seine

unterthänige schmiegsame Ruhe, an seine Etiquette; — keine der Kunst, in erbärmlicher, oft cynischer, meist abgeschmackter und immer geistloser Tändelei und Formelei traten unzählige Reime in französischer Sprache, in deutscher Nachahmung ans Licht; — da war keine Wissenschaft, in abstrusen, langweiligen Formeln wurde dem lernbegierigen Jüngling die Weisheit geboten, und in diesem Moraste büßte er seine schöpferische Kraft, seinen Geist ein, — eine steife Ordnung von ein paar Sätzen, aus tiefer Philosophie geist- und verstandlos aufgefaßt, bildete die Philosophie, in zusammengestoppelten Phrasen und Wörterregelnbüchern sollte Griechenlands und Roms Genius geoffenbart, in Nomenclaturen und Jahrszahlen der lebendige Geist der Geschichte reproducirt werden!

Da hat die neue Welt sich neu gebildet und nach Jahrhunderten die alte den Ruf der Freiheit vernommen aus Amerika; — da hat Hellas in unglücklicher Anticipation seine Flügel geregt, da hat Frankreich allmächtig mit jubelndem Ruf die äussere Form gebrochen und das Losungswort zur Freiheit, zur Reform ausgesprochen.

Aber was wäre Frankreichs rascher Umschwung, seine anfangs zügellose, ungebändigte Revolution für die Weltgeschichte geworden, wenn das von ihr ausgesprochene Princip nicht vom ernsten deutschen Geiste vorbereitet, geistig entwickelt und endlich allmächtig geworden wäre? Und hier ist der Ort, den oben ausgesprochenen Satz, daß Deutschland die wahre

Macht des Jahrhunderts geworden sey, zu beweisen. Langsamen aber sichern Weg geht der Deutsche; plötzlich brach das französische Feuer aus: längst bereitete sich eines in Deutschland vor und hätte noch lange gebraucht, wenn es nicht aus seiner angeborenen Langsamkeit durch jenen lauten Freiheitsruf Frankreichs wäre einmal aufgeweckt und endlich zu selbstständiger rascher That bewogen worden. Damals war schon einige Decennien her die Phantasie bei uns wieder erwacht, wir zählten schon Dichter, die mit freiem Genius, der engherzigen Regeln spottend, sich einen freien, leichten, deutschen Parnaß gebaut hatten; ernst ward an den Griechen gelernt und mit großer Hochachtung die Literatur aller europäischen Sprachen durchwandert, bis wir es endlich wagten, selbst auch aufzutreten und mit enormer Gelehrsamkeit und sinnigem Gemüthe Welten zu bauen, die ihres gleichen nie hatten und die doch nur die Frucht des fremden Studiums seyn sollten. Man hatte angefangen zu denken, — es erblühte die Wissenschaft; man war so frei, die alte Form zu verlassen, und trotz dem lächerlichen Zetergeschrei der Pedanten, aber immer noch mit ernster Berücksichtigung derselben, trat der Gedanke mit selbstständiger Kraft an die Stelle der demüthigenden Festhaltung am Alten; bescheiden kritisch, aber scharf und consequent durchmustert er die Schätze des Lebens, der bisher sogenannten Wissenschaft, des Glaubens, und in solch' negativem Verfahren stellte er die bisherige Thorheit, Einfältigkeit

und Hohlheit in solche Blöße, daß die Wächter des Alten sich der Hülfsmittel der teuflischsten Verketzerung, der Atheisterei und was sonst der Art, bedienen mußten, aber erfolglos in ihrer eigenen Leerheit erstarben.

So bildete sich in Deutschland von innen heraus, was über dem Rhein bereits offen ausgesprochenes Wort des Lebens war. War hier das sclavisch formelnreiche Leben verspottet und im Triumph des neuen, selbstständigen, von Talent und Verstand beherrschten untergegangen, so schuf hier der Geist in neuem freien Bewußtseyn seine innere unermeßliche Welt, deren Farbenreichthum jetzt in strahlender Fülle vor uns liegt. Die Franzosen thaten's, die Deutschen dachten's, die That stirbt, der Gedanke lebt ewig. Die Revolution hat die Runde um die Welt gemacht und ist im ruhigen Strom des Lebens zu sich selbst in friedliche Versöhnung gekommen, und geendet — der Gedanke, der in Deutschland wuchs, ist erstarkt und groß geworden, — hat Europa durchdrungen, aber sein ewig frischer schwellender Kern ist in Deutschland geblieben. Seine Macht ist die Macht des Lebens und Jahrhunderts geworden.

Was je Neues die Völker zum Bewußtseyn bringen, das tritt in die Gedankenfülle deutscher Wissenschaft, erhält hier seine Bildung, Entwicklung, wird von hier aus der Welt, im Zusammenhang mit dem Uebrigen, in der wahren Gestalt zurückgegeben, und so ist Deutschland Richterin und Lehrerin. Ihm

bringen jene die Edelsteine, Deutschland schleift sie, bildet sie mit so wunderbarer, eigenthümlicher Kunst und Sinnigkeit, daß es nur deutsches Werk ist.

Die Revolution, die Frankreich im Leben, hat Deutschland im Geist vollzogen, seine Revolution macht gegenwärtig die Runde um die Welt. Vor dem Geist verschwindet die Erscheinung, vor dem Gedanken die Gebundenheit; äussere Macht und Gewalt hat aufgehört, nur geistige Macht regiert, — die Welt ist zum Bewußtseyn gekommen, darum will sie nur vernünftige Macht, es gibt keine Fürsten mehr dieser Welt, es gibt nur geistige Fürsten, das ist dasselbe als der Spruch: die Fürsten regieren nur durch uns nach Ideen. Nur das vernünftig Anerkannte hat Macht, das heißt: völlig gewichtlos, und will sie sich geltend machen, lächerlich ist die einzelne Willkühr. Dieses Bewußtseyn ist nicht das Bewußtseyn Einzelner, es ist das Aller — es ist nicht das eines Volkes, es ist das Aller. Napoleon sagte, die Ideen haben ihn gestürzt, — darum ist kein Napoleon mehr möglich, und albern ist die Sehnsucht nach ihm und die Schmähung gegen ihn. Er war der große Prüf- und Probstein des Jahrhunderts, er hat seine Probe ausgehalten, darum bleibt aber dem Prüfstein sein Werth, ja sein Werth wird erhöht, und wunderbar groß bleibt sein Name, weil an ihm sich eine so große Macht, als die der Idee ist, so unermeßlich schwer, so anstrengend zu prüfen hatte.

So ist das Leben ganz nur ein geistiges geworden,

und die gemeinen, endlichen Beziehungen des Menschen auf seine natürlichen Bedürfnisse sind ferne zurückgetreten aus der Bedeutsamkeit, die dem Leben zukommen, während eine flache, hohle Existenz sie bis dahin für die Aufgaben des Lebens gehalten hätte. Nur in Beziehung auf die Idee, deren Größe unsre Welt durchdringt und magisch erhebt, kann Bedeutsamkeit erhalten werden. Daher auch der Staat als gewußter und vergeistigter nur durch seine Vernünftigkeit sein Recht, so genannt zu werden, darthut, und nur als solcher existiren will und kann, welcher seine Wahrheit in der subjektiven Freiheit hat.

Dieß ist das Wort, welches der ganze Charakter der neuern Zeit, schon vor der Reformation ausgesprochen, ist, aber durch subjektive Trägheit, Thorheit, Einseitigkeit hindurch endlich in frischem, vollem Bewußtseyn ans Licht der Welt trat, und das gewichtigste Moment des neunzehnten Jahrhunderts ausmacht. Nicht die einzelne Willkühr, welche sich selbstsüchtig auf den Thron setzt, ist damit gemeint, nicht die Willkühr, welche eines allgemeinen, allseitigen Mittelpunkts entbehrend sich in ihrer totalen Endlichkeit anmaaßend aufwirft; — nein, es ist die subjektive Freiheit, welche als die offenbar gewordene Freiheit des Gedankens, welcher sein Seyn, seine Wahrheit in der, jedem individuellen Bewußtseyn unmittelbar zu Grunde liegenden Idee hat, laut geworden ist im Leben, und in ihrer verschiedensten,

ja oft scheinbar entgegengesetztesten Weise blos Moment derselben großen Einheit ist, in deren bewußtem Anerkennen die Menschheit ihre große Brüderschaft feiert.

Nicht Staat und Kirche tritt sich feindlich gegenüber, nicht Stand dem Stand, es ist die Wahrheit, es ist die Vernünftigkeit, welche, sich in ihrer verschiedensten Gestaltung entwickelnd, dieselbe bleibt und in der öffentlich oder offenbar gewordenen Einheit der Idee, welche den Zeitgeist beseelt, ihre Versöhnung findet. Nicht eine todte, seelenlose Masse ist die Sonne; ihre goldenen Strahlen schickt sie prangend durch die blauen Räume, sie sind dasselbe Licht und kein Strahl meidet den andern, — und am Abend faltet sie alle mütterlich an ihrem Busen zusammen, um sie rasch am Morgen auf den verschiedensten Bahnen aus einander zu senden. Als die Strahlen dieser großen Idee erscheinen uns jetzt die schönen Bildungen der individuellen Freiheit, als Momente des großen Gedankens, der die Zeit beseelt, die sich begegnenden, von nur sehr beschränktem Standpunkt aus als feindlich sich bekämpfend angesehenen Gegensätze, die individuellen Richtungen des Zeitgeists, — aber die Idee ist dieselbe, und ihr prangendes Farbenbild ist die Mannigfaltigkeit ihrer Entwickelungen. Verschwunden ist der wilde, barbarische Gegensatz zwischen Volk und Fürst, — dieser hat seine Wahrheit, seine Macht in den Seinen, nicht in solchen, als welche gehorsam seine

Willkühr knechtbar befolgen, sondern als solchen, mit welchen ihn Liebe und Einheit des Gesammtzweckes verbinden: — verschwunden ist der Gegensatz von Fürsten gegen Fürsten, — nicht ihre Individualitäten, — die objektive Gesetzlichkeit, die Idee regiert; in der Einheit mit dem Totalbewußtseyn der Menge sind sie einig mit sich selbst, und wir sehen die erhabene Einheit, die wunderbare Verknüpfung der Staaten, welche in ihrem einzelnen Seyn für sich ihr Seyn im Andern anerkennen, und so zu dem großen Worte des allgemeinen Staatenbundes gelangen konnten.

Das macht, weil sie sich selbst befreit haben von jenem Egoismus, in dessen Kälte das Leben, sich gegenseitig feindlich opponirend, erstarrt. Es ist daher nicht mehr die große Masse äusserer Einheit, wie die weiland gepriesene des heiligen römischen Reichs; bei der unendlichsten Vereinzelung sind die Völker Eins in der Idee, die sie belebt, und diese Einheit, vermöge deren ihre Geschichte nur Ein großes Ganze, von Einem Grundton Durchherrschtes ist, macht daher von selbst auf das Tiefste und Wahrste des Bewußtseyns, aufs R e l i g i ö s e, aufmerksam.

Hier tritt uns nun zuerst schon im Aeussern das volle Bild des Innern entgegen, in der brüderlichen Anerkennung der Confessionen und Religionen; und so dunkel es auch noch da und dort aussieht, so hat doch der Gedanke, wie ein herrlicher Sauertaig die ganze Masse durchdrungen, und vor seiner Schärfe

verschwinden mehr und mehr die alten Götzen des Aberglaubens, dessen gespensterartiges Wesen noch das vorige Jahrhundert in mancher Beziehung verunreinigt hat. Das ist die sogenannte Toleranz, welche anfangs mit so viel Gewalt sich ihr Recht vindiciren mußte, und nun in friedlicher gegenseitiger Gesinnung die verschiedensten religiösen Partheien vereinigt hat, wenn schon, und was von der Kälte der Deutschen nicht zu erwarten war, in neuer Zeit sich eine gewisse Krisis erhoben hat, deren Gefahr dem Unerfahrenen bedenklich scheinen könnte, welche aber blos eine freiere, klarere Stellung der verschiedenen Ansichten, und ihre Vermittlung in Höherem zur Folge haben muß. Einzelne rumoristische Bewegungen in dieser Beziehung jenseits und dißeits des Rheins haben bisher erwiesen, daß die Freiheit der Prüfung und die allgemeine Theilnahme an dem Kampfe der Wahrheit, welche mit ihrem vollen Gewichte sich geltend gemacht hat, nichts fürchten läßt, da nur Schlacken vernichtet werden können, das gute ächte Metall seine Feuerprobe aushalten muß. Sowohl die Oeffentlichkeit, mit welcher die Gedanken auf dem Gebiete der Religion, der Wissenschaft, der Regierung und des ganzen publicistischen Lebens, in seinen Constitutionen sein Panier aufgeschlagen hat, als auch die rege Bewegung, welche die Entfaltung desselben begleitet, und von Klarheit zu Klarheit weiter fördert, so wie auch die Vielseitigkeit des Wissens, des allgemein encyclopä-

dischen, wie des einzeln-historischen und positiven, welchem die selbstthätige Entwicklung des Bewußtseyns nimmer weichen darf, erweisen uns zu klar den wahren Sinn jener großen Umgestaltung, deren Zeugen wir sind, und lassen uns in einem helleren Lichte eine Zukunft erwarten, welche wohl noch über manche Unebenheit, Einseitigkeit und Schwachheit unserer Zeit lächeln, — aber deren Verdienste dankbar anerkennen wird.

Diese Freiheit des Denkens ist Allgemeingut, und es ist erfreulich, daß es keinen Stand mehr gibt, welcher im Alleinbesitze des Wissens mit diktatorischer Gewalt den Laien die Wahrheit zuspenden darf, daß daher jede feindselige und finstere Unternehmung zu keinem Ziele kommen kann, sondern in kürzerer oder längerer Zeit ihr wahres Loos, Verachtung oder Spott, ärndten muß.

Das Organ dieser Freiheit des Bewußtseyns ist unsre Literatur; in ihrer Riesengestalt tritt uns der Geist der Zeit auf ganz eigenthümliche Weise entgegen, und wir haben daher uns an die Betrachtung ihrer zu wenden.

Die unermeßliche Literatur ist der auszeichnende Hauptcharakter unsers Jahrhunderts. Sie ist des Jahrhunderts ausgezeichnetstes Eigenthum, der klarste, untrüglichste Spiegel desselben. Ihre riesenhafte Erscheinung muß eine Bedeutung haben, und es ist die Sorge von vielen Tausenden, diese der Welt darzulegen. Man hat unser Jahrhundert das papierne

genannt, man hat vorgeschlagen, den Adler aus den Wappen zu nehmen und die Gans hineinzusetzen. Es schreiben nur Wenige mit Adlerfedern. Solche Redensarten, erfunden von solchen, die ihre Bedeutung wohl verstanden, sind sofort von einer großen Menge in Besitz genommen worden, und es ist die laute Klage, die stets jammernde über die Unzahl der täglich fürchterlicher anschwellenden Literatur. Wir können nur noch schreiben, nimmer handeln, heißt es, das unmittelbare, reiche, thatenvolle Leben sey gewichen, und wir leben nur noch am Schreibtisch, schreibend oder lesend. Soviel Wahrheit dieser Vorwurf enthält, so falsch wäre es, ihn allgemein gebrauchen zu wollen, so falsch, als das zuversichtliche Pochen jener, welche in dem unermeßlichen Meere der Literatur nichts als die Nützlichkeit und Sicherheit der schnellen, gewissen, allgemeinen Mittheilung erkennen und das freie, durch diese Literatur ausgesprochene Princip blos auf die Nützlichkeit reduciren.

Es ist wahr, die Schreiberei ist oft in schwachen Händen und nur zu sehr vom geldgierigen Interesse bewegt; es flattern tausend unnöthige Blätter über die Fläche des Lebens hinweg, aber alle diese sind Eintagsfliegen. Ob der Unsinn im Leben gesprochen, oder gethan, oder geschrieben und gelesen wird, ist dasselbe; ob aber die einzelne That des Gedankens mit ihrem wellenreichen Strome in des Einzelnen Brust verschlossen bleibe, oder ob sie ans Licht der Welt tritt und mit ihrer Flamme tausend neue Ge=

danken entzündet, ist nicht dasselbe. Wir sind keine verschlossenen Denker mehr, wir grübeln nicht abgeschlossen von dem Jahrhundert eigenthümliche Systeme und Reflexionen aus, sondern wir leben in dem Totalbewußtseyn desselben, welches in der Literatur seinen Spiegel hat; — darum leben wir und müssen wir leben mit der Literatur. Darum, wo diese Eigenthümlichkeit des Jahrhunderts des Einzelnen Bewußtseyn ergriffen hat, in wessen Brust das neue Princip mit neuem Licht, mit hellerer Klarheit, mit freierer Gestaltung erwacht ist, da tritt auch das unabweisliche Bedürfniß ein und die mehr und mehr gefühlte Pflicht, selbst auch Zeugniß abzulegen von dem Gedanken, ihn in eigenem Werke zu verherrlichen. Die Literatur ist nicht die todte, leblose Masse, in welcher der Geist versumpfen müßte; in ihr lebt er sein freies, reiches, offenbares Leben, und je bewegter, je vielgestaltiger sie ist, desto freier ist das geistige Leben. Sie, diese unermeßliche Literatur, ist das lebendige Zeugniß der individuellen Freiheit, des Princips unsers Jahrhunderts. Seit wir eigene Sprachen haben, seit wir durch keine fremden Organe mehr reden, seit keine Kaste einzeln mehr im Besitz der Wissenschaft ist, seit dieser Zeit legt jeder Einzelne sein Gewicht in die Wagschale, und diese ist die Literatur. Wo die Catalogen der verbotenen Bücher aufgehört haben, wo die an der Peterskirche angenagelten nur um so publiker werden, wo kein Preßzwang die Gemüther in ihrem Streben nach

Aeusserung hindert, seitdem auf der Literatur bewegten Felde alle Gegensätze des Verstandes sich scharf gegen einander erhoben haben, — da und seitdem ist die Freiheit des Gedankens ausgesprochen und gebildet worden. Es hat sich Keiner mehr eine gnädige Aufnahme zu erbetteln von einer herrschenden Ansicht, es handelt sich nicht um die Heilighaltung eines verjährten Respekts für die Stillgestandenen, sondern um die freie Fortbewegung und Entwicklung.

Wo finden wir das allgemeine Bewußtseyn entwickelter und gebildeter, als wo wir die reichste Literatur sehen? Wo träger, unangeregter, in sich verschlossener, als wo diese nicht ist? Die Literatur wirkt auf das Bewußtseyn, und dieses hat jene gezeugt, und zeugt sie stets von neuem; darum steht die Literatur mit demselben in dem engsten Verhältnisse; darum ist auch an ihr der sicherste Maaßstab zur Beurtheilung der Völker zu nehmen. Es gibt zuförderst eine Literatur, die wir die allgemeine Weltliteratur nennen könnten, an welcher die historischen Nationen unserer Zeit alle gleichen Theil haben, die täglich gezeugte, täglich sterbende, die fliegende Literatur, die das Wissen um die augenblickliche Gegenwart, das Bedürfniß von Heute aussprechende. Sie ist die allgemeinste, weil sie die Verhältnisse des Lebens, der Politik, der Kunst, der Wissenschaft zum täglichen Universalbewußtseyn des Volkes macht, die besonderste, weil die täglichen und stündlich einzelnsten Erscheinungen mit Rück-

sicht auf die momentanste Bedeutung ihr Gegenstand sind. Sie ist die bunteste und bewegteste in Frankreich, die bitterste in England, die bedächtigste in Deutschland. Durch sie wird der Einzelne aus seiner Einzelnheit gerissen und in das universelle Interesse gezogen; wo sie mangelt, kreist sich das Leben in die engsten zusammenhanglosesten Ringe zusammen. Durch sie wird das Leben elastisch, werden die Bestrebungen angeregt, befeuert und ermuntert. In ihr wird das Interesse der einzelnen Nation das Aller. In ihr besteht der Wettkampf der Partheien. Sie ist die augenblickliche, täglich von den Wellen der Zeit verschlungene, gleichsam nur das Bestreben des Zeitgeists, dem Augenblick sein bewegtes Leben kund zu geben. In ihr sind die drei Nationen, die sie mit einander schaffen, Eins, so sehr sie in ihrer Eigenthümlichkeit von einander abgehen, wie z. B. die deutsche einen ganz andern Charakter ausprägt, als die englische.

In der deutschen Literatur nämlich bietet sich uns zuerst wieder die früher gemachte Bemerkung dar, daß der Deutsche sich allen Besitz des Andern zu eigen macht, in Betracht der unermeßlichen Uebersetzungsanstalten, welche die Werke anderer Nationen, theils der verflossenen Jahrhunderte, theils aber und namentlich die des jetzigen, und zwar wo möglich alle, auch die unbedeutendsten, täglich in unzähligen Massen dem Publikum zuspenden. Es ist nicht über etwas größere Klage zu führen, als es über dieses

Uebersetzungswesen geschehen ist, und man hat in dem Eifer, womit man darüber herfuhr, wie gewöhnlich die richtige Gränze überschritten. Die Allgemeinheit und die enthusiastische Aufnahme aller fremden Werke möchten wir lieber für einen Beweis der deutschen gelehrten Vielseitigkeit erklären, lieber für den Stolz des deutschen Geistes, sich an den fremden Geistern zu ergötzen, und seine Eigenthümlichkeit ihnen dennoch nicht zu opfern. Wir haben ja stets deutsche Werke deutschen Sinns, deutscher Kunst und Wissenschaft; aber wir haben durch unsere Liebe zu Uebersetzungen alle Nationen in unserer Literatur versammelt, und somit unsere Sprache in den Gemeinbesitz aller Werke und Thaten des Geistes der Menschheit versetzt, und unsere Literatur zur universellsten Literatur der Menschheit erweitert. Soll es wohl Patriotismus seyn, wenn man über die armen Uebersetzer herfährt? Politische, philosophische, encyclopädische Werke, Memoiren, Novellen, Gedichte, Romanen aller Nationen fassen wir in den Rahmen unserer Sprache, und leben somit nicht blos das abgeschlossene eigenthümliche deutsche Leben, sondern das universelle des Menschengeistes. Als hätten sie für uns geschrieben, so lesen wir die Fremden, und als schrieben wir blos für uns, so schreiben wir. Darum ist, so sehr wir die Eigenthümlichkeit der Andern reproduciren, so wenig unsere eigene vernichtet. Wir haben eine wissenschaftliche Literatur, die jene nicht haben; sie schreiben für den

Augenblick, darum für den Genuß des Augenblicks übersetzen wir, und schreiben für die Zukunft. Bei ihnen trägt die Wissenschaft, die Kunst die Farbe des Augenblicks, bei uns den Charakter der ewigen Idee. Die ihrige ist vorübergehend, die unsere ist ihrem Wesen nach ewig. Auf den Bau unserer Wissenschaft hat die vorübergehende äußere Erscheinung keinen innerlich bestimmenden Einfluß; — die ihre lebt davon. Weil unsere höhere Literatur das innere Geistige zu ihrem Gegenstand hat, lebt unsere niedere, z. B. die publicistische, rein von den Fremden. Ihre Bewegungen füllen unsere öffentlichen Blätter, während in den ihrigen vor den eigenen Verhältnissen die unsern zurücktreten; unsere Blätter bringen zahllose Auszüge, Uebers.tzungen aus ihnen, die ihrigen haben mit sich selbst unendlich Vieles zu thun.

Unser publicistischer Charakter besonders ist sehr zu bemerken. Wir vermissen selten die deutsche Bedächtlichkeit, die deutsche Geschichtlichkeit; — wir erzählen zuerst ruhig und einfach, dann reflectiren wir, blicken auf Zukunft und Vergangenheit, und suchen einen leitenden Faden in dem allgemeinen politischen Spiel der Ereignisse. Nicht dem Augenblick ist unsere Aufmerksamkeit geweiht; wir wollen die geschichtliche Entstehung, Bedeutung und Wirkung wissen, — und können das mit mehr Ruhe, weil wir nicht unmittelbar von den Bewegungen be-

rührt, alles von höherem Standpunkt aus betrachten können.

Die wahre Kraft unserer Literatur besteht in der wissenschaftlichen. Für unsern Zweck hier genüge folgende allgemeine Charakteristik. Nur aus Gegensätzen entsteht und besteht die Wissenschaft, und wenn es erlaubt wäre, zu schließen, daß, wo gleiches Streben, gleiches Ziel, und doch die meisten Gegensätze sind, da das meiste Wissenschaftliche sey, so müßten wir sogleich uns für unser Jahrhundert in Deutschland entscheiden. Abgesehen von den unendlichen geschichtlichen Arbeiten, welche der Deutsche zu Tage gefördert und täglich noch zu Tage fördert, die aus dem innern Gedanken herauswachsende, in der Sprache ihre äußere Gestaltung gewinnende, und in den verschiedensten Beziehungen angewendete Wissenschaft ist die der Deutschen. Auf ihrem Wege hat die Sprache eine Form und Bildung gewonnen, wie sie keine Nation wird haben, so lange sie den Gedanken noch nicht hat. Man hat daher die Deutschen auch die Denker genannt. Diesen Titel wird ihnen Niemand nehmen, der überhaupt im Stande ist, eine innere Entwicklung zu begreifen; und zum Erweis jenes Namens darf man sich nur auf die Literatur berufen. Durch wie viele Dornen-, Um- und Abwege, durch wie viele Einseitigkeiten und Gegensätze bildete sich die Wissenschaft hindurch zu der Höhe, auf der sie jetzt steht. Und nun betrachte man ihre Literatur. Hierin liegt der ganze große Schatz,

den sie äußerlich der Geschichte übergibt. Sie hat System auf System gebildet, und nun steht jedes für sich in seiner Größe da, anerkannt als große Entwicklungsstufe derselben Bildung. Die deutsche wissenschaftliche Literatur des 19ten Jahrhunderts enthält den ganzen Reichthum des Geistes seit Jahrtausenden, — zum Bewußtseyn gebracht und begriffen, und ihre tausendfältigen Gegensätze erhöhen um so viel mehr ihr Gewicht, je wahrer es ist, daß, von je vielseitigern, verschiedenern Gesichtspunkten ein Gegenstand betrachtet wird, um so lichter sein Wesen hervortritt. Unsere wissenschaftliche Literatur enthält den ganzen Schatz unserer Sprache, in deren erhabenem Gewölbe sich die ganze Tiefe und Fülle des Geistes wunderbar enthüllt hat.

Derselbe tiefe Ton der Sprache belebt die Poesie der unserm Jahrhundert angehörigen Heroen, die den größten der Menschheit an der Seite stehen. Wir haben das erhabene Schauspiel, auch in unserer Kunstliteratur denselben Geist zu finden, um so auffallender auf der einen Seite und natürlicher auf der andern es ist, daß jetzt, da die Sprache von selbst zu dichten und denken scheint, ihre Literatur so sehr schwillt, und uns in sich gleichbleibenden, nachahmenden Reproductionen tausendfach dasselbe in schöner Form geboten wird.

Je nach Maaßgabe der wissenschaftlichen Literatur haben wir auf die wissenschaftliche Bildung zu schließen; je dünner, unbewegter die Literatur ist, desto unbe=

wegter, starrer ist das innere Leben. Dieses weicht den Beziehungen auf Nützlichkeit, aufs augenblickliche Bedürfniß, auf die technische Ausbildung des äußern Lebens in England. Was dort wissenschaftliche Literatur heißt, ist wirklich keine solche; denn die Anweisungen zu Fabriken, Maschinen u. s. w., ferner die angehäuften geschichtlichen Materialien und die dürren angeerbten Lehrnormen sind keine Wissenschaft. Die dennoch sogenannte wissenschaftliche Literatur ist daselbst ganz nur für das gemeine Leben berechnet, und hat in dieser Beziehung allerdings ihren großen praktischen Werth. Es ist für das innere Leben vorgearbeitet, wenn das äußere soviel möglich über die Natur erhoben und im Ganzen erleichtert wird. Die englische Literatur ist ein reicher geschichtlicher Schatz. In ihr ist Chinas, Indiens, Persiens, Arabiens Alterthum, Geschichte und Literatur niedergelegt, und sie macht sich somit zum Mittel und zum Vermittlungsgliede des östlichen Geistes mit dem westlichen: und wenn es für die Förderung und Aufhellung des menschlichen Geschlechts nöthig ist, immer heimischer auf der Erde zu werden, sich in immer genauern Verkehr mit sich selbst zu setzen, zur vielseitigsten gegenseitigen Durchdringung und Verbindung zu kommen, so hat hierin die englische Literatur in ihrem jetzigen historischen Bestreben unsterbliches Verdienst. Und wenn der Handel seit jeher das wirksamste Mittel zur äußern Cultivirung der Welt war, so ist die englische, fast

mit Recht so zu benennende, Handelsliteratur im höchsten Grade dankenswerth. In ihrem publicistischen Charakter ist die englische Literatur die bitterste, freieste und mürrischste. In ihr hat die individuelle Freiheit ihren höchsten Grad erreicht, und wenn sie sich in Carricaturen gefällt, so ist dieß kein Beweis, daß die Kunst keinen Tempel auf der Halbinsel hätte. Es ist fast überflüssig, auf die ästhetische Literatur Englands aufmerksam zu machen. Hat ihm ja doch in der allseitigen Bewunderung seiner Dichter ganz Europa Weihrauch gestreut, und die Masse von Gedichten, Novellen, Romanen, welche jährlich dort wie aus der Erde wachsen, blühen, in alle Sprachen übersetzt, als die schönsten Blüthen europäischer Literatur des Jahrhunderts.

Der Charakter englischer Literatur ist der eigenthümlichste, freieste, originellste, während der der französischen der leichteste, fruchtbarste, öffentlichste ist. Die Franzosen leben in der allgemeinsten Oeffentlichkeit (daher die Manier der Jesuiten im Vortrage der Geschichte sehr lächerlich war, wenn z. B. Napoleon immer nur als Marquis und erster Marschall des Königs Louis XVIII. vorgestellt, und jede Vertreibung der Bourbons aus Frankreich verschwiegen ward); Leben und tägliche Journale sind Eins. Jede neue einzelne Bewegung erregt tausend laute Stimmen, und ihre Wissenschaft, Poesie und Journalistik hat denselben Zweck, dieselbe Farbe, denselben Gegenstand. Ihre unmittelbare Existenz, das

augenblickliche Daseyn ist ihr Augenmerk, darum ist alle ihre Literatur eine publicistische. Wenn der Franzose schreibt, so denkt er sich auf der Rednerbühne vor der ganzen versammelten Nation — darum der rhetorische Charakter der Literatur, denkt er sich den Nachbar als Nachfolger auf der Tribüne — darum das Geharnischte derselben. Vor den Augen der Nation schreiben die Franzosen — darum ihre Sucht, hinzureißen, zu entflammen, für den Zweck zu gewinnen; vor den gebildetsten, feinsten Ohren glauben sie zu reden, wenn sie schreiben — darum ihre Feinheit, ihre Eleganz nud Niedlichkeit. Allgemeine Verständlichkeit ist ihr Hauptcharakter, denn alles ist für das Ganze bestimmt, jede einzelne Stimme ist gleichsam eine Appellation an das Gemeingefühl, das Bewußtseyn, den Geschmack der Nation; und je geschickter der Einzelne diese Seite zu benützen weiß, desto glücklicher ist er in seiner Bemühung. Die Franzosen kommen gerade aus der größten und merkwürdigsten Zeit ihrer Geschichte her; das wissen sie, und darum wollen sie sich und der Zukunft in zahllosen Memoiren die verwickelten Fäden dieser Geschichte und Rechtfertigung der Einzelnen über den Antheil daran enthüllen. Den Augenblick ergreift und beherrscht der Franzose, für den Augenblick schreibt er, darum ist er der Gewandteste. Seine Wunderthaten in Aegypten singt er, und will jene schöne große Zeit im Liede reproduciren. Das ist der Charakter der jetzigen französischen Poesie. Seine unermeßliche Macht übelgeleitet

wähnend, spottet er in zahllosen Comödien, Epoden seiner Regierung, während er im Gegensatz gegen altfranzösische Flachheit deutsche Dichterwerke sich aneignet, und ihnen in seiner Sprache Leben gibt. In der Poesie den Glanz und Prunk für den Augenblick haschend, will er in der Wissenschaft Witz, leichtes, schönes Raisonnement; aber der innern tiefern geistigen Entwicklung und der historisch-philosophischen Bildung entbehrend, schwindet seine sogenannte Wissenschaft wie eine farbige Seifenblase vor deutscher Tiefe, die er durch Politur ersetzen will.

Der Grundzug der Literatur dieser drei Nationen ist in Deutschland Freiheit des Gedankens, in England der Laune, in Frankreich des Witzes. Gemeinschaftlich ist der fein ausgebildete Geschmack. Ihre Einheit besteht in dem Princip, ihre Verschiedenheit in der Nationalität. Diese drei Nationen sind die Choregen des Jahrhunderts, ihre Literatur ist der ewige Denkstein ihrer That. Ihre Geschichte ist die bewegteste, lebendigste, allgemeine; ihr Streben ist Eines. Fast möchten wir sagen, daß die Literatur eines Volkes seine historische Bedeutung in unserm Jahrhundert ausspricht. Betrachten wir die übrigen, welche bieten uns in einer nationalen Literatur eine solche Entwicklung und Gemeinschaft des geistigen Lebens dar? Was wir früher über den Süden gesagt haben, findet auch hier seine Stelle, und was von den übrigen, die jetzige Geschichte berührenden Nationen hierüber zu entwickeln ist, ist bereits auch

geschehen. Es stellt sich das einfache Resultat heraus, daß nur da, wo das bewegte innere und äußere Leben Gestalt und Form gewonnen hat an der Literatur, von einem ächten, gewußten Gemeingeist gesprochen werden kann. Und hieran knüpft sich die wichtige Frage nach der Quelle, die jenen historischen Völkern so rein und voll fließt, den andern aber so spärlich und matt zu Theil wird.

Man hat sich alle Mühe gegeben, die Zersplitterung Deutschlands als eines der unheilvollsten Ereignisse zu betrachten. Für den Geist hat diese nichts Nachtheiliges gehabt, nichts für die freie, gegenseitig sich unterstützende Entwicklung, nichts für die Literatur. Man hat geglaubt, weil der Deutsche nicht in millionenreichen Massen für Gegenstände der Nation entbrenne, so sey sein Leben kein großes freies Leben. Welches Leben der deutsche Geist lebe, und welche Arbeit er in unserm Jahrhundert übernommen habe, das erweist die Literatur, welche durch und durch Freiheit athmet, nicht jene geträumte Freiheit der Willkühr, der spielerischen, losen, subjectiven Einfälle, sondern die vernünftige, in der Zucht des Gedankens gebildete, objectiv wahre und wirkliche. Unsere Literatur ist die Blüthe jener deutschen Freiheit, welche im Leben durch gesetzmäßige, vernünftige, wenn auch mannigfach angefochtene und verhaßte, doch über jede gesuchte Ausartung und Entkräftigung siegende Systeme, in der Wissenschaft durch die Pro=

ductivität des Geistes und tiefe Geschichtlichkeit mächtig ist. Doch davon unten.

Betrachten wir die Völker, die nur eine schwache oder keine Literatur haben, was ist die Ursache? Dort ist das Geschlecht an das unmittelbare Seyn in der Natur gebunden. Des Menschen ganzes Daseyn ist noch in die Natur verwickelt, mit ihren Bedürfnissen hat er noch zu viel zu thun, und weil er sie nicht überwindet, ist er noch ihr Unterthan; weil er noch in ihr leben muß, kann er noch nicht im Reiche des Geistes leben. Ist er im Leben frei, so ist er von der Natur nicht frei, und der Zauberschlag, welcher plötzlich in das innere Leben leuchtend greift, um auf Jahrhunderte hinein in immer reicherem Glanze fortzuglänzen, hat die nordische Natur noch nicht berührt. Dagegen ist der Südländer frei über die Natur, aber im stolzen Gefühl, die reichste Natur zu besitzen, schwelgt er blos in ihr, ist Sclave seines Stolzes, seiner Selbstsucht, und weil diese das Leben, welches kein höheres Element in sich aufgenommen hat, durch und durch vergiftet, auseinander zerrt und unmächtig macht, Sclave des Absolutismus. Weil im Süden nur Subjectivität ihr Spiel hat, und keine freie allgemeine objective Form die Vereinzelten umschlingt und vereint, weil der Einzelne in keinem freien allgemeinen Bewußtseyn der Menge erstarkt und nie aus seiner Particularität herausgerissen wird, weil nicht offen und frei Ein gleicher Wettlauf ist, darum fehlt die

Literatur, und hinwiederum nun, weil diese fehlt, kann die veraltete sclavische Form nicht angetastet, der Mißbrauch nicht öffentlich dargelegt, das universelle Bedürfniß nicht zu allgemeinem Bewußtseyn gebracht werden.

Die Literatur ist also Frucht und Zierde des freien allgemeinen Bewußtseyns der Totalität, sie ist gegründet in dem intellectuellen Bewußtseyn des Jahrhunderts.

Sprechen wir von dem intellectuellen Bewußtseyn des Jahrhunderts, so sind, wie der Ausdruck sagt, nicht Einzelne, sondern es ist die Totalität gemeint. Ebendamit ist aber auch wieder ein Gegensatz gegen früher ausgesprochen, wo blos der Einzelne das Wissen um diese oder jene Form des Lebens hatte, die Masse sich aber mit dem, was man ihr willkührlich reichte, begnügen mußte. Jetzt ist es anders, und es ist Sprichwort des Lebens: „Alle wollen wissen, wo sie daran sind.“

Zwar fehlt es nicht an denen, welche darüber ungehalten werden, und dieses Wissenwollen Aller auf jegliche Weise zu verspotten suchen, aber diese Herren sollten wohl bedenken, ob der Drang ganzer Nationen, ihre Bedeutung, ihre Bestimmung und ihre Geschichte zu wissen und zu begreifen, blos, wie sie es heißen, nasenweise Neugierde und Revolutionirsucht sey, oder ob dadurch ein tief liegendes Princip ausgesprochen werde, auf welchem das ganze Jahrhundert ruht. Im Gegensatz gegen diese Autokraten

des Wissens ist daher auch eine, wie sie sagen, unverzeihliche Frechheit und Unbescheidenheit an die Tagesordnung gekommen, welche bisher in der Geschichte nie erhört gewesen sey. Das monarchische Princip der neuen Welt sey ein ganz revolutionär-demokratisches geworden. Abgesehen davon, daß jene Kläger in der Concurrenz der zahlreichen öffentlichen Aeußerungen sich ein lange heilig gehaltenes Monopol entrissen sehen, daß auch hier der Kastengeist zerstört und der Freiheit der Weg geöffnet ist, die individuelle Kraft auf der ihr geeigneten Bahn zu entwickeln, ist diese Klage über Unbescheidenheit nur die Folge eines veralteten Standpunkts, über den unsere Zeit längst hinaus ist. Wir meinen jene wissenschaftliche und literarische Demuth, welche, wie sie im unmittelbaren Leben herrschend war und alle Kräfte zusammenschnürte, so auch im Geistigen auf unerhörte Weise jeden Flügelschlag hemmte, und in kraftloser Zermalmung und ehrerbietigem Respecte vor dem einmal autorisirten Hergebrachten erstarb.

Diese erbärmliche Demuth hat nun aber aufgehört, und es liegt in der, wie jene sagen, auf einmal entzügelten Willkühr der Individuen, über alles kritisch herzufallen, in Wahrheit aber, in dem gleich allgemeinen Drange, zum Bewußtseyn zu kommen, die völlige Lostrennung unseres Jahrhunderts von dem verflossenen. Die tausendfachen Gegensätze, die dadurch laut werden mußten, die Reibungen und tödlichen Feindschaften sind nichts, als der nothwendige

Durchgangspunkt zur bewußten Einheit, und wenn das Gegebene, welches Jahrhunderte lang so ruhige Geltung hatte, in dem neuen Kampfe untergehen muß, so ersteht aus seinen Trümmern eine blühende frische Welt, mit Mühe und Bewußtseyn errungen. Nur aus dem Chaos ging die Welt in ihren ersten schönen Frühling über.

Und vor wem denn jene Demuth, jene sclavische Beugung? Sollen darum, weil in alten Zeiten etwas sich mächtig und passend erwiesen hat, wir dasselbe anbetungsvoll beibehalten? Der Mensch hat ja nicht nur Gedächtniß, um das Gewesene festzuhalten und es tausend und aber tausend Male wiederzukäuen, — er hat Verstand, und die Unwahrheit des Alten erkennend, schafft er sich, auf den Schultern des verflossenen Jahrhunderts stehend, das, was er als Wahrheit erkannt; aus den alten Formen schafft er sich neue, frische, lebensvolle, und läßt die alten ausgetrockneten in ihrer leblosen Dürre erstarren. Wer will die Weltgeschichte einer Thorheit zeihen? Wer wagt es, dem bewußten Streben eines ganzen Jahrhunderts entgegentretend zu sagen: du treibst Unsinn? Wer lacht nicht über das hohle Gepolter der Schwächlinge, welche, den freien Zug des Geistes fürchtend, jetzt ängstlich Buße predigen, missionärisch vor Hochmuth und Selbstvergötterung warnen, und das Denken aufzugeben anmuthen, weil es zu frech, zu schneidend, zu gefühllos, zu ungläubig sey?

Ja es ist mit dem Unsinn so weit gekommen, daß

er sich nicht entblödet, zu behaupten, das allgemeine intellectuelle Bewußtseyn habe zuletzt nichts, als die völlige Vergiftung des Sittlichen zur Folge, und die Ausgelassenheit unserer Zeit beweise die traurige Folge des aufgeklärten Verstandes. Um dieser Blödheit nicht die Augen aufzuthun, sondern die Larve abzuziehen, hinter welcher sie mit einigem Schein ihre moralische Tendenz sauber zu halten suchte, betrachten wir die großen Formen der Sittlichkeit, ihre Bedeutung und ihr Princip.

Sich in eine Form begeben, ohne ihren Sinn zu wissen, ist unvernünftig; weil das Menschengeschlecht zur Vernunft strebte, wollte es die Formen, in denen es gealtert war, verstehen; weil es diese als unsinnig erkannte, hat es sie abgestreift. Aber in diesem Abstreifen begann der Kampf des Geistes, der die Form durchdringen und zur vernünftigen erheben wollte, mit der Unvernunft, welche in der blosen tausendjährigen Form entschlafen war. Das ist der Wendepunkt dieses und des verflossenen Jahrhunderts. Wir können zwar nicht sagen, daß das verflossene so träge gewesen sey, um am Alten unbewußt stets hängen zu bleiben; im Gegentheil, wir finden in keinem Zeitraum der Geschichte den bittern Spott auf die Fesseln der Gewohnheit und Unvernunft bissiger, als in demselben. Aber wenn auf der einen Seite diese Verachtung alles Hergebrachten, jeder Form des Lebens und der Wissenschaft die Sehnsucht einer Restauration erzeugte, so blieb auf

der andern diese nur in soweit befriedigt, als man sich sträubte, in dem einmal Gegebenen fortleben zu wollen, so daß man nur umstieß, niederriß, unsicher machte, spottete, ohne aus der erkannten Unwahrheit die Wahrheit erzeugen und zur Wirklichkeit machen zu können. So war die Wirklichkeit als unwahr, als unvernünftig anerkannt, und in der Verzweiflung, eine wahre Wirklichkeit zu erlangen, der Willkühr alle Zügel freigelassen, der einseitige Verstand in aller Losheit vergöttert, und das Gemüth ohne Fülle, ohne Tiefe, verschwand mit seinen großen unentwickelten Ahnungen von Wahrheit als leeres Traumbild vor dem schneidend-kalten Zug neuer Aufklärung. Der Widerspruch des Gedankens und der Wirklichkeit war auf furchtbare Weise ausgesprochen, ohne versöhnt werden zu können: der Gedanke war zu jung, zu unversucht, zu unentwickelt, die Wirklichkeit tausendjährig. Es entstand die Frage: Soll und wird die Vernunft oder die Unvernunft, die Wahrheit oder der Trug siegen, die unbestimmte Frage über Wahrheit, welche, im Leben vermißt, erst als Ideal angestrebt werden sollte, und zwar angestrebt mit ernstem Kampf gegen die Ritter der Finsterniß, welche für das Alte Gut und Blut zu lassen bereit waren.

Das ist die andere Seite des Gegensatzes, welche überwunden werden sollte, aber nicht überwunden werden wollte. Es ist die Parthei derjenigen, die im tausendjährigen Besitz der Herrschaft, dieselbe nur

durch das feste Beharren in dem bisherigen Kreise, nur durch ewige Befangenheit, gestützt auf die Vorurtheile aller Jahrhunderte behaupten konnten, — derjenigen, welche ohne Bewußtseyn der Menschenwürde in der Geburt ein Anrecht auf den Dienst und die Sclaverei der Uebrigen sahen, welche sich um die prangenden Throne der Könige stellten, um in ihren Strahlen ein lichtes, glänzendes, glückliches Daseyn verscherzen zu können, — auf den Schultern des sogenannten Pöbels. Daß der Bürger wieder Mensch werden konnte, mußte der Adelige, der Pfaffe zum Bürger gemacht, und sollte dieses geschehen, mußte alle Regierung geändert, mit Einem Worte, es mußte Alles neu werden, die starren Fundamente der Throne mußten eingerissen, und aus Freiheit und Menschenwürde neu gebaut werden: die Menschheit wollte nicht nur regiert, sie wollte geachtet seyn; sie wollte nicht blos Gesetz, sondern ein Wissen ums Gesetz, und also ein vernünftiges Gesetz; sie wollte keine alte, ihr fremde Form, sie wollte eine eigene, freie, selbstgeschaffene, angemessene. Und weil sie dieses gewußte Ziel wollte, mußte sie es erringen; die Feudalregierungen fielen, wenn auch in verwirrtem Tumulte, die Dii majorem gentium waren gestürzt und konnten nicht handeln, blos sterben und emigriren; der sogenannte Pöbel wurde Volk, und schuf aus den anfangs wild und unbestimmt ausgesprochenen Worten „Freiheit und Gleichheit" das jetzige Jahrhundert.

So war auf einmal, was schon längere Zeit her durch jene Unbehaglichkeit in den Gestalten des Lebens, durch den Spott über die Einseitigkeit desselben, durch die Verachtung der stereotypen Lehr- und Schulweisheit sich ausdrückte, im Leben selbst vollbracht. Das Alte war vernichtet, und bis jetzt blos die Freiheit Princip und Zauberwort. Allein wie die Freiheit in ihrer ersten, unmittelbarsten, unentwickeltsten Form blos Willkühr ist, und die, welche die Freiheit blos als Willkühr kennen, auf der untersten geistigen Stufe stehen, so wurde sie auch jetzt vorerst blos in dieser Form lebendig und sichtbar; und da es das Wesen der Willkühr ist, in einem Kriege Aller gegen Alle, in lauter Einseitigkeit und Zersplitterung Wissenschaft und Leben zu zerstören, auf der andern Seite aber als nothwendige Folge und als wahren Fortgang ihres Princips die Einheit in der Freiheit zu haben, somit sich nicht mehr als Willkühr, sondern als vernünftige objective Freiheit zu erweisen, so sehen wir diesen Fortschritt in kurzen Uebergängen gemacht, und aus der freien Kräfte anfangs wilder Anarchie die freie gesetzliche Monarchie der Vernunft erwachsen, und diese durch die verschiedensten Gegensätze hindurch ihrem Reich und ihrer Macht objektive Bedeutung geben. Mit Einem Worte, das Recht ist zur Macht geworden, oder die Macht, d. h. die wahre vernünftige Macht, ist das Recht; denn die unwahre unvernünftige willkührliche Macht ist kein Recht. Und so rechtfertigt also die Weltge-

schichte zuerst den von der Dummheit so sehr angegriffenen Satz, ja die Weltgeschichte selbst ist er: die Macht ist das Recht.

Die Unmacht ist also in der Unvernunft, die Macht in der Vernunft. Vernunft ist aber gewußte, Wissen, vernünftige Freiheit, gewußte objective Freiheit.

Aeußerlich tritt uns dieses am auffallendsten im Gegensatz gegen früher darin entgegen, daß erst mit unserem Jahrhundert und in ihm eine vollkommene Oeffentlichkeit der Regierungsweise, daß erst jetzt das Staatsrecht im vernünftigen Sinne entstanden ist, daß die Literatur eine freie allgemeine ist, daß die Geschichte nicht von der Willkühr der Individuen, sondern von dem Willen der Nationen gebildet wird, daß die an der Spitze der Handlungen stehenden Individuen nicht im Gegensatze gegen ihre Zeit, sondern blos Repräsentanten des Totalwillens sind, und wo sie diesem entgegen sind, in Unmacht verschwinden. Damit ist nun auch die Frage beantwortet über die reine tiefe Quelle des Lebens unserer historischen Völker, hierin liegt auch der Erweis, warum die andern Nationen aus so spärlicher Quelle schöpfen.

Wir haben als Grund unserer großartigen Literatur das bewegte Leben des Geistes, welches in der Allgemeinheit sich äußernd, in steter Objectivirung erstarkt, angegeben; der Grund also, warum jene andern Völker solcher offener allgemeiner Selbstäußerung, wie die Literatur ist, entbehren, ist der Mangel

des freien, vernünftigen allgemeinen Lebens, und darum haben sie auch an der großen That des Jahrhunderts, welches die Literatur ist, keinen Theil. Der Mensch ist aber nur soviel, als seine That ist, die Nation nur soviel, als sie der Weltgeschichte leistet. Darum haben aber jene Nationen auch keine Macht, und in der Bestimmung des Jahrhunderts keine Bedeutung.

Wenn nun die Vernunft und die vernünftige Freiheit als Princip und Macht des Jahrhunderts sich ergeben haben, so können diese, insofern sie wirklich geworden sind, nichts anderes seyn, als die großen Formen der Sittlichkeit, von denen wir gesprochen haben, die freie vernünftige Form des Staats, welcher als die Wirklichkeit der concreten Freiheit die Einheit des allgemeinen und besonderen Willens ist, und zwar des gewußten, und dieses ist in den Constitutionen und in der ständischen Repräsentation des Totalbewußtseyns ausgesprochen.

Ebendasselbe zeigen uns auch die Verhältnisse der Staaten zu einander. Diese sind nicht mehr die abstrakten, nur leicht geknüpften, und vom Zufall der Willkühr regierten, sondern es ist, wie in dem Innern derselben ein bewußtes Princip lebendig ist, so auch ihre Basis eine gemeinschaftliche. In Beziehung darauf sind sie sich höchst nahe in ihrem Interesse, und durch Eine große allgemeine That eines Einzelnen Staates konnte noch nie das Interesse der andern so sehr angegriffen werden, als wie jetzt.

Daher ist auch jede große Unternehmung nur mit der vorher erfolgenden Einstimmung der übrigen möglich, und wenn hierin blos eine leere diplomatische Formel gesucht wird, so ist nicht bedacht, daß hinter dieser Formel, welche so ängstlich beachtet wird, und deren Verletzung so wichtige Folgen haben kann, etwas Substantielles liegt. In der Unternehmung der einzelnen Staaten liegt also der Wille aller, und alle haben an den Folgen denselben Theil, wenn auch nur indirect. Ebendas macht es auch, daß unsere Politik eine so verwickelte ist, weil sie eine höchst allgemeine, allumfassende ist, und in ihr die Verhältnisse des ganzen Welttheils abgewogen werden. Sie ist aber nicht mehr die mechanische, die sie früher war, nicht mehr die, welche von den Cabinetten aus die Richtungen der Völker bestimmte — ob aus Privatleidenschaft, oder sonst subjectivem Interesse, war gleich — sondern sie erhält von den Völkern ihre Richtung, sie ist das Organ, durch welches diese ihre an einander stoßenden Kräfte und Interessen vermitteln, also eine organische, somit nicht willkührliche, im Aeußern begründete, sondern nothwendige, auf der innern Vernünftigkeit der Völker und ihrer Bestrebungen beruhende. Wie auf diese Weise die Staaten sich gegenseitig ihre Existenz vermitteln, so im Staat die Einzelnen sich selbst durch die organische Gesetzlichkeit, und vor dem Gesammtzweck der Totalität besteht mit gleichem Recht die persönliche Einzelnheit mit ihrem besonderen

Zweck, indem jener und dieser sich nicht ausschließen. Das Staatsrecht ist als entwickeltes die wahre Realität dieser Einheit, und hier ist es aber auch, wo der lauteste Streit erwacht ist.

Fürs erste gibt es eine nicht geringe Masse solcher, welche es für höchst gefährlich, unrechtlich und oft lächerlich finden, daß der Staat als ein gewußter, als Vernunft im allgemeinen Selbstbewußtseyn seyn soll, — die im Gegensatz die absolut-monarchische Form als durch Jahrhunderte geheiligt, und als durch diese lange Dauer allein berechtigte vertheidigen, die der Einzelnen Person des Regenten das Wissen sowohl ums Allgemeine, als auch die einzige unumschränkte Macht zutheilen, und jede andere wirklich geschehene Entwicklung als revolutionär, als unsittlich verschreien. Sie suchen durch Anführung der traurigen Beispiele (wie sie es nennen) der neuen Zeit die alte sogenannte objective Form gegen die Zerstörungssucht der Subjectivität zu empfehlen, und die letztere als Ursache aller unheilvollen Zersplitterung und Unordnung anzupreisen. In dem letzteren haben sie nun recht, aber es ist eben das Wesentliche jeder neuen Schöpfung, die alte unbewußte Masse zu zersplittern, und aus der Zersplitterung ein neues in sich vernünftig Zusammenhängendes zu errichten. Diese muthen uns an, das Alte zu behalten, weil das Neue einen Kampf koste, in welchem so manche Blüthe der Vergangenheit zertreten werde, und dieser Kampf mit nichts als Ermüdung und Anstrengung verbun-

den ist. Sie suchen daher auch auf alle Weise zu dieser gepriesenen, alterthümlichen Form der äußern, auf Einen Punkt fixirten Einheit zurückzuführen, weil sie eine innere Einheit in der Trennung der Gegensätze nicht erkennen, mit Einem Worte, diese, man nennt sie gewöhnlich die Absolutisten, möchten gerne den Verstand ausgetrieben, und die alten Götzen des Aberglaubens wieder eingeführt sehen.

In so fern sie ohne Bewußtseyn, oder nur mit dunkler Ahnung, ein Gefühl innerer Schwäche wie einen Strahl von Freiheit erfahren haben, so scheint ihr Streben ganz gegen die Freiheit gerichtet, und wäre es auch, wenn ein solches Streben erfolgreich seyn könnte, — in so ferne es aber zu keinem Wissen und Begriff kommt, ist es eben so nichtig, als das blos äußerliche Bekämpfen solcher Richtung, bestehend in stetem Aufruf zur Freiheit, im Erzählen von einem schrecklichen Feinde, der in der Finsterniß schleiche. Ihnen schließen sich an die Indifferentisten, welche theils aus Trägheit des Gedankens, theils aus einer blos aufs Innere verschlossenen Gemüthlichkeit, einer schwärmenden Phantasie, die in der Sehnsucht nach vergangenen Wundern schwelgt, gegen das Jetzt gleichgültig sind, theils aber auch aus niedriger Selbstsucht und thierischer Gemeinheit den Charakter des Vernünftigen, den Willen verläugnen, und im Genuß der Sinnlichkeit stumpf geworden sind für alles, was allgemeines ihre Sinne nicht berührendes Interesse hat, und in diesem Zu-

stande gleicherweise jeder Parthei zu Gebot stehen, je nach dem Angebote der Belohnung. Sie glauben stolz seyn zu dürfen, daß sie von der Zeit nicht angeregt werden, und meinen hiedurch eine philosophische Höhe erreicht zu haben, — denn über Zeit und Raum erhaben, sey der Standpunkt das Höchste. Sie gehören keiner Parthei, aber spotten über alle, als über Narren, sie begreifen nie den Sinn einer Partheirichtung, — aber sie sind die Chamäleone, geschickt in alle Formen, ungeschickt für jede entschiedene That. Wir müssen es gestehen, die Menge der Sogesinnten ist in unserm Jahrhundert nur zu groß, welches als das philosophische über alle hinaus seyn will, — das Bedürfniß, sich des blos subjektiven Augenblicklichen zu entschlagen, um im Ewigen die Wahrheit alles Individuellen zu erkennen, hat sich in ihren Köpfen als stolze Idee fixirt, fortan Alles, was die Zeit erfüllt, nicht zu achten, darüber vornehm hinaus zu seyn, und in dem Mantel philosophischer Gleichgültigkeit die eigene Werthlosigkeit und Thatunfähigkeit zu verhüllen. Dagegen wogt unsere Zeit von der Masse derer, welche mit der allgemeinen, unbestimmten Vorstellung von Freiheit und Menschenwürde gewaffnet, alle absolute Macht, als unvernünftig zu bekämpfen vorgebend, rein für die Vernunft und ihr Recht zu streiten vermeinen, und dieß so thun, daß sie alles besser wissen wollen, als es wirklich im Leben ist, welche alle Einrichtungen und Institutionen hassen, alles Positive als ty-

rannisch verwerfen, und mit steten Neuerungs- und Verbesserungsversuchen beschäftigt sind. Man kann sie füglich die Schreier des Tages nennen, denn es gibt keine Erscheinung, keine öffentliche Handlung, über die sie nicht richtend herfahren, und mitleidig versichern, sie hätten es besser gemacht. Sie selbst nennen sich die Freisinnigen, die Philosophischen, auch Kosmopoliten, Denker, Freunde des Volks — und ihr Standpunkt ist der der Schmähung und Verdächtigung aller andern. Dabei sind sie die Universellen, denn es gibt kein Gebiet, in das sie nicht strebsam eingreifen, nichts, was sie nicht von den Schlacken alter Zeit reinigten. Es sind dieß zugleich auch mit unter die Hasser des Mittelalters, das, als der allgemeine Sündenbock, auch nicht Eine löbliche Seite aufzuweisen hat, die Richter der Weltgeschichte, welche sie durch einen ekeln, immer und immer wiederkehrenden Gegensatz von Moral und Politik auseinanderzerren, vermöge dessen die Geschichte immer nur die Wirkungen der Selbstsucht und aller menschlichen Leidenschaften aufweist, das Moralische aber als ein entferntes Jenseits nur in der Form des Sollens auftritt, und immerdar unerreicht höher stehe, als alles Geschehene. Ihnen gibt es keinen großen Mann, keinen Helden mehr, weil er grausamerweise Blut vergossen hat, und somit die Rechte Einzelner mit Füßen trat, — groß wäre ihnen der Mann, wenn er, statt seine Welt heldenmäßig zu ergreifen und zu bestimmen, ruhig in ihrer Mitte

sitzen geblieben wäre, und gleich ihnen in historischer Sentimentalität über Menschenwohl reflektirt hätte.

In ihrer Einseitigkeit vermögen sie sich nicht zu dem allgemeinen, universellen Standpunkt der Weltbetrachtung zu erheben, nicht den nothwendigen Entwicklungsgang der vernünftigen Freiheit zu begreifen, sondern blos das Zufällige zu beweinen. Daher ist ihnen das Geschehene nie in der rechten Ordnung, das Positive ist das Unvernünftige — und dem Rechte, dessen wahre, consequente Ausbildung die Geschichte ist, setzen sie ihr Natur- oder sogenanntes Vernunftrecht entgegen, als Abstraktum einseitiger Reflexionsbestimmungen, welche, als im „Sollen" aufgefaßt, sich im wirklichen Leben und Rechte nie dargestellt finden. Daher sehen sie die große Welt des Geistes nur in dem unseligen Widerstreite des Natürlichen und Positiven, ohne nur je zu bedenken, daß das Positive die That und Wirkung der Vernunft, und nichts als das Realgewordene, Vernünftige ist. Weil sie aber nicht den innern Zusammenhang, die stetige immanente Bildung erfassen, so zerreißen sie es in Einzelnheiten, welche zusammenhanglos freilich alle jene Vorwürfe der Einseitigkeit, Unvernünftigkeit u. s. w. verdienen, — aber nicht die Gegenstände sind an diesem trüben Scheine schuld, sondern das blinde Auge der Betrachtenden. Die Betrachtungsweise dieser Leute ist die Willkühr, welche sie zur Philosophie des Staats machen wollen, weil aber die Willkühr nie das Gegen=

wärtige seinem wahren, nothwendigen Inhalte und Gedanken nach ergreift, so sehen sie in der Gegenwart auch immer nur das Unvollkommene, und das gibt sofort trefflichen Stoff zur Bekrittelung und zum Besserwissen.

Im Gegensatz gegen eine solche Manier, allen historischen Zusammenhang loszureißen, alles Gegebene, Ueberlieferte aufzulösen, und willkührlich Neues zu schöpfen, um auf die eigene Schöpfung stolz seyn zu können, — hat sich nun eine eben so große Menge blos aufs Vergangene festgesetzt, und sich jeder Neuerung, Aenderung standhaft widersetzend, blos das Alte als Norm und gültige Wahrheit statuirt, wie z. B. das nackte römische Recht, jedoch mit der nämlichen Einseitigkeit, indem hiemit der eigene Gedanke zurückgedrängt, und wahres Heil nur in dem Gelernten gesucht wird.

Dieser Gegensatz, wie er jetzt in allen Zweigen des Wissens existirt, ist hauptsächlich in der Lehre vom Staat und im Rechte lebendig, jedoch nach dem Charakter unserer Zeit ist auch hierin das Geschäft der Vermittlung an der Tagesordnung, und es gebührt, wie überall, auch hier zum Ruhme, keiner einseitigen Parthei anzugehören, über die Gegensätze hinaus zu seyn, d. h. sie zu wissen, ihre Wahrheit sowohl als Unwahrheit zu erkennen, und sie in der Idee zu versöhnen. Wenn aber dieß nur auf dem Wege der Wissenschaft geschehen kann, so ist dieser Gegensatz und der Streit darüber, wie seine Lösung,

blos ein wissenschaftlicher, — und es ist das entschiedenste Unterscheidungsmerkmal des Jahrhunderts, alle Gegensätze nur wissenschaftlich zu würdigen, und nur in so weit Gehör und Beachtung zu verdienen, als vor der Vernunft, somit vor der Wissenschaft, sich gerechtfertigt wird. Wie somit auf der einen Seite der einfache Glaube, das Beharren in dem Gegebenen aufgehoben, auf der andern aber die Willkühr als einseitig, verflüchtigend, und blos an der einzelnen Erscheinung klebend, unstatthaft ist, so ist die Nothwendigkeit, das Substanzielle zu begreifen, anerkannt; — der Gedanke darf nicht nur obenhin formell raisonnirend, er muß als vernünftiger gehaltvoll seyn, — er muß auf den lichten, das Universum beherrschenden Höhen der Idee zum ewigen werden. Wie es aber das Wesen der Philosophie ist, nicht ferne Ideale aufzustellen, sondern die Gegenwart und Wirklichkeit als vernünftige zu begreifen, so muß hier, wo es sich darum handelt, die innere Wahrheit und den Gedanken unserer Wirklichkeit zu begreifen, alles blos subjektive, auf vorausgefaßten Meinungen beruhende Raisonniren verbannt, und die Betrachtung als denkende, eine universelle seyn. Die Idee muß nicht als etwas Abstraktes, was jenseits ist, aufgestellt werden, sondern wie sie wirklich und reell geworden ist. Philosophie ist nicht etwas ihrer Zeit Fremdes, über sie Erhabenes, sondern ihre Zeit, in Gedanken gefaßt. Die blos endliche Betrachtungsweise des untergeord-

neten subjektiven Standpunkts entdeckt, so häufig sie ist, und so natürlich dem gemeinen Verstande, nirgends die Idee, oder diese wird doch immer auch ins Gemeine herabgezogen. Somit fällt auch jener Wahn hinweg, welcher glaubt, man müsse den Staat philosophisch erst construiren, über solche Construktion als eine Willkührlichkeit sich erhebt, und dagegen an das in der Erfahrung Gegebene appellirt. Die Philosophie hat den Staat als ein in sich Vernünftiges zu begreifen und darzustellen, als das sittliche Universum anzuerkennen, nicht zu construiren, wie er seyn soll. Der Staat ist die wahre sittliche Welt, oder die Vernunft, wie sie sich im Element des Selbstbewußtseyns erfaßt, oder die Wirklichkeit der sittlichen Idee, der sittliche Geist, welcher sich denkt und weiß. In der organischen Gesetzlichkeit, in dem Wissen der Einzelnen um die allgemeinen Angelegenheiten, in der Erhaltung der besondern Persönlichkeit, ihrem partikulären Interesse nach, ist das Princip der subjektiven Selbstständigkeit des Individuums anerkannt, wie dieses die jetzige bürgerliche Gesellschaft, welche das Interesse des Einzelnen zu ihrem Zwecke hat, in der stets vollkommener werdenden Erleuchtung und Erleichterung aller ihrer Verhältnisse beweist. Dahin zwecken die täglichen Untersuchungen und Prüfungen alter Institutionen, die genaue Ermessung und Ausbildung der rechtlichen Verhältnisse, welche aus dem alterthümlichen, jetzt unpassenden Gewande befreit, täglich lichter, freier

und geprüfter werden, dahin die ganze, vielumfassende, rege Beweglichkeit auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft überhaupt, welche jetzt, neben dem Bedürfnisse, nicht blos eine gelernte zu seyn, sondern auch den Gedanken in sich zu tragen, immer mehr aus der antiken Crudität und Verworrenheit zur vernünftigen systematischen Form den allgemeinen Gedanken verarbeitet. In so ferne sie auf historischem Grunde ruht, dabei aber ihre Principien philosophisch ergründet und bewährt, verschmäht sie auf der einen Seite, blos eine traditionelle zu seyn, auf der andern bildet sie das Historischgegebene, ohne es umzustoßen, mit dem Bewußtseyn, daß das Positive nicht das Unvernünftige, sondern gerade das Vernünftige ist, und hat als wahre Wissenschaft für sich nicht den traurigen Gegensatz des positiven Unvernünftigen, und naturrechtlich Vernünftigen in sich. Dabei ist am ersichtlichsten ihre Tendenz, die Persönlichkeit des Einzelnen, als vernünftigen zu ehren, die Würde des Menschen, als solchen, zu respektiren, wodurch in der Wissenschaft und Gesetzgebung der im Leben zuerst aufgehobene Gegensatz von mehr und minder Bevorzugten, mit Einem Worte das Feudalische mehr und mehr verschwindet. Und wenn auch auf diesem Gebiete mehr, als auf einem andern das zufällige, subjektive Raisonnement Spielraum hat, so ist dem zerstörenden Einfluß desselben durch die historische Grundlage, durch das objektive sittliche Bewußtseyn, die öffentliche Ordnung und

die organische Staatsverfassung vorgebeugt, durch die Freiheit aber dieses Raisonnements das todte, starre Hängen am einmal Bestehenden, und das unbedingte Hingeben an dasselbe verhindert.

Der Geist hat somit in der Innerlichkeit seine Wahrheit, ist aber mit der Aeußerlichkeit, mit der objektiven gesetzlichen Wirklichkeit, als der von ihm durchherrschten und gewußten, versöhnt. Diese Innerlichkeit aber und ihre Entwicklung ist die Philosophie.

Unser Jahrhundert heißt das philosophische, das wissende, und das heißt, daß es über den Glauben, welcher nur dadurch Glauben ist, daß er kein Wissen ist, hinaus sey; daher gibt es für dasselbe keine von der Vergangenheit ererbte Objekte, welche für sich blos darum, weil sie einmal anerkannt sind, nun auch die herrschenden, hauptsächlichsten wären. Im Gegentheil hat sich der philosophische Charakter unsers Jahrhunderts als ein völlig negativer entwickelt, als solcher, welcher nichts Positives oder Gegebenes anerkennt, welcher das Bisherige nicht nur auch so haben, sondern wissen will. Alle Autorität umstossend, und dieß in allen Gebieten, im Staat, der Kirche, der Wissenschaft, untersucht er, er ist ein critischer geworden, der an allem zweifelt, oder der Zweifel am Glauben ist entstanden, und das Wissen, welches bisher nur auch so gelegentlich in einigen Rücksichten seine Rechte geltend machen durfte, oder gar verschüchtert, verpönt, und anathematisirt

wurde, in so fern es die alte längst stehende Gränze überschritt, und neue Welten entdeckt haben wollte, hat sich sein sonst verkümmertes Recht im absolutesten Sinne vindicirt, und seine Herrschaft also begründet und verallgemeinert, daß der Wissende allein in der neuen Welt sich zu bewegen vermag. Das Wesen des Wissens besteht aber in der Bewegung von einem zum andern, in der stetigen, ununterbrochenen Progression, es duldet durchaus keinen Stillstand, und ist, was es ist, nur in so fern, als es sich immer verjüngt, als es täglich in neue Verhältnisse bringt, in neuen Formen erscheint, und seinen eigenen Inbegriff so lange wendet und dreht, bis er von allen Seiten geschliffen, der öffentlichen Beschauung würdig ist. Solche Weise, welche die Methode des Wissens ist, mußte nun freilich manches in neuer Beziehung, in fremder Bedeutung erscheinen lassen, es mußte auf die Gefahr hin, Alles zu verlieren, Alles wagen, es mußte auf sich vertrauen können, mit dem Bewußtseyn, aus sich selbst alle jene Verluste zu ergänzen. Der neue Geist der Philosophie hat der Welt den Boden unter den Füßen weggezogen; es handelte sich darum, neuen Grund und Boden zu gewinnen. Im eigenen Hause wollte der Geist wohnen, nicht im gemietheten. Das erforderte Kraft und Energie, Entschlossenheit und Selbstvertrauen. Wer dieß nicht hatte, konnte nicht gleichen Schritt halten. Aber wer stehen bleiben muß, wer nicht von der Stelle kommt,

kann dem Renner blos nachsehen, ihn schmähen, bewundern, oder beneiden, oder alles zusammen. So ist es auch geschehen. Weil alles neu geworden war, und man sich neu einzurichten hatte, weil die ganze bisherige Welt frei gegeben ward, und jedem die Erlaubniß, ja die Anforderung, sich nach neuer Behausung umzusehen, weil der Schwache es dem Kräftigen nicht gleich thun konnte, weil ein Starker dem andern Starken nicht weichen wollte, weil Alle wohl Ein Ziel anstrebten, es aber entweder nicht wußten, oder sich den Weg auf eigenthümliche, originelle Weise ablaufen wollten, ist ein Kampf, eine Zwietracht, ein Gegensatz entstanden, eine augenblickliche Verirrung, in der alles zu irren schien. Es war der große Eisgang des Jahrhunderts, wo Schollen an Schollen sich rieben, und so lange stiessen, bis alle zerflossen im großen warmen Bette Ein friedlicher Strom zu werden schienen.

Die Ordnungsliebe freilich, die Bequemlichkeit, der Eigensinn übten ihre alte mürrische Laune hinlänglich aus, und sich an einzelnen Punkten festhaltend kämpften sie gegen die neue Richtung. Der Glaube trat mit dem Wissen in die Schranken, ohne zu bedenken, wie er denn gewöhnlich wenig bedenkt, daß seine Waffen sich der Natur der Sache gemäß nur gegen ihn selbst wenden mußten. Das Meinen bekrittelte das Wissen, hatte diese und jene Ausstellung, nur nichts Festes, Eigenes, Sicheres; das Wissen bedrohte das Besserwissen und das Nichtwissen kämpfte läng=

nend mit dem absoluten Wissen. Es war ein Kampf der subjectiven Ueberzeugungen, der Meinungen, der alten Vorurtheile mit der Wissenschaft, welche erhaben ist über den Charakter der bloßen Subjectivität, in der Zucht des in allen seinen Momenten entwickelten Begriffes. Es handelte sich um Methode und System. Die Philosophie, die Wissenschaft wollte nicht mehr blos ein Aggregat von Raisonnements seyn, die durch nichts Weiteres zusammenhingen, als durch erstens, zweitens u. s. w.; sie wollte eine consequente, innere Entwicklung der Sache selbst in der Form des Gedankens seyn. Seit man wagte, consequent zu seyn, ist der alte Schulwitz in den Staub gesunken, seit eine nothwendige innere Vermittlung der Sache an sich und aus sich Weise des Philosophirens wurde, sind dem in den Banden äusserer Form lange gehemmten Geist die Flügel gelöst, und in energischem Bewußtseyn seiner Freiheit hat er Welten geboren, die als nie welkende Blüthen den Kranz der Weltgeschichte zieren werden.

Allgemeiner Charakter und Tendenz der Philosophie ist System und Universalität. So allgemein dies anerkannt ist, so ist gleichwohl nicht zu verwundern, daß in verschiedenen Interessen und von verschiedenen Standpunkten aus eine erhebliche Anzahl Verschiedengesinnter mit oft wahrhaft lächerlicher Gebährdung dagegen ankämpft. Einmal die Gläubigen, die Altgläubigen, seyen es Philologen oder sogenannte Philosophen, Theologen u. s. w. — kurz Alle, welche

die Ruhe lieber haben als Bewegung, das dumpfe Gefühl lieber, als den freien lichten Gedanken, das liebe gute Herz lieber, als den Verstand, welche mit heiliger Ehrfurcht die Weise der Väter bewundern und die neue Art als Muthwillen des übermüthigen Geschlechts hassen, welche im bleiernen Rock ewig rückwärts sehen, nie vorwärts, und zufrieden mit allen ihren drei Seelenvermögen in statu quo von der Menge eigener Vorzüge nicht einen bei den neuen Titanen finden, sondern nichts als Himmelsstürmerei, Atheismus, Pantheismus, Scholasticismus, Paganismus, und die Welt rectissima via dem Teufel in den Rachen laufen sehen. Sie sind mit Stichwörtern gewaffnet, ahnen nichts von Begriffen. Sodann die, welche wir im Allgemeinsten Laien nennen können, also a priori ohne entscheidendes Urtheil, aber darum auffallend, weil sie, von jenen erst angestiftet und von ihnen als letzte, höchste Instanz betrachtet, urtheilen wollen über das ihrem Sinne ganz Fremde. Rührender, herzergreifender, jammernder zucken freilich die Pietisten gedanken- und ausdrucklosen Auges die Achseln, und ihre Zahl, die täglich schwellender wird, schleicht nur, denn zum Auftreten hat sie keine Sehnenkraft, bedächtlich umherstierend, ob sie da, dort ein einsames Schaaf ergreifen und in ihren himmlischen Schaafstall treiben; die Hände kreuzend über das antichristliche Thun und Treiben neuer weltlicher Wissenschaft, warten sie regungslos, bis der Herr mit dem Schwert drein schlage, damit sie in Zufrie-

denheit und Ruhe ihre ewigen Palmen einnehmen können. Ferner die unter dem Namen der Obscuranten bekannte, welche alle Kraft anstrengen mit feinster Combination, theils um den unrechtlichsten, empörendsten Einfluß über die von ihnen beherrschte Menge nicht zu verlieren, theils um Interesse weiterer verbündeter Kreise die Zeit überhaupt nicht neu, die Menschheit nicht mündig werden zu lassen. Solche treten gegnerisch theils im Mantel der heiligsten Frömmigkeit auf, theils mit Gewaltthätigkeit und offener Mißhandlung, theils mit Spott, mit Gelehrsamkeit und scheinbarem edlem Streben für die Menschheit. Ihr Interesse namentlich ist es, keine Wissenschaft entstehen zu lassen, aber ihr Schicksal ist das verdiente der Verachtung und Wirkungslosigkeit.

Noch andern, wie z. B. die, welche eine Wissenschaft der Leineweberkunst u. drgl. schreiben, die 1/4 und 1/2 gebildeten äussern Interesse für die Wissenschaft. Ausgestattet mit dem allgemeinen Anstrich der Zeit, welcher mit einigen allgemeinen Phrasen in zwei Minuten zu haben ist, machen sie sich es zum Stolze, für die Wissenschaft zu leben, d. h. wie sie sagen, wissenschaftlich gebildet zu seyn, oder das und jenes gelesen zu haben, über Vieles sprechen zu können, von Allem auch einen Hieb zu haben, wie man sagt, — die encyclopädisch Gebildeten. Ihre Wissenschaft holen sie in den Zeitungsnachrichten, in den Journalen, in den Recensionen, in den Museen und gesellschaftlichen Cirkeln, und wo sie stehen und

gehen, hallen die Lüfte wieder von dem Lob und der Kritik der neuen Wissenschaft — auf ihren Lippen schweben die Namen aller vier großen deutschen Philosophen, ja sie können vielleicht noch die Anhänger jedes einzelnen angeben; sie thun sich etwas zu gut darauf, nicht mehr altgläubig zu seyn, den Zweifel und Kampf des Gemüths und Gedankens, von dem sie so viel hören, durchgemacht, den universellen Standpunkt erstiegen zu haben, von dem es gleich weit zu Gott und zur Welt sey. Sie wollen keine Pantheisten seyn, aber es freut sie, so gescholten zu werden.

Viel absprechender ist eine andere Gattung, jene, welche alles schon mit der Muttermilch eingesogen haben, welche beiläufig und gelegenheitlich gebildet, sich keine weitere Mühe nehmen, da ihr aufgeblähtes Herz jede Annäherung verschmäht, — welche wirklich mit einigem Talent beglückt, auch im Stande, eine schnelle augenblickliche Uebersicht zu gewinnen, in der Totalanschauung auch das Einzelne zu haben meinen, oder, weil sie das Allgemeinste wissen, vom Einzelnen nichts zu wissen würdigen: das sind jene Genialen, die Alles ganz natürlich zum Voraus weg haben, die brutalen Richter der Heroen der Menschheit, immer schwanger mit Planen eigener That, immer den Blick auf das große Bild geheftet, welches die Zukunft von ihnen zeichnen wird, aber ebenso immer thatlos, bis sie, über sich selbst unzufrieden und mürrisch, ihre Laune an jeder Erscheinung, die ihnen begegnet, auslassen.

Im wahren Interesse der Wissenschaft und Philosophie handeln die, welche darin arbeiten. Wenn es der Charakter unserer Philosophie ist, System und Universalität zu seyn, so ist es nicht die mannigfache subjective Auffassungsweise, die geniale Combination, die Eigenthümlichkeit, die wir zu berücksichtigen haben; und so sehr dieses der hervorstechende Charakter unserer Zeit seyn soll, so wäre sie dadurch dennoch nicht so merkwürdig, als sie es durch ihre Objectivität ist. Dadurch ist der tausendjährige Wahn, als ob ein System das andere widerlege, und das widerlegte somit als das aufgehobene, falsche zu betrachten, als ob die Philosophie blos ein Kreislauf, gleichsam ein Tummelplatz von Systemen sey, in deren keinem man sicher wohnen könne, und ohne Furcht, durch ein neues erschüttert zu werden, endlich als nichtig und als die Nichtphilosophie erkannt. Gerade unsere Zeit hat es zum Grundsatz, bei dem System nicht das Individuum, sondern die Sache, den objectiven Gedanken in seiner Vermittlung, also in der Losgetrenntheit von der Vergangenheit und dem Uebergang in die Zukunft zu betrachten. Es handelt sich nicht um das Aufzählen einzelner Systeme ihrer Reihenfolge nach, als ob jedes blos Produkt einer willkührlichen Entschließung wäre, einmal anders als der Andere zu philosophiren, durch Paradoxien Aufsehen zu erregen. Die Einheit aller Systeme in ihrem letzten Grunde zu erkennen, ist Aufgabe. Nicht das Zufällige der Entstehung, der nothwendige innere

Zusammenhang aller, die selbstthätige Entwicklung des Geistes, welcher durch sie alle schreitet, wie von Stufe zu Stufe, die Erfassung und Begreifung aller Systeme in ihrer Wahrheit, also die Vernünftigkeit, die Systematik der Geschichte ist die Aufgabe, die höchste Allgemeinheit der denkenden Betrachtung, die Einheit des sich in tausend Richtungen zertheilenden Geistes, die Einsicht, in dem Besonderen das Allgemeine, in dem Allgemeinen das Besondere zu erkennen, in der einzelnen Form das Zeugniß des Geistes, wie in dem größten welthistorischen Typus zu finden. Es ist der höchste Stolz, aber auch die größte Arbeit des Geistes, sich ewig nur als Einen zu erkennen in mannigfacher Entwicklung, sich nicht stets zu widerlegen, sondern jeden einzelnen Punkt als Moment seiner Allheit festzuhalten, sich in seiner Universalität und Allseitigkeit anzuschauen und heimisch zu seyn in allen seinen Gebieten, sie mögen durch Zeiten oder durch Formen von einander abliegen. Es ist dies seine höchste Arbeit, denn eine Arbeit ist es, aus seiner Einseitigkeit hervorzutreten und seine ganze geschichtliche Entwicklung sich selbstthätig zu reproduciren. Es ist die erhabene Arbeit unserer Tage, von dem freien Standpunkte der Geschichte aus der Bildung und Fortschreitung der Philosophie nachzugehen, in die entferntesten einzelnsten Momente einzudringen, sie in ihrer Beziehung aufs Ganze zu würdigen und durch solche geschichtliche Mühe um die Vergangenheit die Achtung, die Anerkennung derselben aus-

zusprechen, das Bewußtseyn, die Vergangenheit als ewige Gegenwart festzuhalten, ist unwillkührlich zum allgemeinen geworden.

Leicht wird es, in der Einseitigkeit der Geschichtsforschung, aus Liebe zu dem Geschehenen nichts mehr geschehen zu lassen, keine Gegenwart zu sehen, das Jetzt vor dem Damals zu vergessen, blos reproductiv, nicht productiv zu seyn. In der That, wir sehen die Alterthumsforscher, die Philologen großentheils dieser Einseitigkeit dahingegeben. Das blendende Bild der alten Welt hat sie für die ihre blind gemacht, und die Eigenthümlichkeit der Alten bewundernd haben sie und sehen gegenüber von jener keine, oder nur eine verkümmerte. Anders in der Philosophie. Man erkennt die Nothwendigkeit aller philosophischen Mittelglieder von Thales an. Die reiche Saat ist aufgegangen und prangt nun in herrlichen Früchten. Uns gehört der Gewinn Aller. Ihr Eigenthum ist das unsere worden, aber nicht durch ihr Verdienst, durch unser eigenes Verdienst muß es das unsere werden. Wir müssen es wagen zu denken: Der Gedanke macht uns zu Genossen und Theilnehmern desselben Guts. Es sind Jahrhunderte verflossen, bis man zu dieser Einsicht gekommen ist. Der Vorrath hat sich nach und nach angehäuft, der Geist wurde in seiner freien Thätigkeit dadurch niedergedrückt. Philosophie wurde ein phlegmatisches Stoppellesen, der Geist verstummte in den dürren Formen, es war

keine Bewegung vorwärts, es war nur Bewegung im Kreise herum. Philosophie wurde ein langweiliges Genörgel, ein armseliges Getrödel. Eine Menge fader, schlechter Beweise, philosophischer Redensarten, ein gehaltloses Gerippe gab man dafür. Es konnte nicht besser werden, als durch völlige Vernichtung solcher Waare. Man mußte alles verlieren, um wieder alles zu gewinnen. Kant hat jenen ganzen Maschinenzug stocken gemacht, aufgelöst und einen Theil um den andern zernichtet.

Unsere Sache kann es hier nicht seyn, eine stetige Entwicklung der Philosophie von Kant anzugeben, und bemerken im Allgemeinsten, daß die Erzählung, wie es in der Philosophie seit Kant, sich geändert, umgestaltet, fortgebildet hat, Hauptthema der Zeit wurde.

Auf der einen Seite ist die Geschichte der Philosophie, die genetische Entwicklung aller Richtungen der menschlichen Vernunft, als wissenschaftlicher von Thales an, nach den Quellen und von allen Standpunkten aus, also theils höchst einseitig, theils von dem höchst allgemeinen Standpunkt der Geschichte aus, also auf eine höchst unparteiische freisinnige Weise, — Haupt- und Lieblingsthema der Zeit geworden; — auf der andern Seite ist die durch Kant proclamirte Autonomie der Vernunft, welche als kritische nicht nur sich selbst mit scharf schneidendem Messer untersuchte, sondern auch als höchster Richterstuhl, jeder Autorität hohnsprechend, die ganze

alte Vorstellungsweise umstoßend — Princip geworden und also der Satz: was nicht Selbstüberzeugung dem Gemüthe als Wahrheit prädicirt, absolut als nichtig zu verwerfen, sey es nun durch äußere Macht der geschichtlichen Autorität, oder durch die innere des unkritischen Glaubens geheiligt, — auf eine Weise ausgesprochen, daß in dem so fort begonnenen Kampfe nur das auf einige Sicherheit der Existenz rechnen konnte, was sich in dem nun zu bestehenden Feuer der Prüfung zu halten im Stande war. Der Zweifel war geboren, aber man wollte nicht zweifeln, doch der Zweifel ließ sich nicht bannen, so wenig als sein Gleichreim, und hatte man einmal den ersten, so hatte man auch den zweiten, d. h. kaum war die Vernunft in ihre Rechte eingesetzt, welche äußerlich darin bestehen, zu zweifeln, besser zu wissen, anderes zu behaupten, und hierauf stolz zu seyn, — als sie auch als teuflisch, abgöttisch, pantheistisch, und was man der Art Worte erfinden konnte, verschrieen ward. Man mußte an keinen Gott glauben, wenn man anders sprach, als im Catechismus stand, man war Pantheist, weil man, den Begriff des Absoluten entwickelnd, im Einen, Ewigen, Göttlichen allein Realität hatte, man mußte aller Moral Hohn sprechen, weil man in dem neuen Systeme der Wissenschaft keine Regeln, Rathschläge und Gesetze fürs Handeln fand, die doch in jedem Kinderfreund standen. Kurz, weil die Wissenschaft als Wissenschaft sich von der gemeinen Spießbürger=

lichkeit lossagte, war sie es, die alles Unheil der Welt brachte, und wer dieser sich entschieden annahm, der Orthodoxe, der Moralische, der Gefühlvolle — Ihm fiel die Welt als Eigenthum anheim, wenn er mit süßem Geseufz jene bekämpfte, auf das sanfte Herz alle Wahrheit reducirte, an das Gemüth des Pöbels appellirte, und zuletzt mit dem hochstrebenden sokratischen Resultat sein Werk krönte: „Er wisse nichts.“ Womit er sich freilich das Urtheil sprach, denn es handelte sich gerade ums Wissen, nicht ums Nichtwissen. Mit diesem Schlagworte, das besonders auch die Θεο-λογοι gebrauchten, bezeichnen sie, daß man keine Wissenschaft wolle. Mit solchen zarten Herzensgeständnissen und Versicherungen kommt man nun eben nicht weit, und dem Verstand ist es gleichgültig, ob man ihn verrufe oder nicht. Die Bahn war einmal eröffnet, also ging er darauf fort, und das à corps perdu, was mehr Herz und Interesse verräth, als die löbliche sittige Conversationstheorie des Herzens.

Kampf gegen die Wissenschaft ist daher ein Hauptmerkmal des Jahrhunderts; aber ebenso der ungehemmte Fortgang und der Sieg der Wissenschaft.

Auf der einen Seite der zwei kämpfenden Reihen steht Kant oben an, auf der andern Jakobi, jener an der Spitze der geistigen Idealphilosophie, dieser an der des plattesten Realismus; dort wird mit der Vernunft philosophirt, hier mit dem gemeinen Verstande, dort lösen sich also die Gegensätze in ihrer

höhern Einheit, hier gibt es blos Alternativen — Entweder, Oder, ein Drittes gibt es nicht. Es gibt ein Drittes, sagt die Philosophie, und dieses Dritte ist die Einheit jener Zwei.

Wenn Kant nur den ersten Schritt zu dieser Entwicklung that, so ist dies immerhin etwas Anderes, als wenn Jene immer auf der alten Stelle sitzen bleiben und es nicht weiter bringen. Aber hier folgte auf Kant Fichte, der, das Ideelle als das Reelle erfassend, in dem Ich des Menschen des Lebens sprudelnde Quelle sah, und hauptsächlich auf die Form und Methode des Denkens aufmerksam machte; dann Schelling, der Versöhner der Natur mit dem Geiste, der die Philosophie aus der Endlichkeit in die Ewigkeit führte; dann Hegel, verschrieen bei Jenen als Zerstörer aller Geschichte, den ganzen Reichthum aller Philosophie umfassend und in seiner Form meisternd. Wir brauchen hier den Charakter, die innere Tiefe dieser Systeme nicht zu entwickeln, da wir blos bei dem Allgemeinsten der Zeit, als Erscheinung, stehen bleiben. Die Behauptungen derer aber, daß diese Philosophien, und namentlich die letzte, nichts als Silbenstechereien, abstrakte Redeformen ohne Inhalt, aufgeblasene Phantome und dergleichen seyen, daß die Hauptsachen, und besonders die moralische praktische Seite, fehlen, wie z. B. in Hegels ganzer Encyclopädie der Abschnitt über Unsterblichkeit der Seele weggelassen sey u. s. w., gehören denen an,

welche auf der Gegenseite entweder keinen Verstand, oder nicht mehr, als sie selber haben, voraussetzen.

Abgesehen aber von allen Gegensätzen in der Philosophie, und was man immerhin darunter verstehe, so ist jetzt doch die Ancilla zur Domina geworden, und somit überall und durchaus das Princip ausgesprochen, anerkannt und geltend gemacht, welches aller Philosophie zu Grunde liegt. Man kann sich ihrer nimmer erwehren, man will es auch nicht, im Gegentheil, man will nur durch sie sehen und urtheilen, und was vor ihrem Gerichtshofe nicht anerkannt wird, das bleibt auch machtlos. In allen Wissenschaften ist zuerst eine philosophische Grundlage verlangt, und die Philosophie wird daher als Gemeingut aller Wissenschaften, ja als Grund und Basis derselben geehrt, was schon dadurch ersichtlich wird, daß man in allen Zweigen des Lebens zuerst nach der Theorie fragt und auch der rein praktische Mensch sich mit der Theorie auszugleichen hat. Von unendlichem Werthe ist dies bei der Naturwissenschaft geworden, was auch die unserem Jahrhundert erst angehörende Naturphilosophie im allgemeinsten Sinne des Worts erweist. Man hatte die Natur mit dem Geiste zu versöhnen, den Geist der Natur, den Geist in der Natur zu finden, zu entwickeln, — und so hatte man keine mechanische todte Natur mehr, sondern eine belebte, seelenvolle, was sich schon bei Kant durch die dynamische Naturansicht kund gab. Von gleichem Werthe war dies bei der Geschichte. Man hatte nicht nur

die äussere Verknüpfung, die Zeitreihe, man hatte die innere Quelle der Geschichte, das Princip derselben, ihre ewigen Grundsätze, nach denen sie sich entwickelt, zu erkennen und zu begreifen. — Von gleich hoher Bedeutung war dieses für die Theologie, welche als Wissenschaft endlich erwachte und Religionswissenschaft wurde. Sie konnte am wenigsten gleichgültig gegen die Philosophie seyn, da beide denselben Gegenstand gemeinschaftlich haben, hier handelte es sich um die höchsten Interessen, um die größten Verhältnisse, dem der Kirche zur Wissenschaft, zum Staat, des Glaubens zum Wissen, der Offenbarung zur Vernunft, der Geschichte zur Speculation, des Christlichen zum Philosophischen. Nirgends war das Princip des Jahrhunderts, am alten Glauben zu zweifeln, diesen selbstständig im Gedanken und Bewußtseyn zu gewinnen, frei zu seyn von allen Fesseln, auf Alles hin es zu wagen, in der Kritik, der Prüfung, der eigenen Bildung, Construction, der öffentlichen Aufdeckung alter Schwächen, der Schaffung des hellsten, klarsten Lichtes mehr sichtbar, als in der Theologie. Aber nirgends hatte man auch mehr aufzuräumen, als hier, nirgends einen härtern Kampf zu bestehen. Seit es erlaubt war, über Sachen des Glaubens frei zu denken, den Zweifel offen auszusprechen, ohne, wenn man auch verketzert wurde, verbrannt zu werden, seit man in der Theologie nicht blos Formeln lernte und betete, sondern philosophirte, seitdem haben wir eine neue Dogmatik, neue Exegese, neue

Kirchengeschichte, und nach und nach auch eine Dogmengeschichte. Der Theologe darf nun nicht nur gelehrt und gläubig seyn, er muß auch Philosoph seyn, d. h. er muß endlich seyn, was er seyn soll, der um den Glauben Wissende. Dieses Wissen ist aber nicht jenes alte scholastische, einen Gegenstand in todten, abstracten Formeln hin- und herdrehend, wobei das Gemüth keine Nahrung, der Glaube keine Stärkung, die Vernunft keine Anerkennung findet, sondern das in den Gegenstand eindringende, in ihm aufgehende objective Wissen, — der reiche, formlos glitzernde Gehalt des Gemüths zum bestimmten Bewußtseyn erhoben, mit sich selbst versöhnt.

So sehr die anfängliche Richtung des Jahrhunderts von der Religion und ihrer Wissenschaft abging, weil mit ihrer alten Gestalt, wie wir sie ererbt haben, die Vernunft sich am wenigsten versöhnen konnte und die Zeit eine philosophische hieß, so sehr ist nun die Arbeit des Zeitgeistes aufs Theologische gewendet, seitdem die innere Nöthigung, des Menschen Höchstes nicht achtlos auf die Seite zu setzen, in dem tiefern Bewußtseyn lebendig wurde, und der lange Zeit stolze Sohn zum Vater zurückkehrte, der Mensch Gott wieder suchte, und dieß so sehr, daß die Zeit nun mit vollem Rechte die theologisch-philosophische heißt.

Das Verhältniß der Kirche zum Staate konnte nicht wahr bestimmt werden, wenn jener Begriff nicht in der Wissenschaft gewonnen und erörtert war,

daher es gar nicht zu verwundern ist, wenn sie von dem unkirchlichen Zeitalter verachtet, und nur vom Standpunkte der geschichtlichen Erscheinung aus in ihren despotischen Anmaaßungen, Verirrungen, Thorheiten und Abgeschmacktheiten betrachtet wurde, nicht zu verwundern, wenn das kirchliche Leben dürr und blüthelos blieb, wenn das, was seinen Gehalt und Kern ausmacht, leer und faul war, wenn aus den partikularistischen kirchlichen Formen in die weiten Hallen des Weltbürgerthums geflüchtet wurde, und von dieser hohen Idee aus kleinlich auf eine die Seligkeit nur an einzelne Formen bindende und somit unchristlich gewordene Religion gesehen wurde: diese Verachtung hatte die Theologie selbst verschuldet. Als Wissenschaft war sie entschlafen, und hatte also kein Leben mehr, weil keine Kraft und Macht. Die römische Kirche hatte zwar aufgehört, als Macht zu existiren, die Welt war zu weltlich geworden, Theologie hatte sie keine, konnte sie keine haben. Die Protestanten klebten demüthig am alten Buchstaben, und wollten keinen Geist in sich einlassen. Somit konnte die Welt, die eine geistige geworden war, sich wenig um sie bekümmern, um so mehr, da von Seiten der Theologen ein steter Kampf mit den Fortschritten des Geistes unterhalten wurde. Jene verketzerten diese, diese verhöhnten jene; Versöhnung konnte nur erfolgen, wenn jene sich aus ihrer Starrheit aufrafften und diesen entgegenkamen. Ein kirchliches Leben konnte nur dann wieder entstehen, wenn

die alten Formen abgebrochen wurden, wenn die Kirche nicht als Mumie bestehen, sondern lebendig als freie Tochter des Geistes dem Geiste wieder huldigte, d. h. seine Fortschritte nicht abwies, sondern nützte, und sich in die neue Welt herein arbeitete. Aber wie sollte das geschehen, ohne das Alte preiszugeben? Dadurch, daß man auf das Wesen drang, und Einzelnheiten, welche lange fürs Wesen galten, abwarf. So warf sich alle Sorge auf die Kritik. Man schälte los und exegesirte, bis man die paar Sätze als Wesen der christlichen Religion fand, welchen man sonst huldigte. Man rationalisirte, erklärte die Thatsachen, man entfernte nur, aber kam nicht weiter, man zweifelte am Glauben, aber man wußte auch weiter Nichts, man war mit Einem Worte Rationalist.

Gegen das verzehrende Feuer dieser Prüfung entstand natürlich der heftigste Kampf. Ein Extrem hat das andere hervorgerufen. War man auf der einen Seite zu gläubig, so war man auf der andern zu zweiflerisch. Man hielt wohl die Endpunkte, die Gegensätze fest: aber den gemeinschaftlichen Mittelpunkt verlor man aus dem Gesichte. Daher keine Aussicht zur Einigung. Dieß ist der berühmte Streit des Rationalismus mit dem Supranaturalismus, deren Friedenscongreß in unsere jüngsten Tage fällt, noch sehr unruhig ist, weil zu viele Interessen zu befriedigen sind, für die, welche in den Gegensätzen befangen sind, ein heftiger Stein des Anstoßes, für

die Höhergebildeten aber ein ernstes, freudiges Geschäft. Die Sache ist diese: Die Kirche hat ihre ausgesprochenen Bekenntnisse, und die Frage ist: haben diese jetzt noch gesetzgeberischen, normativen Werth, oder blos geschichtlichen? Die, welche jenes behaupten, mögen zusehen, wie sie mit der Entwicklung des Menschengeistes von Stufe zu Stufe zurechtkommen, und werden gefragt, ob sie hier allein stehen bleiben wollen; die, welche dieses behaupten, haben zu zeigen, was dann als kirchlich-normatives Bekenntniß anzusehen sey. Man verwies einfach auf die Bibel. Aber nun folgt die Frage: Wie halten wir es mit der Bibel? Verschiedenheit des Verständnisses, ungestörte Annahme aller Worte, Thaten und Wunder als wirklicher, und wiederum allegorische, mythische, philologische, philosophische Deutungen trübten die Einheit. Hier ward der menschlichen Vernunft jedes Recht abgesprochen, dort ihre Autonomie proclamirt; hier die Offenbarung eine wundervolle, unmittelbar in Einem geschichtlichen Akte vollbrachte, dort durch die Vernunft vermittelte, und von der Vernunft entwickelte. Hier weiß der Mensch Nichts, kann Nichts wissen, und ist ewig an die Eröffnungen der Bibel gewiesen, das Beste kommt erst späterhin jenseits, — alles Wissen ist Jenseits. Dort weiß die Vernunft die praktischen Regeln der Moral, aber sonst Nichts weiter, und sie ist in der Hauptsache ebenfalls blind. Der Supernaturalist weiß nicht und will nicht wissen; der Rationalist will

wissen, und weiß nicht: denn Gott und das Wissen von Gott ist doch nur allein das wahre Wissen, — allein dieser ist ein ferner, jenseitiger, unaussprechbarer, unerreichbarer. Der Supernaturalismus ist also die Negative der Wissenschaft, der Rationalismus die Anerkennung und Anstrebung derselben, aber er ist blose Form, er bringt es nicht über das Raisonniren hinaus: denn sein Wissen ist dem Seyn ganz fremd, das ihm transcendent bleibt. Der Supernaturalismus haftet an dem ihm gegebenen Unmittelbaren, der Rationalismus zweifelt daran, da er es nicht zum Wissen bringt, die Wissenschaft ist aber nicht der Zweifel, sondern der Begriff. Die Wissenschaft will das Gegebene begreifen. Dagegen verwahrt sich der Supernaturalismus aufs feierlichste, und der blos formelle Verstand des Rationalismus kann das Materielle der Wissenschaft nicht begreifen. Jener schreit über Verdrehungen, über menschlichen Hochmuth, sich ans Göttliche zu wagen, Gott wissen zu wollen, dieser über Sophistereien, — beide nicht wissend, daß nicht der menschliche Geist es ist, der weiß, sondern der göttliche Geist, der sich in dem Menschen weiß, daß dies Wissen nicht ein menschliches Wissen des Göttlichen, sondern ein Wissen des Geistes um den Geist, ein göttliches Wissen Gottes ist. Sie haben beide Recht: der Supranaturalismus, daß der Mensch nicht weiß, der Rationalismus, daß man wissen müsse; aber Unrecht, der Supranaturalismus, daß er, da er doch

als das allein Wahre im Menschen den göttlichen Geist anerkennt, diesen doch nicht zum Bewußtseyn seiner kommen läßt, der Rationalismus, daß der göttliche Geist im Menschen überhaupt nur als menschlicher, nicht als göttlicher sey.

Zwar will der Supranaturalismus und Rationalismus wissenschaftlich seyn; — will er sich aber darüber ausweisen, so zeigt sich die ganze Schwäche solcher Wissenschaft. Denn es ist das Princip der Wissenschaft, nicht einseitig zu seyn, alle Stufen des Bewußtseyns als solche für sich in ihrer Wahrheit zu erkennen, also den Gegensatz nicht gegen sich zu haben und auszuschließen, sondern unter sich zu haben, und für einen beschränktern Gesichtskreis als nothwendig anzuerkennen. Hier aber setzt sich der eine dem andern entgegen, und schließt den andern absolut aus. Gegen die speculative Wissenschaft aber ziehen sie beide als gegen den frechsten Hochmuth los, und sprechen ihr sogar die Redlichkeit ab. Weil sie hier aufgehoben sind in ihrem Fürsichseyn, weil hier der Gehalt des Supranaturalismus in ganz anderer Form erscheint, so hält er ihn für ganz verflüchtigt. Die Speculation will aber seinen Gehalt nicht vernichten oder aufheben, sondern ihn vermitteln und in den höchsten Beziehungen vernunftmäßig entwickeln. Jener dagegen will nichts von dieser Vermittlung, er will bei dem unmittelbaren Festhalten seines Gegenstandes beharren; er will nicht in ihn eindringen, sein Inneres nicht herauskehren, um das Wesen zu

erkennen, er will nur andächtig ihn bewahren, ohne Eins mit ihm, sich in ihm, und ihn in sich zu schauen. Die Speculation ist nicht feindselig gegen die andern Erkenntnißweisen, sondern die Wahrheit derselben, denn für sich sind sie unwahr.

In dem rege gewordenen Bedürfniß des Geistes, sich selbst zu begreifen, bei dem allgemein erwachten Bedürfniß der Speculation und bei der Anerkennung derselben in jeder Beziehung kann es nun höchst gleichgültig seyn, ob von denen, die aus ihrem unmittelbaren Wissen nicht hinaus wollen, dagegen angekämpft wird. Merkwürdig ist es denn aber doch, daß diese die Frechheit haben konnten, den Kampf aus einem wissenschaftlichen in einen kirchlich-politischen zu verwandeln. Ueberzeugt, auf wissenschaftlichem Felde der schwächere Theil zu seyn, suchten sie politische Waffen der Absetzung, Excommunication, und legten hiemit ihren ganzen herrschsüchtigen lieblosen Egoismus an den Tag.

Die Theologie ist bedingt von der Kirche, und sie ist das Bewußtseyn der Kirche im Begriffe gefaßt. Die Dogmatik ist die Wissenschaft hievon, in der Verschiedenheit ihres Begriffs concentrirt sich daher auch der Streit über Kirche, kirchlich-religiöses Bewußtseyn. Dieses haben wir noch darzulegen. Es sind drei Wege, auf welchen jetzt eine Dogmatik denkbar ist: 1) der biblisch-kirchlich orthodoxe, 2) der rationalistische, 3) der speculative. Alle drei sind mehr oder minder häufig betreten.

Der erste ist der, welcher noch am meisten mit der alten Weise der theologischen Wissenschaft zusammenhängt. Man fängt kritisch an, und explicirt di Resultate der Bibelforschung, über die Aechtheit, Glaubwürdigkeit der heiligen Bücher, aus sogenannten innern und äußern Gründen, beweist dann aus den h. Büchern selbst die Inspiration der Apostel, und ist man so überzeugt, daß alles, was in der Bibel steht, unmittelbar von Gottes Geist dictirt wurde, so geht man an das Systematisiren des Inhalts. Das Princip ist sonach die Exegese, der Grundsatz: was in der Bibel steht, ist wahr. Die Sätze werden in der nackten Einfachheit zusammengestellt, wie sie in der populären Sprache der Apostel aufgezeichnet sind; die Hauptsache ist, sie zu beherzigen, mit ihnen zufrieden zu seyn, nicht weiter zu verlangen, an ihnen nicht zu zweifeln, und was man nicht versteht, nicht begreifen zu wollen, sondern als einstweiliges Mysterium hoch und heilig zu halten, das erst in der Ewigkeit, welche nach dem Tode anbricht, sich aufhellen werde. Die Vernunft ist die regulative, d. h. sie hat das erhabene Geschäft, jene Sätze ordentlich zusammenzustellen, darf es aber ja nicht wagen, in sie einzudringen, weil dieses menschliche Vermessenheit wäre. Die ganze Wissenschaft wird hier zur Exegese, und der Mensch blos receptiv. Wir sind in Beziehung auf religiöse Erkenntniß lediglich an die Bibel gewiesen, man vergißt aber, daß die Art, wie man die Bibel auffaßt, eine mensch=

liche ist, und daß was man hiebei als Ausbeute gewinnt, menschliche That ist. Raisonniren darf man darüber nicht, man muß gläubig annehmen, denn das Raisonniren verkümmert den Inhalt, über den es raisonnirt, weil es ihn wendet und dreht, in ihn einzugehen sucht, und seine verschiedenen Beziehungen auffaßt. Hier ist die Dogmatik ein Aggregat von neutestamentlichen Stellen, Erklärungen und Zusammenstellungen derselben, und wird eine gelehrte Masse, um so mehr, je mehr man es für Pflicht hält, jede verschiedene Auffassungsweise anzuführen, zu widerlegen oder zu berichten, die Christlichkeit derselben zu prüfen u. s. w. Ob sich das Bewußtseyn sträube, darauf kommt es nicht an. Es muß, mag es wollen oder nicht, sich dem Exegeten unterwerfen.

Die zweite Art ist die rationalistische, welche, was sie findet, nicht blos gläubig annimmt, sondern prüft, und so es ihrem Verstandesgesetze nicht entspricht, als Wahrheit und Lehre verwirft, aus Achtung aber vor den Religionsurkunden vernünftig erklärt. Diese Dogmatik hat zum voraus ihre Resultate in ihrer Vernunft, welcher Vernunft Aussprüche in verklärtem Grade sie in der Bibel findet, — daher was in der Bibel steht und ihr widerstreitet, nicht vernünftig, für uns keinen Werth mehr hat, und dem kindischen Zeitalter der Abfassung zu verzeihen ist. Wir sind über manches aufgeklärt, was jene noch glaubten, z. B. daß es keine Wunder geben kann, daß Gott keine Versöhnung will, daß

der jüdische Anthropomorphismus sich bis ins neue Testament herab verbreitet, daß wir moralische Wesen sind und moralischen Werth gewinnen sollen, daß es ein absolutes Sittengesetz gibt, dem wir uns unbedingt unterwerfen müssen, — daß übrigens in der Bibel nichts steht, was nicht auch die Vernunft wüßte, daß die Lehre der Bibel nur eine höhere Ausbildung der praktischen Vernunft ist. Hier ist die Dogmatik die Lehre der praktischen Vernunft, erörtert nach dem neuen Testament, dessen Prüfung fortlaufend gegeben wird. Der Streit beider Ansichten geht darüber, was in der Bibel stehe; jene behaupten, das stehe darin, was nicht in der Vernunft, diese, das was in der Vernunft; dort erscheint das menschliche Bewußtseyn als ein durchaus verdorbenes, hier als ein ächtes und wahres, und hiemit bildet diese zweite Art formell den Uebergang zur dritten, nämlich der *speculativen* Dogmatik, deren Grundsatz: nicht weil etwas in der Bibel steht, ist es wahr, sondern weil es wahr ist, steht es in der Bibel, — ihr Wesen ausspricht. Es heißt dies, daß die Religion nicht von außen exegetisch gelernt wird, sondern daß sie die innere That des Bewußtseyns ist. Die Religionswissenschaft ist also nicht die äußerliche Art des kritisch-exegetischen Sammelns oder Raisonnirens über das historisch Gegebene, sondern das religiöse Bewußtseyn in seiner Beziehung auf Gott entwickelt und begriffen. Hier sind der Wege zwei, auf welchen die Dogmatik gebaut wird,

der Schleiermachersche und Hegelsche, welche Eins in den Resultaten und dem Geiste, in der Methode sich trennen. Dort wird das christliche Bewußtseyn, wie es dermalen ist, unabhängig von dem äußeren historischen Grunde, in seinem Wesen betrachtet und durch seine Momente und Gegensätze durchgeführt; hier als auf dem Standpunkte der höchsten Speculation nach seinem ewigen Wesen begriffen, und im Gedanken, als der höchsten wahren Weise der Erkenntniß, gefaßt. Dort ist das christliche Bewußtseyn nach seinen einfachen Grundbestimmungen im Zusammenhange dargelegt, hier als in der Wissenschaft begriffen. Gemeinschaftlich ist also beiden, daß die christliche Dogmatik nicht aus historischem Apparate mechanisch construirt, sondern organisch als höchste innerste Frucht des Lebens gedacht wird; daß die Wissenschaft nicht eine auswendig gelernte, blos historische, sondern eine aus dem christlichen Leben ewig neu aufblühende, ihrem Wesen nach ewige, und über einzelne Zeitbestimmungen und Erscheinungen der Ansicht erhabene ist. Das Wesen der Religion beruht nicht auf den h. Büchern, sondern auf dem Geiste, welcher als menschlicher nur insoferne Wahrheit hat, als er im Göttlichen und aus dem Göttlichen ist; das Wesen der Religionswissenschaft, d. h. der Dogmatik, nicht darin, ein Repertorium der Bibelstellen und der verschiedenen Ansichten zu seyn, sondern den ewigen Geist der Wahrheit zu besitzen, von göttlichem Geiste beseelt zu seyn, und in

dieser Gewißheit die äußerliche Stütze der Kritik und Exegese entbehren zu dürfen, keine Beweise für ihre Christlichkeit und Wahrheit zu bedürfen, sondern in sich selbst den absoluten Erweis ihrer selbst zu haben. Wie dieß dort der Fall ist in dem unmittelbaren christlichen Selbstbewußtseyn, so hier in der absoluten Bedingung ihrer als Wissenschaft, aus Gott zu seyn, nur in Gott zu denken, welche beide Arten sich nicht ausschließen, sondern sich theils zur Voraussetzung, theils zur nothwendigen Folge haben.

So hat die Wissenschaft auch der Kirche, von der sie lange verschmäht war, ihre Würde wieder vindicirt, und den rein protestantischen Begriff von derselben als einen innern, geistigen, an einzelne Formen nicht gebundenen, sondern im Geiste lebendigen verklärt; sie, die Wissenschaft, hat auch dem kirchlichen Leben wieder Wärme gegeben, und ruft Blüthe um Blüthe wieder in ihr hervor; um so wichtiger ist es auch, von diesem Standpunkt aus einen flüchtigen Blick auf die katholische Kirche zu werfen. Der Stabilitätsbegriff der katholischen Kirche, ein Produkt alter anderer Zeiten, war in jetziger Zeit nicht mehr im Stande, seine materiellen Forderungen zu befriedigen, und es ist dieß nach dem Bisherigen weder zu erklären, noch zu beweisen. Seine Anmaßung, über dem Staat zu stehen, konnte in einer Zeit, wo die Lehre vom Staat philosophisch erörtert war, nicht fort bestehen; — Die Kirche kann nur als innere geistige Macht Eine seyn, als äußere

wird sie mannigfaltig und partikularisirt sich; als solche äußere und partikularistische ist sie nothwendig dem Staate untergeordnet, denn es können zwei und mehr in Einem Staate seyn, ja es müssen sich da, wo auch nur Eine ist, mehrere bilden lassen, also ist sie auch hier untergeordnet. Die Verwaltung der Kirche, als äußere, ist daher vom Staat abhängig, und die Furcht vor dem daraus entstehenden Nachtheil für die Kirche, ist eine ungegründete, da alle, welche im Begriffe des Staates eingeschlossen sind, auch einer Kirche angehören, die Beeinträchtigung der Kirche von Seiten des Staats eine Beeinträchtigung seiner selbst wäre.

Hatte so die katholische Kirche ihre äußere Macht verloren, so mußte sie sich in ihr Inneres zurückziehen, und da zeigte es sich, daß sie nur äußerlich gewesen war, und nun, wenn sie auch ein inneres Leben haben wollte, von vorn anfangen mußte. Es ging damit gleichzeitig der totale Verfall des kirchlichen Lebens, welches regenerirt werden sollte, an welcher Arbeit eben die jetzige Zeit begriffen ist. Jetzt erst fängt sie an, sich wissenschaftlich zu rechtfertigen, aber indem sie es thut, handelt sie gegen sich selbst, weil eine große Masse Nichtsinns, welcher als das Wesen der katholischen Kirche so lange gegolten hat, abgeschnitten werden mußte; sie wird also eine wesentlich andere, aber sie will das nicht gestehen, weil sie sonst den Begriff ihrer selbst aufhebt. Ob sie es gestehe, oder nicht, ob sie ihr Ver-

fahren gut meinend gemüthlich vertheidigt, oder auf Schleichwegen hinterlistig und sophistisch, — wenn nur die Reformation und Regeneration fortgeht, und die Wissenschaft in ihr selbst Wurzel faßt. Wenn dasjenige, was im Leben bereits lächerlich gemacht und verworfen ist, endlich auch durch die Wissenschaft fällt, wie es denn nicht anders geschehen kann, so muß die gemüthliche Verklärung des Katholicismus auch eine verständige werden. Seine Reformation hat das Leben verlangt, die Wissenschaft vollführt sie, wie die Wissenschaft überhaupt die vernünftige Erfassung des vernünftigen Lebens ist. Dieses aber hat nicht nur in der Wissenschaft seine Darstellung, sondern auch in der Kunst.

Wenn unser Jahrhundert das juridische, das philosophische, das theologische genannt worden ist, weil man geglaubt hat, Eine einzelne dieser Richtungen sey die vorherrschende, in der That aber, weil jede gleich vorherrschend war, — so nennt man es gewöhnlicher noch das ästhetische. Die schöne Welt wird täglich größer, und zählt Glieder unter allen Ständen, niedern und hohen; ihre Grenzen sind so unermeßlich weit und unbestimmt, daß man fast nie mit Sicherheit und Recht den ausschließen, jenen darein zählen kann. Mit der Bildung und Aufklärung der Zeit, mit der Wissenschaft wollte auch der Geschmack an schönen Dingen aller Gattung gleichen Schritt halten, und was die Extension betrifft, so hat er hier allem andern den Weg abgelaufen. Denn

es ist der schönen Welt mit der schönen Kunst so gar ernst, daß sie meint, es äußerlich bezeugen und bethätigen zu müssen. Man sollte freilich meinen, das tiefe Gemüth, in dessen Schoos die Kunst ihre Wurzel und ihr ewiges Leben hat, habe weniger Theil an diesem schönen, immer nur nach außen gehenden Treiben. Eine solche Erklärung würde aber selbst die Leineweber, welche andächtig neben andern Handwerkern ihre Stimme in dem Festgesange der Liederkränze und Liedertafeln erdonnern lassen, schwitzend und keuchend die seit der Schulzeit vergessenen Noten durchorgeln, beleidigen, geschweige die Leute feinerer Natur, die täglich ein poetisches Produkt in den Morgen- und Abendblättern, oder gar in hiezu eingerichteten poetischen Versammlungen der Welt vordeklamiren. Allein wir können unsere Meinung um so weniger zurücknehmen, je mehr wir die durchaus schöne Form dieser Poesien im Verhältniß zum Inhalt betrachten. Denn einen solchen finden wir, es ehrlich zu gestehen, fast nirgends, nirgends den Regenstrom, der aus Felsen stürzt und donnernd durch die Abgründe wogt, nirgends fast den Adlerfittig, der über Welten und Zeiten hinweg auf die ewigen Höhen sonnenheller Himmel führt, und die Seele in Himmelsaether getaucht, beschwingt der Erde zurückgibt, nirgends den Zorn und Muth des Genius, der trotzig aus den Banden stürmt und weltbewältigend des Geistes Allmacht ahnt; — aber eine süßliche Erinnerungs-Tiraden-Masse, Vergiß-

meinnicht und Liebeständeleien, und alles dieß gestreut als Moos= und Rasenbank in die von Schmerz durchkreuzten Novellen= und Romanenschilderungen. Die fürchterliche Fruchtbarkeit der schönen Welt und Kunst läßt ja selbst auf die geringe Tiefe derselben schließen, die Leichtigkeit zu produciren und zu reüssiren auf die Gleichgültigkeit des Geschmacks und die Kernlosigkeit der Machwerke.

Das Bedürfniß, schön unterhalten zu werden, so sehr es auf der einen Seite den Mangel an ernster Beschäftigung verräth, denn die Unterhaltung will nur die Ausfüllung des müßigen Augenblicks mit Augenblicklichem, so sehr zeugt es auf der andern Seite wieder für die Geistigkeit unserer Zeit, welche nicht den Genuß des Sinnlichen an und für sich würdigt, sondern ihn mit zarter, melancholischer Gemüthlichkeit gewürzt verlangt, und unter dieser Hülle der Sinnlichkeit Genuß schaamhaft verbergen zu müssen glaubt. Aus der Unterhaltungslektüre dürfen wir daher auf die Sittlichkeit und die Bildung der Lesewelt schließen, — und hier sogleich bemerken, daß wir keine Spieß und Cramer, keine Räuber= und Ritterromane und Schauerlichkeiten mehr ausgehängt finden, sondern daß, wie alles historisch bei uns werden mußte, auch der Roman und die Unterhaltungsliteratur an der Historie wieder Leben gewann, woraus W. Scott, seine Anbetung und Nachahmung, zu erklären ist. Das Liebesgeseufz und Gejammer, die im Feuer aller erdenklichen Trübsal

geprüfte Treue und Unschuld, das hirngespenstische Hin- und Hertaumeln auf einer Region, die allen Planeten angehören mochte und der Erde nicht, mußte eine Zeit anekeln, welche unter wirklichen Erfahrungen herangereift, das wirkliche Leben, welches so schwierig, so unfaßlich geworden war, und zugleich so unendliche Schätze enthüllt hatte, zu begreifen streben mußte; die Welt kam nicht mehr aus dem Hirn der Poeten, sondern die Poeten aus dem Leben und der Welt, und darum wurde der Roman auch wieder lebendig; am lebendigsten, am wahrsten und tiefsten in England und Deutschland, am wenigsten in Frankreich, weil man da noch die Romanen liebte. Mit diesem richtigen, historischen Sinn des Jahrhunderts hauptsächlich hängt auch die Sammlung aller plastischen und malerischen Meisterstücke zusammen, welche uns Griechenland, Italien, Deutschland, Frankreich seit Jahrhunderten boten. Wenn du die Pracht und Herrlichkeit der Hauptstädte Europens durchwandert hast, so trittst du noch in den Saal der Künste, wo ein Himmel von Schönheit und Größe den Adel des Geschlechts in hellenischer Grazie umstrahlend sich majestätisch über dir wölbt.

Mit diesem historischen Sinn hängt es zusammen, daß die poetischen Blumen aller Nationen, von Indien bis Prag, und aus dem kraftsinnigen Norden in unserm üppigen Garten gepflanzt und gehegt werden. Sonst hatte man blos Ossian! daß das Mittelalter seine verschlossenen Schätze öffnet, und seine

trauten, jugendlichen Rosenblätter dem späten, ernstgewordenen Geschlecht zum innigen Genuß reicht. Ob hier auch der Streit antik und romantisch-gesinnter sich entzündet, die Poesie, der Genius ist an den Streit der kämpfenden Partheien nicht geknüpft, und schafft und denkt und singt in Freiheit, zeugend von dem innern reichen Leben. Von diesem großen, reichen Leben zeugten sie, um die der Sänger ungezählte Menge sich bewegt, die ewig glühenden Sterne des Jahrhunderts, die deutschen Sänger und Byron.

Wenn sie aus dem alten Gängelbande den Genius befreit, und in immer neuer schöner Form den ewigen Gedanken verjüngt, wie sie mit der Mündigkeit auch den ganzen vollen Besitz der Natur und des Geists dem Geschlecht geschenkt haben, so fällt auch überm Rhein die alte kalte Form, und der neue Geist verschafft sich neue Formen, und wenn den Lyrikern, denen vergönnt ist, ihren Dichterkranz in unsere Geschichte zu flechten, nur das Princip des Jahrhunderts, die Freiheit, der Adel des Menschengeschlechts, der dornen- und rosenreiche Kampf des unser Jahrhundert organisirenden Weltgeists die Saiten in die Hand gab, so ist es eben dieser Genius, welcher auch das Drama belebt, das, wenn es bis jetzt auch tief stand, doch Schiller und Byron als große Anticipation besitzt, und nach geschichtlicher Analogie immer nur die Frucht großer Geschichtlichkeit und der Freiheit ist. Was wir auch jetzt

schon als Drama besitzen, das hat seinen das Jahrhundert gewinnenden Werth nur in der Unendlichkeit, mit welcher es die menschliche Kraft und Freiheit in ihrer Subjektivität umgürtet; — und ob Ballet und Tanz in greller Papageyen-Uniform den Sinn ergözt, — der Genius fordert seine Gaben, die er, wenn nicht auf der Bühne, dramatisch und objektiv genug, in der Völker großem Drama hat, das uns rings umschauert, und das die Kunst und Poesie mit neuem Leben tränken wird.

Darstellung der jüngsten Begebenheiten im Canton Basel.

(Fortsetzung.)

Errichtung der ersten Freiheitsbäume.

Schon oben ist Erwähnung geschehen, daß im Laufe der Woche vor dem Großen Rath, an mehreren Orten die Aufstellung von Freiheitsbäumen versucht worden sey, welche aber noch von den Gemeinde-Behörden verhindert oder unterdrückt werden konnte.

Allein in der Nacht vom 4. auf den 5. (Samstag und Sonntag) 14 Tage nachher, nachdem es zuerst an dem gleichen Tage im Freiamt und im Frickthal, und 8 Tage nachher, nachdem es zu Dornach bewerk-

stelligt worden war, stunden auch im Canton Basel schon deren drei, und zwar in Sissach, Aesch und Mönchenstein, den Wohnorten Martins, Blaarers und Kummlers, Hauptanführer der Bewegungen, denen andere bald nachfolgten.

In Aesch führte der Freiheitsbaum die Inschrift: „Freiheit oder Tod," und ward von der Militzmannschaft bewacht, welche fortan nur den Blaarern gehorchte und dem Willen der Gemeinds-Beamten keine Rechnung mehr trug, ja wohl gar dem Ortsvorsteher die Fenster einzuwerfen für gut fand.

In Sissach stunden 10 Männer mit gezogenem Säbel vor dem Baume, und nöthigten am Tage der Großraths-Sitzung einem dahin eilenden Mitgliede der Landschaft eines der am 1. December beschlossenen Rundschreiben auf, um dasselbe an Ort und Stelle vorzutragen. Dem Statthalter zu Trotz, der den ersten Baum wegschaffen lassen, war sogleich ein zweiter aufgerichtet worden; und in Mönchenstein, wo der Statthalter des Untern Bezirks den gleichen Befehl ausführen wollte, erging es nicht besser. Es entstand sogleich nach Fällung desselben ein förmlicher Auflauf, worin ein Mann verwundet, der Oberbeamte nicht thätlich oder wörtlich mißhandelt wurde, wobei aber dennoch die Erbitterung nicht zu verkennen war. Den andern Tag wurde ein gleicher in dem Dorfe Muttenz errichtet, woran freilich nur zwei Familienväter Antheil nahmen, jedoch aber aufs

Neue das Ansehen der Regierung mißkannt wurde. Man begnügte sich hier nicht blos mit der Aufstellung der eidgenossischen Fahne, welche überall an die Stelle der nicht mehr in Ansehen stehenden helvetischen Dreifarben getreten war, sondern man pflanzte noch ein Gewehr und ein Schwert zugleich mit auf, welches eine drohende Stellung andeuten ließ.

In andern Orten kämpfte noch der Wille der entgegengesetzten Theile der Bürgerschaft. In Itigen gelang es dem Gemeinderath noch einmal, die Aufstellung zu verhindern, sogar den bereits aufgestellten Freiheitsbaum wegschaffen zu lassen, aber bald stund wieder ein neuer daselbst. —

In Liestal waren am 8. früh die jungen Leute nicht mehr zurückzuhalten. Es zogen eine Menge in den Wald und stellten mehrere auf, welche auch sogleich von bewaffneter Milizmannschaft bewacht wurden. In dem großen Dorfe Pratteln, zwischen Liestal und Muttenz gelegen, ward 2 Tage darauf ebenfalls ein Freiheitsbaum aufgestellt, und der Schullehrer, welcher abgemahnt hatte, auf eine solche Weise bedroht, daß er, mit Hinterlassung all des Seinigen, in die Stadt flüchten mußte. Auf die gleiche Weise wurden im Lauf der Woche in noch etlichen Gemeinden dergleichen Bäume errichtet, welche hernach auch stehen blieben. Seit dem Schluß der Großraths-Sitzung machte jedoch dies Beispiel keine weitern Fortschritte und beschränkte sich, wie schon oben bemerkt worden

ist, nur auf etwa 10 Gemeinden *), welche bis zur Zeit der neuen Großraths-Sitzung die einzigen blieben. Alsdann trat aber oft das entgegengesetzte Verhältniß ein.

Wo nur solche Freiheitsbäume errichtet waren, hatten sie jedoch bereits auf das Volk den gehörigen Eindruck zu machen nicht verfehlen können. Kommen ohnehin im gewöhnlichen Leben einer kleinen Gemeinde wenig Abwechslungen vor, so mußte ein so seltenes Ereigniß, wie die Errichtung dieser Bäume war, mit allen damit verbundenen Feierlichkeiten und Trinkgelagen (wozu bei allen Einwohnern des Orts gesammelt wurde), die Wirthe und die Dorfjugend aufs Höchste für die Sache eingenommen werden. Es hatten nun alle ein beständiges Sinnbild vor Augen, welches sie unaufhörlich ermahnte, in den Gesinnun-

*) Selbst in Gutzwillers Heimathsort Therwil wurde bis zu dem Augenblicke, wo er sich öffentlich aussprach, keiner errichtet, indem er, wie bemerkt, sich immerfort öffentlich den Anschein gab, als ob er den Bewegungen durchaus fremd geblieben wäre. Er wollte blos am Ende durch den unwiderstehlichen Willen des Volks an seine Stelle versetzt worden seyn, wobei jedoch immer zu erörtern bleibt, wie es ihm dann auch wohl gelingen mochte, den unwiderstehlichen Willen des von jeher regsamen Volks von Therwil so gut im Zaume halten zu können, wenn er nicht von Anfang der Bewegung an von demselben Volke als derjenige betrachtet worden wäre, der Alles geleitet habe.

gen zu beharren, und welches eben deswegen, weil keine Obrigkeit es wegzuschaffen wagte, nach und nach auch einen guten, ja den größern Theil der noch schwankenden Einwohner zu den gleichen Grundsätzen hinzog und das auch auf benachbarte Gemeinden allmählig einwirkte.

Die Hauptstifter der Bewegungen, welche ihr Vorhaben gegen die Stadt hatten aufgeben müssen, erhielten in eben diesen Freiheitsbäumen einen reichlichen Ersatz dafür, indem sie nicht nur über die Zahl ihrer Anhänger sich mehrere Gewißheit verschafften, sondern diese noch vermehrt sahen und für künftige Gelegenheiten benützen konnten. Sie hielten daher vor der Hand nicht nur am rathsamsten, es einstweilen bei diesem bewenden zu lassen und Allem, was ihre Plane vor der geeigneten Zeit verrathen mochte, vorzubeugen, sondern sich auch einstweilen dem Willen der Regierung, in dem, was sie persönlich anging, zu fügen, um den Schein der Gesetzlichkeit noch beizubehalten. Deßwegen fanden sich auch alle, welche wegen dem Umlaufschreiben vom 1. December vor die Behörden geladen waren, richtig ein, indem sie sich noch immer in der Stellung glaubten, woran man ihnen noch nichts anhaben konnte. Sie stellten sich als solche dar, welche blos deshalb Einfluß auf das Volk zu haben suchten, um dasselbe vor Ungebührlichem abzuhalten, und läugneten alles Fernere, weil die Beweise gegen sie nur von ihren eigenen Anhängern hätten erhoben werden können, und waren blos

einigermaßen in Verlegenheit, wie sie den Ausdruck am Ende des Schreibens „von der Souveränität des Volks Gebrauch zu machen," auf eine Art auslegen könnten, der nicht von nachtheiligen Folgen für sie seyn würde *).

Sie verfielen am Ende darauf, ihn dahin zu deuten, daß das Volk von seinem Wahlrecht Gebrauch machen, d. h. bei Handhabung seines Wahlrechts derjenigen Großräthe gedenken werde, welche seinem Willen nicht entsprechen würden. Obgleich diese Ausflucht etwas gesucht schien, und die Verhörten gegen die Beamten bereits einen solchen Ton annahmen **),

---

*) Der Unterzeichner des Rundschreibens, J. Hch. Plattner Sohn von Liestal, Fabrikant im niedern Schönthal, bat sich hierüber den Rath Gutzwillers aus: „Da nun einmal die Sachen sich also, wie Sie selbst wissen, verhalten, daher noch richterliche Entscheidung kann in Anwendung gebracht werden, so ersuche ich Sie, mir Ihre Ansichten mitzutheilen, wie und mit welchem Sinn diese Schlußworte könnten beantwortet werden, damit sie gesetzlich von keinen nachtheiligen Folgen seyen. Diese Ansichten werde ich für mich und Namens der Commission alsdann gehörigen Orts anzuwenden wissen, ohne Ihre Person im geringsten in Berührung zu bringen. Sorgen Sie jedoch dafür, daß in jedem Fall im Großen Rath die Amnestie ausdrücklich ausgesprochen werde." — So stunden schon damals (Anfangs December) die Sachen!

**) Derselbe leuchtet am Ueberzeugendsten aus einer Vertheidigungsschrift hervor, welche Kummler, ei-

der zu andern Zeiten kaum ungeahndet geblieben wäre, so wurde, eben weil sich in der Großraths-Woche die Zeiten so ziemlich verändert hatten, dennoch von der Regierung der Sache keine weitere Folge gegeben. Unter solchen Umständen wurde

Der Große Rath am 6. December Morgens 9 Uhr eröffnet.

Gutzwiller, dessen weitaussehende Plane durch die getroffenen Anstalten zwar eine Störung erhalten hatten, der sie aber nie aufzugeben gewohnt war, hielt gleich Anfangs der Sitzung eine Rede, worin er erklärte, daß der Große Rath unmöglich frei berathen könne, wenn die ausserordentlichen militärischen Maaßregeln nicht alsobald abgestellt würden. Er erwartete, daß man ihm vielfach beistimme, allein es erhob sich Niemand zu seinen Gunsten, im Gegentheil mußte er harte Entgegnungen und von seinen eigenen Freun-

---

nes der Haupttriebräder von Allem, dem aber damals noch viel daran gelegen seyn mußte, in den Augen des Publikums sich aufrecht zu erhalten, damals durch den Druck bekannt zu machen für gut fand. Es ist darin von bestimmten Klagen die Rede, die er wegen Verläumdungen bei dem Richter bereits anhängig gemacht habe; allein dies war weder damals noch später geschehen, obschon er vor Errichtung der provisorischen Regierung noch einen vollen Monat Zeit dazu hatte.

Unmöglich können Leute, die öffentlich so etwas durchaus Unwahres zu behaupten wagen, auf öffentliche Achtung Anspruch machen.

den Abmahnungen vernehmen. Man sprach sich unzweideutig darüber aus, daß, statt daß die militärischen Maaßnahmen als ein Eingriff in die freie Berathung des Großen Raths betrachtet werden könnten, dieselben im Gegentheil vor dem Einfluß von Volkszudrang geschützt werden müßten. Es erfolgte eine lange Erörterung, in welcher selbst freigesinnte Landgroßräthe die getroffenen Maaßregeln in Schutz nahmen und die damit endigte, daß Gutzwiller seinen Antrag zurückzog und die Verhandlungen über die Tagesgeschäfte ihren Anfang nehmen konnten. Er entfernte sich aus der Versammlung, ohne daß ihm Jemand folgte, und eilte auf Umwegen, um Kummler aufzusuchen, der eben aus dem Verhöre kam. Er unterredete sich mit diesem und Blaarer und ging von da zu Snell. Kummler aber begab sich wieder ins Sundgau, von da in die Stadt zurück, wo er sich sehr unvorsichtig äusserte und deswegen fast verhaftet worden wäre, wenn er nicht vor Thorschluß dieselbe verlassen hätte. Gegen Gutzwiller herrschte in der Stadt eine heftige Erbitterung. Man drohte ihn zu mißhandeln, er durfte es kaum wagen, bei Nacht auszugehen. Selbst die Landgroßräthe, die endlich am Abend ihre Zusammenkunft hielten, verließen ihn zum größern Theile; viele waren schon zum Voraus damit zufrieden, wenn ihnen die Hälfte der Volksvertretung zugesichert würde. Der Gedanke an einen Verfassungsrath, der in einer Versammlung beschlossen worden, an welcher ihnen keine Theilnahme

eingeräumt gewesen war, mochte bei ihnen (vielleicht schon deshalb) nicht sehr viele Anhänger mehr zählen, wenn ihn auch schon Einzelne mit großem Eifer zu unterstützen suchten.

Ueberhaupt fingen die meisten an einzusehen, daß ihr eigenes Interesse zu sehr an dasjenige der Gesetzlichkeit geknüpft sey, um fernerhin an den Bewegungen Theil zu nehmen. Sie zogen sich daher von denselben zurück, wie es andere schon vorher gethan hatten, stunden aber von da an mit dem Volke derjenigen Gemeinden, welche der Bewegung gefolgt waren, ausser Zusammenhang, und waren bald ohne allen Einfluß auf dasselbe *). Dieses Wiederanschließen an die Sache der gesetzlichen Ordnung zeigte sich schon ziemlich auffallend in den folgenden Tagen, wo bereits die Nachrichten der Vorfälle im Aargau eingetroffen waren. Ausser Gutzwiller und mehreren Gleichgesinnten, welche dadurch kühner gemacht wurden, hatten dieselben sehr wenigen Einfluß auf die meisten Andern, als welche ihre Forderung keineswegs dadurch zu steigern versuchten. Eher wurde deswegen diejenige Partei in der Stadt, die bisher am wenigsten zur Veränderung geneigt war, zur Nachgiebigkeit bewogen **), welches der Beobachtungsgabe Gutzwillers nicht entgehen mochte.

---

*) Das heißt, wo sie nicht mit Gleichgesinnten zusammentrafen.

**) Es ist Thatsache, daß einige derjenigen, welche bisher am wenigsten von irgend einer Veränderung

Er gründete darauf neue Hoffnungen, um seine Plane durchsetzen zu können. Am 8. nahm er alle diejenigen Großräthe, auf welche er zu zählen glaubte, bei Seite, um sie gegen die neuen Vorschläge des Großen Raths einzunehmen. Einem jeden einzelnen stellte er vor, daß kein anderer der Landgroßräthe ihnen beitreten werde, ja er wagte es, wie schon früher bemerkt worden ist, aufs Neue von einer Verlassung des Großen Raths und von Errichtung einer provisorischen Regierung zu sprechen. Allein seine Bemühungen scheiterten schon an denjenigen, bei welchen er es am wenigsten erwartet hatte. Der im ganzen obern Landestheile sehr angesehene und einflußreiche Heinrich Strub, Senn im Reisen bei Läufelfingen, welcher sich mit vieler Wärme für den Verfassungsrath ausgesprochen hatte, und den man schon für gewonnen hielt, wies Gutzwillers Ansinnen mit ziemlicher Bestimmtheit zurück, so daß dieser es nicht mehr wagte, weitere Schritte zu versuchen. Zwar

---

hören wollten, und auf die ergriffenen Vertheidigungsanstalten pochend, ihre Sache schon so sehr gesichert glaubten, als ob man gar nicht mehr nachzugeben habe, gerade die ersten waren, welche auf diese Nachrichten hin in Angst geriethen und nunmehr gar noch mehr nachgaben, als die Mehrzahl der Landleute es nur gefordert hatte. So wahr ist es auch diesmal geworden, wie oft die Unnachgiebigkeit mit der Schwäche gepaart sey. —

suchte er allerdings noch im Großen Rathe den Gedanken des Verfassungsraths festzuhalten, aber er mußte wohl selbst einsehen, daß er hier, wenigstens vor der Hand, nicht mehr viel auszurichten im Stande seyn würde, weil ohnehin sein Ansehen bei so vielen Mitgliedern, eben wegen diesen Umtrieben, die man durchschaute, schon ziemlich gesunken war. Er stimmte daher selbst zu den Vorschlägen der Regierung, und wartete einen günstigen Augenblick ab, um sein eigentliches Vorhaben mit mehrerem Erfolg ausführen zu können. Er trachtete einstweilen, bei der Bearbeitung der neuen Verfassung so viel von seinen Meinungen geltend zu machen, als es sich bei den gegenwärtigen Umständen thun ließ, wozu ihm seine am 11. erfolgte Ernennung an die Verfassungs-Commission sehr zu statten kam. Diese würde nach dem, was da vorgegangen war, wohl schwerlich erfolgt seyn, wenn nicht noch gerade vorher eine während dem Großen Rath gegen ihn getroffene polizeiliche Maaßregel die allgemeine Aufmerksamkeit (ja man kann wohl sagen, bei allen, welche die Verhältnisse nicht kannten, eine wahre Theilnahme) für ihn erregt hätte. Diese Maaßregel war ursprünglich dazu bestimmt gewesen, das Publikum vor seinen Umtrieben sicher zu stellen, aber wegen der Art und Weise, wie sie ausgeführt wurde, mochte sie blos dazu dienen, ihn vorsichtiger zu machen, ihn und alle seine Anhänger in ihren Absichten zu bestärken, ihm sogar gegen alle Erwartung das verlorene Ansehen wieder

zu verschaffen, und dadurch gänzlich zu verhindern, daß man ihm auf irgend eine Art beikommen mochte *).

Der erste Tag des Großen-Rathes war außer der so eben angeführten Erörterung der Verlesung der zu behandelnden Gegenstände, so wie etlichen minder wichtigen Angelegenheiten gewidmet gewesen. Meh-

---

*) Es ist schon oben vielfältig davon Erwähnung geschehen, welche Umtriebe sich Gutzwiller und seine Genossen zum Behuf einer Einwirkung auf den Großen Rath schuldig gemacht haben.

Jedoch hatten außer denen, welche im Einverständniß waren, fast Niemand davon Kenntniß, und selbst die Polizei, welche ihre Wachsamkeit verdoppelte, war nur unvollkommen davon unterrichtet, jedoch immer hinreichend genug, um nach den ihr zustehenden gesetzlichen Verpflichtungen gegen die Aufwiegler einschreiten zu können.

Sey es nun, daß der Director der Polizei zu Basel, Oberst Wieland, dennoch keine genügende Beweggründe hatte, um wirklich einzuschreiten; sey es, daß er es nicht für rathsam fand, den Notar Gutzwiller, als Großrath, während der Großrathssitzung verhaften zu lassen, oder mögen noch andere Gründe hiebei obgewaltet haben; er ergriff einen andern Ausweg, indem er ihn blos warnen zu müssen glaubte. Diese Warnung fiel aber auf eine solche Weise aus, daß eher eine Drohung darin lag, welche nichts als Erbitterung und mehrere Vorsicht, niemals aber den gewünschten Zweck erreichen konnte. Er schrieb ihm nämlich am 9. eigenhändig und auf kennbare Art, aber doch nicht unterzeichnet, ein Billet, welches auf die Post ge-

rere Landgroßräthe hatten die an sie gerichteten Rundschreiben vorgelegt, aber gleichsam mehr, um sich gegen diejenigen, welche sie ihnen zugesandt, entledigt zu haben, als um eine förmliche Behandlung darüber zu fordern, welche auch nicht stattfand.

Ein von seiner Zunft kurz vor der Sitzung erwählter

---

than wurde und Gutzwiller erst am 10. zukam, und folgendermaßen lautete: „Herrn Notarius Gutzwiller. Die Umtriebe, deren elendes Werkzeug Ihr seyd, werden heute ihre Endschaft erreichen. Dieß zur Warnung, die Behörde wacht auf Euch! Basel den 9. December 1830."

Ein ähnliches erhielt Herr Professor Snell am gleichen Tage.

Gutzwiller wollte gerade in den Großen Rath gehen, als ihm solches zukam, und zeigte es daselbst überall herum. Jedermann erkannte die Schrift als diejenige des Herrn Polizeidirectors, aber zweifelte daran, daß er es geschrieben habe, indem man glaubte, daß es nachgemacht sey. Ein Rathsglied ließ Herrn W. holen, und fragte ihn darum; er weigerte sich aber, auf diesem Wege Rede und Antwort zu geben, und verlangte, daß Gutzwiller wegen allfälligen Nachfragen auf sein Bureau kommen solle, worauf sich derselbe an den Herrn Bürgermeister Frey wandte, um von Herrn W. auf genügende Art zu erfahren, ob er sich zu diesem Briefe bekenne, worauf er es in einer Abhörung auf der Canzlei wirklich zugab.

Sofort legte es Gutzwiller dahin aus, daß die Polizei ihn über sein Wirken im Großen Rath zu Rede stelle, besonders weil namentlich sein Be-

Großrath (Aebi von Muttenz), ein Mann von sehr mäßigen Gesinnungen, verweigerte die übliche Leistung des Eides auf die bestehende Verfassung, weil doch eine neue gemacht werden müsse, und nahm daraus einen Vorwand, sich zurückzuziehen, um auf diese Weise den vielen Anforderungen, welche die

---

tragen am 9. dazu Anlaß gegeben haben konnte, oder um auf dieß sein Betragen am 9. zu wirken und ihn einzuschüchtern.

Er wandte sich an den Kleinen Rath, welcher laut der bestehenden Verfassung als Anklagbehörde für diejenigen Gegenstände aufgestellt war, welche vor ein Criminalgericht gelangen müssen, und klagte den Polizeidirector Wieland des Mißbrauchs der Amtsgewalt an.

Allein die Sache ward unglücklicherweise verzogen und von Herrn Bürgermeister Wieland erst dann vorgenommen, als Herr Bürgermeister Frey zur Tagsatzung abgereiset war, und auch dann erst zu einer Zeit, wo nur sehr wenige Mitglieder sich in der Sitzung befanden, worauf mit 8 gegen 7 Stimmen erkannt wurde, daß G. in seinem Begehren abgewiesen sey, wegen allfälliger Beschimpfungen aber vor dem gewöhnlichen Richter seine Klage anbringen könne.

Gutzwiller klagte natürlich nicht, weil er sich durch alles dieses in vortheilhafter Stellung genug befand, um durch eine Klage noch etwas mehreres zu gewinnen, aber er rächte sich durch Einsendung von Zeitungsartikeln, die dem Rufe des Herrn Wieland bei weitem mehr geschadet haben, als jede Untersuchung vor dem Criminalgericht hätte

Wähler dieser bereits sehr schwierigen Gemeinde an ihn stellen mochten, auf einmal enthoben zu seyn.

Am 7. wurde der oben mitgetheilte Vorschlag der Regierung zur Revision der Verfassung behandelt. Während sechs Stunden nahmen über 50 Mitglieder das Wort, und mehrere ziemlich lange Aufsätze wurden abgelesen. Die Berathung hatte im Ganzen eine sehr würdige Haltung, obwohl es an freimüthigen Aeußerungen nicht fehlte, und die Ereignisse in den benachbarten und dem eigenen Canton eine ziemlich bewegte Stimmung verursacht hatten.

Die erstern wurden jedoch ohne Bitterkeit vorgebracht, und die letztern waren keineswegs geeignet gewesen, die Versammlung über die ihr obliegenden Pflichten im Geringsten einzuschüchtern. Es handelte sich um Aufstellung eines freiwilligen Vertrags zwischen Stadt und Land, über die Verhältnisse, auf welchen für alle Zukunft das ganze Gebäude der Verfassung beruhen sollte. Beide Theile gingen (mit Ausnahme der äußersten Meinungen) von der Ansicht aus, daß, wenn dieses Gebäude von Dauer seyn

---

thun können, eine Untersuchung, welche zu unterdrücken weder dem Interesse des Kleinen Raths, noch demjenigen des Polizeidirectors selbst Nutzen bringen konnte; indem sich dieser letztere durch das, was er von Gutzwiller wissen mußte, auf eine hinreichende Art, zwar nicht rücksichtlich der Weise, wohl aber rücksichtlich des Grundes der Warnung zu rechtfertigen vermocht hätte.

sollte, ein Jeder von seinen Ansprüchen etwas nachgeben müsse, und keine Parthei sich als Sieger, die andere als Besiegte ansehen dürfe. Die Erfahrung hatte nämlich allzu deutlich gelehrt, daß nur auf diesem Wege allein den mannigfachen Stürmen widerstanden werden könne, welche im Laufe der so bewegten Zeiten auch diese neuen Verfassungsarbeiten erreichen mochten, und selbst viele Landleute sahen wohl ein, daß man nur zu einem solchen Werke die Hand bieten müsse, welches auch bei ganz veränderten Umständen haltbar seyn würde.

Diese Rücksichten wären zwar in den wenigsten Cantonen statthaft gewesen, sie konnten nur in demjenigen zur Sprache kommen, der sich von jeher gleich geblieben ist, der im Jahr 1798 zuerst der Nachgiebigkeit für billige Forderungen das Wort gesprochen, im Jahr 1814, als er sich wieder im Besitz der Gewalt gesehen, von allen andern am wenigsten Mißbrauch davon gemacht hatte, der im Jahr 1824, als fast alle andern unbilligen Forderungen nachgaben, die Sache des Rechts zu verfechten im Stande gewesen war. Darum wurde ihnen aber auch Rechnung getragen, und alle folgenden Verhandlungen mochten von nun an nur auf dieser Grundlage der beiderseitigen Mäßigung fortgesetzt werden. — Nicht, daß auch noch in dieser und den folgenden Sitzungen sich sehr schroffe Gegenmeinungen fortwährend hätten hören lassen, indem noch immer mehrere glaubten, in fast gar nichts nachgeben, und andere,

alles begehren zu müssen; aber diese Meinungen stunden und blieben nur vereinzelt da, und die allgemeine Richtung der Verhandlung sprach sich allzudeutlich zur Vermittlung und Vermeidung beider äußern Meinungen aus, als daß dergleichen Aeußerungen noch mehr von bleibendem Einfluß hätten seyn können.*)

Es war jedoch jetzt hauptsächlich darum zu thun, auch die überall aufgeregten Gemüther des Volks, welches den Ausgang der Berathschlagungen seiner Gesetzgeber mit Ungeduld erwartete, auf eine wirksame Art beruhigen zu können. Der bisherige Vorschlag hatte gerade die entgegengesetzten Wirkungen verursacht. Deswegen fand man allgemein für rathsam, mit Beseitigung desselben so beförderlich als mögliche Hauptgrundsätze aufzustellen, auf welchen die ganze künftige Verfassung beruhen sollte, und es ward daher der Kleine Rath beauftragt, unverweilt zusammenzutreten, um diese Grundsätze zu berathen und auf künftigen Donnerstag (den 9.) sein Gutachten darüber vorzulegen.

---

*) Am meisten Eindruck machte an diesem Tage die Rede eines Großraths vom Lande, Herr Hauptmann Aenishänslin von Gelterkinden, welcher aufs Neue Worte der Versöhnung sprach, die allgemeinen Eingang fanden.

Diese Rede mußte noch am gleichen Tage, dem allgemeinen Verlangen gemäß, dem Druck übergeben werden.

Derselbe entsprach auch alsobald der an ihn gerichteten Einladung, und erließ zu gleicher Zeit durch seinen Präsidenten eine Einladung an alle Gemeinden, den Gang der Berathung ruhig abzuwarten und von allen fernern ungesetzlichen Schritten abzustehen. Es war hohe Zeit, indem die Ereignisse im benachbarten Aargau bereits schon sehr vielen Einfluß gewonnen hatten, und namentlich zu Liestal noch an demselben Abend, als die Landgroßräthe zurückkehrten (den 7.), wirklich eine bewaffnete Schaar zusammengetreten war, welche in der Meinung, Plattner sey verhaftet, denselben zu befreien suchen wollte, die aber der Bezirksstatthalter wieder von ihrem Vorhaben abzuschrecken im Stande war. Es fielen, wie oben erwähnt worden, auch noch andere Unordnungen vor *), die aber nach Bekanntmachung der Großrathsbeschlüsse des folgenden Tages ihr Ende erreichen konnten.

---

*) Wobei noch folgender Umstand zu erwähnen bleibt: Am 9., als der Oberamtmann von Rheinfelden nach Aarau in den Großen Rath berufen wurde, und wegen den Bewegungen im Fricktthal seinen Weg durch den Kanton Basel nehmen mußte, wollte derselbe in Sissach ankehren. Es erhob sich aber ein solcher Auflauf, daß kein Wirth es wagen durfte, ihn und seine Begleiter aufzunehmen, weßhalb solche in Privathäusern übernachten mußten. Auch erlaubte sich am folgenden Tage eine ganze Compagnie Frickthaler, die von der Besetzung von Aarau zurückkamen, über den Basler Boden nach ihrer Heimath zu marschiren.

Bei der Verhandlung des Kleinen Raths schwebte gleich von Anfang der Hauptgedanke vor, die Volksvertretung zwischen Stadt und Land in die Hälfte zu theilen *), und man stieß sich nur an der einen Schwierigkeit, wie solches geschehen solle. Die 90 bisherigen mittelbaren Wahlen, woran der Stadt zwei Drittel, dem Land ein Drittel zukamen, waren leicht zu beseitigen; man theilte sie in die Hälfte ab. Aber die Zunftwahlen boten einen ungleich schwerern Ausweg dar. Die Stadt hatte 15, das Land 34 Zünfte; jener stund es bisher zu, 30, diesem, 34 Mitglieder in den Großen Rath zu ernennen. Man hätte die Stadtzünfte auf 17 vermehren können, so würde die Sache ausgeglichen worden seyn. Allein gerade der vorher am wenigsten, jetzt am meisten nachgiebige Theil bestund auf dem angegebenen Verhältnisse, und da der Kleine Rath einstimmig seyn wollte, so verblieb man darauf. Dieses Uebergewicht von 4 Stimmen war an und für sich nicht wichtig, allein es gab neuen Raum zu Zwiespalt, indem viele Städter es bestritten, und die Landleute, welche früher dasselbe nicht einmal erwartet hatten, hierin nicht mehr nachgeben wollten.

Zunächst wurden aber, nach dem allgemeinen Wunsche (weit mehr noch der Städter, als des Landvolks),

---

*) Wie es auch nachher bei dem katholischen und protestantischen Theile der Cantone Aargau und St. Gallen geschehen ist.

die Abschaffung der Selbstergänzung und der Lebenslänglichkeit der Großen und Kleinen Rathsstellen angerathen, und, wie schon vorher, die Ernennung einer Commission zur Revision der Verfassung für gut gefunden, die Annahme ihrer Vorschläge durch den Großen Rath erforderlich erachtet, zugleich aber auch die Genehmigung der Verfassung durch das Volk als unerläßliche Bedingung ihrer Verbindlichkeit betrachtet.

Am 9. versammelte sich der Große Rath aufs Neue, um das Gutachten des Kleinen Raths in Behandlung zu ziehen. Dasselbe fand von Seite des Landes viel weniger Widerspruch, als von Seite einzelner städtischer Mitglieder, und zwar fast einzig wegen dem gerügten Verhältniß der 4 mehr zugestandenen Mitglieder, durch welche man den natürlichen Grundsatz der Gleichheit ganz ohne alle Noth zum Opfer gebracht sah, — und wegen der gänzlichen Abschaffung der mittelbaren Wahlen, welche ein Theil noch auf alle Art und Weise, selbst noch beim Abstimmen, gerettet wissen wollte. Indessen bewies eben diese Abstimmung dennoch die Geneigtheit, allem, was zum Frieden dienen mochte, zu willfahren, indem durch 111 gegen 22 diesen Grundsätzen beigestimmt wurde. Unter der Minderheit befand sich kein Landbürger. Die andern Vorschläge wurden ebenfalls mit entschiedener Mehrheit angenommen, mit Ausnahme desjenigen, welcher die bisherige Zahl

des Großen Raths unabänderlich auf 154 Mitglieder ausgesprochen wissen wollte *).

Es kam dann am folgenden Tage (am 10.) die Art und Weise, wie die Verfassungs-Revision zu berathen sey, welche am Montag beseitigt worden, aufs Neue an die Tagesordnung. Der Kleine Rath hatte angerathen, bei der Behandlung dieses Gutachtens, nach dem bisher im Reglement angenommenen Grundsatz, daß $^2/_3$ der Stimmen zur Annahme erforderlich seyen, zu verbleiben, allein es ward das einfache Mehr vorgezogen, und hierauf zur Behandlung des Gutachtens selbst geschritten. Auch hierin fand man für gut, wesentliche Abkürzungen zu treffen, und schritt hierauf zur Verhandlung über die Aufstellung einer Commission, welche die Gesammtrevission der Verfassung bearbeiten sollte. Anfangs hatte der Staatsrath vorgeschlagen, daß wenigstens der volle Drittheil aus Kleinen Rathsgliedern bestehen solle, wie dieß bisher bei allen vom Großen Rath erwählten Commissionen üblich gewesen war, allein auf die bei der Bürgerschaft laut gewordenen mißbilligenden Aeußerungen, war dieß wieder

*) Er ward mit nur geringer Mehrheit angenommen. Siehe übrigens das Ausführlichere über diese merkwürdige Großrathssitzung, deren Verhandlungen in einer Darstellung von Ereignissen und Thatsachen nur im Auszug gegeben werden können, im 5ten Band der Baslerischen Mittheilungen, Seite 682—4. S. 693—9.

aufgegeben worden. Andererseits hätten auch viele Bürger gewünscht, daß die Wahl frei aus der Bürgerschaft vorgenommen, oder daß doch wenigstens 6 Bürger, die nicht im Großen Rathe wären, zugezogen werden sollten. Es wurde aber durch die Mehrheit des Großen Raths selbst beliebt, nur Großräthe zu erwählen, und zwar wenigstens einen aus jedem der 5 Landbezirke. Die Wahl einer Commission von 15 Großräthen fand alsobald darauf Statt, und es wurde dieselbe, außer dem Präsidenten in der Person des Amts-Bürgermeisters Wieland, aus gleichviel Stadt- und Landbürgern zusammengesetzt. Als die Bestellung zu Ende war (es verzog sich damit bis Samstags den 11. December), machte ein Mitglied den Antrag, es möchte nun der Große Rath durch eine Proklamation nicht nur seine Beschlüsse und die Commissionswahl bekannt machen, sondern auch Vergessenheit über die bisher stattgehabten Unordnungen aussprechen, von fernern gesetzwidrigen Schritten abmahnen, und endlich jeden Bürger auffordern, seine etwaigen Vorschläge an die Commission einzureichen. Es ward dieß aber alles dem Kleinen Rath oder der Regierung selbst überlassen, welches auch der bisherigen Ordnung und Abtheilung der Geschäfte angemessen war.

Die Commission säumte nicht, sich unverweilt zu versammeln, und zur Einsendung von Bemerkungen aufzufordern, und der Kleine Rath beeilte sich gleichfalls, eine Art von Proklamation zu erlassen. Ver-

gessenheit wurde zwar darin nicht ausgesprochen, wohl aber, wie schon oben erwähnt war, die Untersuchung gegen alle bisher zu Verhör Gezogenen, mit der gewöhnlichen Formel, „es dabei bewenden zu lassen,“ gänzlich aufgegeben.

Alles dieß war jedoch weit entfernt gewesen, diejenigen, welche gehofft hatten, den Großen und Kleinen Rath an der Versammlung vom 6. December nach dem Beispiel der andern Cantone zur Nachgiebigkeit für ihre Forderungen zu bewegen, im geringsten zufrieden zu stellen. Machte zwar auf die Bekanntmachung des Großrathsbeschlusses hin, der Geist der Unzufriedenheit einstweilen keine weitern Fortschritte in solchen Gemeinden, wohin er früher nicht eingedrungen war, so konnte er doch keineswegs mehr in denjenigen Gemeinden, in welchen er sich bereits festgesetzt hatte, wieder entfernt werden, so sehr auch die Regierung die Statthalter zur Aufmerksamkeit aufzufordern suchte.

Die Freiheitsbäume blieben überall stehen, wo sie einmal aufgepflanzt waren, und konnten schon deßwegen, außer allen übrigen Sinnbildern und Erinnerungen, die mit ihnen verknüpft waren, als das wahre Kennzeichen derjenigen Gemeinden und Landesstriche betrachtet werden, in denen das Ansehen der Regierung fast ganz untergraben war. Außer in Muttenz und Mönchenstein *) kamen jedoch bis zum

*) Am 18. December hatte bei Gelegenheit der Abnahme der Fahne an dem Freiheitsbaume in Mut-

Neujahr keine bestimmtern Thatsachen mehr vor, welche eine besondere Aufmerksamkeit der Regierung auf sich zu ziehen im Fall gewesen wären. Allein es war schon genug, daß man in einer oder zwei Gemeinden, und noch dazu in einem so nahe bei der Stadt gelegenen Landesstriche, wirkliche Spuren

tenz eine Schlägerei Statt gefunden, in welche sich ein gewisser Joh. Hammel, Schreiner, und Löliger, Schlosser, welche erst kürzlich wegen ähnlichem gestraft wurden, und die schon längst durch ihr wüthendes Benehmen alles in Schrecken setzten, nicht zum besten ausgezeichnet hatten. Am gleichen Tage war auch ein Angestellter des Bezirksschreibers in Muttenz erschienen, um, wie es üblich war, die Vormundschafts-Rechnungen abzunehmen. Hammel, der sich so eben in Mösmers Wirthshause befand, bedrohte einen jeden, der eine Vogtsrechnung ablegen würde, so wie auch den Angestellten selbst, und benahm sich überhaupt auf gröbliche Weise. Als darauf dem Befehl der Regierung gemäß, der Bezirks-Statthalter zu zweien Malen nach Muttenz kommen wollte, um die Sache zu untersuchen, wurde ihm dieses von den Ortsvorgesetzten abgerathen, indem bei 30 Männer aus Mönchenstein und andern benachbarten Gemeinden sich anerboten hatten, dem Hammel zur Hülfe zu kommen. Er wurde hierauf in der Stadt zu erscheinen vorgeladen; er erschien aber nicht, worauf die Regierung ihn am 5. Januar ausschreiben ließ, aber wegen den darauf erfolgten Unruhen und seiner nachherigen Flucht bis zu Anfangs März gehindert wurde, dem Verhaftsbefehl Folge geben zu lassen.

von Ungehorsam hatte wahrnehmen müssen, und es wäre wirklich an der Zeit gewesen, etwas Wirksameres vorzunehmen, wenn nicht die bald darauf folgenden größern Bewegungen im ganzen Canton dieß von selbst unmöglich gemacht hätten, und wenn nicht früher schon für alles, was diesen Gegenstand betraf, eine gänzliche Unthätigkeit bei der Regierung vorgeherrscht hätte, welche von etlichen ihrer Beamten in den Landbezirken nicht nur getheilt, sondern durch strafbare Nachlässigkeit noch vermehrt wurde.

Es ist jedoch schon oben hinreichend auseinandergesetzt worden, welches die Verhältnisse der Regierung mit Stadt und Land, in Rücksicht auf allgemeine Sicherheitsmaaßregeln, während dem Monat December gewesen seyen. Es ließen sich dieselben am deutlichsten aus dem damals auf die Seite gelegten Antrage der Militärbehörden entnehmen, welcher dahin gegangen war, daß sämmtlichen Statthaltern anbefohlen werden sollte, „sich mit den Gemeinde-Vor„stehern zu berathen über die gehörigen Mittel zur „Ordnung, Wiederherstellung des gesunkenen Anse„hens der Beamten, Verhütung der Excesse und „dergleichen," ein Antrag, den man (weil gerade in der Woche, als er vorgebracht wurde, nichts Neues vorkam) als gar nicht mehr passend ansehen mochte. Es schien, als wenn dieselbe Gefahr, gegen die man sich zu Anfang des Monats so kräftig zu waffnen müssen glaubte, auf einmal ein Ende genommen habe.

Die ganze Aufmerksamkeit der Regierung, so wie auch des städtischen Publikums schien damals nur auf zwei Gegenstände gerichtet zu seyn, denen alle andern während der Zeit untergeordnet wurden, nämlich die Arbeiten der Verfassungs-Commission, und die Gerüchte von den Kriegsrüstungen der großen Mächte.

Der Einfluß der letztern auf die Fortdauer der Neutralität der Schweiz, war von sämmtlichen Cantonen sogleich in seiner ganzen Wichtigkeit anerkannt, und vom Vorort sowohl als von Genf und Appenzell Außer-Rhoden her, zu gleicher Zeit der Ruf zu der Versammlung einer außerordentlichen Tagsatzung vernommen worden.

Die Eröffnung dieser Tagsatzung sollte am 23. December, und zwar noch in dem dermaligen Vorort Bern, vor sich gehen.

Alle Stände, so wie auch Basel, beschäftigten sich von dem 9. an mit Abfassung der Vollmachten und Ernennung der Gesandten zu diesem Zwecke.

Das Einberufungsschreiben hatte drei wesentliche Gegenstände zur Erörterung angegeben, nämlich: die innere Lage des Vaterlandes, die Fortsetzung der Tagsatzung beim Wechsel des Vororts, und die Bewahrung der aufs Neue bedrohten schweizerischen Neutralität. Diese war eigentlich die Hauptursache der Zusammenberufung gewesen, und es wurde ihr auch billigerweise gleich Anfangs, und auch nachher die meiste Zeit der Berathung gewidmet. Es zeigte

sich jedoch auch bald, daß die andern Gegenstände nicht minder der Aufmerksamkeit würdig seyen, indem sie nur zu sehr das Interesse aller Partheien, welche die Schweiz zertheilten, in Anspruch genommen hatten.

Schon während der Zusammenberufung der Tagsatzung war dieses aufs deutlichste zum Vorschein gekommen.

Die den Veränderungen abgeneigten Regierungen, vor allem aus Bern, schienen das Ansehen einer Tagsatzung, welche das einzige gemeinsame Band der Schweizer war, dazu benutzen zu wollen, um so viel es sich immer noch thun ließ, gegen das Umsichgreifen des Uebels einschreiten zu können, — und derjenige Theil, welcher die Veränderungen begünstigte, glaubte in der Voraussetzung, daß manche Cantone in Kurzem seinen Grundsätzen beitreten, und folglich andere Vollmachten und andere Gesandten auf die Tagsatzung senden würden, in eben denselben gleichfalls das geeignete Mittel zu erblicken, um seinen Zwecken wirksamen Eingang zu verschaffen. Diese gingen, wie weiter oben schon hinlänglich auseinandergesetzt worden, auf nichts anderes, als der Verfassung aller Cantone nach gemeinsamen Grundsätzen, und zum Behuf einer einst aufzustellenden Central-Regierung umzugestalten. Dazu hätte die Achtung und das Ansehen, in welchem bei der Mehrzahl immer noch die Tagsatzung stand, mächtiglich mitwirken, und allen Widerstand vereiteln sollen.

Zugleich hoffte man auch durch eben eine solche Tagsatzung mit ganz veränderten Personen und Vollmachten, es noch dahin zu bringen, die schon längst gewünschte Veränderung der schweizerischen Bundes-Verfassung ausführen, oder wo möglich kräftig einleiten zu können. Zu dem Ende waren nicht nur in allen ihren weit verbreiteten Zeitungen zahlreiche Artikel erschienen, welche auf diese Veränderung hinzielten, und den Schriften der Partheimänner selbst zur Einleitung, zur Erläuterung und zur Bestätigung dienten, sondern es sprach sich auch sehr bald in den Entwürfen, welche den neuen Verfassungs-Räthen der verschiedenen Cantone vorgelegt wurden, allzu unzweideutig der Wunsch und das Begehren nach einer mehreren Vereinbarung der Schweiz aus, als daß über die wahre Ursache aller bisherigen Bewegungen in der Schweiz irgend ein Zweifel übrig geblieben wäre.

Zwar mochte dieß alles zur Zeit des Ausschreibens der Tagsatzung noch keinesweges durchdringen, und die Sachen hatten überhaupt noch keine solche Gestalt angenommen, als daß die entgegengesetzte Parthei ihr völliges Unterliegen hätte muthmaßen mögen. Allein schon während der Zeit, daß das vorörtliche Kreisschreiben behandelt wurde, mußte der ausschreibende Vorort in seinem eigenen Gebiete die Erfahrung machen, daß sich alles rasch einer Veränderung annähere, und als die Großen Räthe im Laufe des Decembers ihre Gesandten ernannten, so

war überall eine ziemlich veränderte Stimmung nicht mehr zu verkennen.

Bereits am 27. December, also keine 4 Tage nach der Eröffnung, wurde mit großer Stimmenmehrheit ausgesprochen, daß sich die Tagsatzung in die innern Angelegenheiten der Cantone nicht einmischen werde, und daß der Sitz von Bern nach Luzern, wie es die Reihefolge der Vororte mit sich brachte, verlegt werden sollte.

Schon diese Verlegung nach einem Canton, in welchem die neuen Grundsätze bereits Anwendung gefunden hatten, und welcher die eifrigsten Anhänger derselben unter seinen Mitbürgern zählte, hätte allein hingereicht, der Sache einen neuen Schwung zu verleihen, aber der ausgesprochene Grundsatz der Nichteinmischung mußte vollends einen jeden belehren, daß ein längerer Widerstand gegen die allgemeine Bewegung von keinen Folgen seyn würde.

Und wirklich kam es auch dahin, daß alle Cantone, welche nicht bereits schon eine demokratische Verfassung besaßen, dieselbe nach den Grundsätzen der Repräsentativ-Verfassung umwandeln mußten.

Basel glaubte dieß durch Aufstellung der Grundlagen vom 9. December, und Bearbeitung einer Verfassung nach derselben, schon vorher gethan zu haben, und ahndete keineswegs, daß noch mehrere Forderungen an dasselbe gestellt werden würden. Deßhalb stimmte es auch mit voller Ueberzeugung — indem Niemand in den Sinn kam, daß in kurzer Zeit die

auszusprechenden Grundsätze über die innern Verhältnisse gegen Basel selbst würden geltend gemacht werden können, — in dem außerordentlichen am 20. December versammelten Großen Rathe ebenfalls zu alle dem, was die andern Cantone darüber festzusetzen für gut fanden, und schloß sich im übrigen kräftig an alle Maaßregeln an, welche die gegenwärtige Lage des Vaterlandes nothwendig machen möchte.

Während alles dieses in der Schweiz vorging, war die aufgestellte Verfassungs-Commission der 15 Mitglieder auf alle Weise thätig gewesen. Sie hatte während 3 Wochen unausgesetzter Arbeit nicht nur die bestehende Verfassung einer gründlichen Revision aller ihrer Theile unterworfen, sondern auch dieselbe durch Aufnahme vieler noch mangelnder Bestimmungen der Vollständigkeit, und so viel an ihr lag, der Vervollkommnung zu nähern getrachtet.

Sie konnte daher auf die Großraths-Sitzung vom 3. Januar nicht nur einen vollständigen Verfassungs-Entwurf in etlichen 40 Artikeln, sondern auch eine Zahl von Ausführungsgesetzen vorlegen, welches alles bis dahin ebenfalls gedruckt mitgetheilt wurde. Der Entwurf war überdies so abgefaßt, daß er mit Recht als einer der freisinnigsten der Schweiz angesehen werden konnte, an welchem auch die Meistfordernden keine wesentlichen Mängel *) auszusetzen im Stande waren.

*) Dieselben wurden gleich von Anfang herausgehoben. Zum erstenmal geschah dies in einer bereits

Und dennoch mußte derselbe mehr als je irgend ein anderer der Gefahr unterliegen, von denjenigen, für die er bestimmt war, gänzlich mißkannt zu werden. Er war nicht von einem plötzlich gewählten Verfassungsrath, sondern von Männern vom Fach ausgearbeitet, und die Stellvertretung nach der Volkszahl fand sich darin nicht ausgesprochen; — dies war genug, daß er von allen denen, welche in diesem Wege allein alles Heil erwarteten, schon zum Voraus, ehe sie ihn nur gelesen hatten, verdammt, und das schon ohnehin genug bearbeitete Volk gegen ihn eingenommen wurde.

Mochte schon nach den heißen Tagen des Juli das französische Volk seine im Unglücksjahre 1814, wie in der Schweiz entstandene, von einem Monarchen ihm aufgedrungene Verfassung von denselben Kammern abändern lassen, welche unter dieser Verfassung erwählt worden waren, und die Erwählung einer neuen constituirenden Versammlung oder Verfassungsrath ganz unnöthig finden, wenn nur der Zweck einer guten Veränderung damit erzielt würde;

---

am Tage der Bekanntmachung des Verfassungsentwurfs ausgegebenen Schrift, welche übrigens dem Verdienste der Commission volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, betitelt: „Freimüthige Bemerkungen über den neuen Verfassungsentwurf,“ so wie nachher in mehreren Flugschriften, die hauptsächlich vor der Annahme der Verfassung zu Ende Februars ausgetheilt wurden.

mochten auch Tessin und sogar Solothurn ihre Verfassungen durch die bestehenden Großen Räthe ändern und annehmen und dann dem Volke zur Genehmigung vorlegen — und nach alle dem erst dann die Großen Räthe neu wählen lassen — mochte man alles dies ganz wohl mit den neuen Bewegungen verträglich finden — mochte Basel in demselben Jahr 1814 noch so sehr von dem Beispiele anderer Cantone abgewichen und aller Gewaltthat fremd geblieben seyn, und sogar im Jahr 1830, zwar nach etlichen Bedenklichkeiten, aber dennoch ohne allen Widerwillen zu Veränderungen, gerne seine Hand geboten haben; mochte sogar in andern Cantonen, wie Zürich und Solothurn, der Grundsatz der Stellvertretung nach der Volkszahl in noch viel größerm Grade unbeachtet geblieben seyn — dies kam Alles nicht mehr in Anschlag, so wie überhaupt bei Manchen alles Gefühl für Recht und Billigkeit wie verschwunden schien. — Der Wille einiger Menschen ging dahin, daß Basel sich dem Grundsatz, der in andern Cantonen gelungen war, ebenfalls fügen müsse, und mochte entstehen, was da wolle — Bürgerkrieg in einem Canton — oder in der ganzen Schweiz — dieser Wille mußte durchgesetzt und alle Mittel zu diesem Zweck, und wären sie sonst so verwerflich vorgekommen, als sie immer wollten, dazu in Bewegung gesetzt werden.

Der Feldzug in Afrika im Jahr 1830.

1.

Vorbereitungen zum Krieg. — Reise des Dauphin nach Toulon. — Abgang der Expedition. — Ueberfahrt. — Die Bai von Palma.

Die in Folge der Beleidigung des französischen Consuls in Algier von der Regierung befohlene Sperrung seiner Häfen dauerte bereits mehrere Jahre. Sie führte zu keinem Resultat und kostete den Schatz jährlich neun Millionen. Der Dey trotzte Frankreich und eine abermalige Beleidigung des Parlamentärschiffs erheischte eine schleunige und auffallende Bestrafung. Alle Gutdenkenden, denen die Nationalehre am Herzen lag, waren hierin einverstanden. Besonders dem mittägigen Frankreich war ein Feldzug willkommen, der seinem Handel so große Vortheile versprach. Auch reizte die Aussicht auf den Ruhm, der dabei zu gewinnen war. Mit einem Eifer ohne Gleichen drängte sich die Jugend in die Reihen des Heers, so daß man Officiere zurückweisen mußte, die als Gemeine dienen wollten. Mit Stolz und Hoffnung blickte die Nation auf diese Tapfern, und von allen Seiten wurden ihnen Ehrenbezeugungen zu Theil.

Kein gleicher Eifer für den Feldzug zeigte sich an=

fangs bei der Seearmee. Die Officiere verhehlten ihren Verdruß, dabei nur eine untergeordnete Rolle spielen zu müssen, keineswegs, und lange fand sich Keiner, der den Oberbefehl übernehmen wollte. Auch machte man auf die Gefahren und Schwierigkeiten einer Landung auf der immerwährenden Stürmen ausgesetzten Küste aufmerksam, eine Ansicht, die zwei der erfahrensten Officiere offen in der Pairskammer aussprachen. Sobald jedoch der Feldzug einmal beschlossen war, zeigten auch die Seeofficiere gleichen Eifer, mit dem Landheer die Gefahren desselben zu theilen.

Zu Anfang Aprils wurden die Kriegsrüstungen mit großer Thätigkeit in Toulon betrieben; bereits hatte man einen großen Theil der in den Häfen des Oceans zerstreuten Kriegsschiffe im Mittelmeer versammelt, und der Hafen von Marseille wimmelte von zahllosen Handelsschiffen, die man für den Transport von Kriegsbedarf aller Art gemiethet hatte.

Der Admiral Duperré arbeitete ohne Unterlaß an der Organisation der Seearmee. Die zu seiner Verfügung gestellten Streitkräfte beliefen sich auf 100 Kriegsschiffe, unter diesen 11 Linienschiffe und 20 Fregatten. Sechs Dampfbote waren zum Verkehr der Armee mit Frankreich bestimmt. Der Admiral hatte seine Flagge auf der Provence aufgepflanzt, demselben Schiff, das von den Algierern beleidigt worden war. Diese Streitkräfte konnte man furchtbar nennen; sie erinnerten an den egyptischen Feldzug.

Am 15. April war der größte Theil der Regimenter an ihren Bestimmungsort abgegangen. Das Hauptquartier war in Toulon, die übrigen Regimenter standen zu Marseille, Aix, Valence und Avignon.

Die Berichte über den Gesundheitszustand der Armee übertrafen alle Erwartungen. Trotz der langen Märsche, die mehrere Regimenter gemacht, hatten sie keinen Mann zurückgelassen. Nirgends wollten sich die kranken Soldaten in die Hospitäler bringen lassen, aus Furcht, die Abfahrt zu versäumen. In diesem befriedigenden Zustand fand der Dauphin die Armee, als er in den ersten Tagen des Mai zur Musterung kam. Sein Angesicht strahlte vor Freuden beim Anblick so schöner Truppen, und mehrmals sagte er zu dem Oberbefehlshaber: „Wie glücklich sind Sie im Besitz eines solchen Oberbefehls!" Bei seinem Besuch auf der Rhede von Toulon sah man die ganze Einwohnerschaft in Kähnen auf dem Meere. Alle Fahrzeuge der Flotte waren behängt und die Batterien des Forts und die Fahrzeuge der 3 Anführer begrüßten den Dauphin, der langsam in dem königlichen Boote heranfuhr.

Am 1. Mai war das Heer in seinen Cantonnirungen und zur Einschiffung bereit. Die vollzähligen Bataillone boten einen imposanten Anblick dar. Alle Feldgeräthe waren unter die Soldaten ausgetheilt, Waffen, Schuhe und Kleidung im besten Zustand. Die Soldaten waren mit Allem versehen worden, was das Klima Afrika's nothwendig machte. Die

Transportschiffe hatten Lebensmittel für 2 und Futter für 3 Monate an Bord, die Dauer der Ueberfahrt abgerechnet. Ueberdies Holz zu Schoppen für fünfzehnhundert Kranke, dreitausend eiserne Betten mit Zugehör, 256 Bagagewagen, 21 Oefen von geschlagenem Eisen und 4500 Heerde, deren jeder einen Kessel für 8 Mann faßte.

Die Einschiffung sollte am 6. unmittelbar nach der Abreise des Dauphin beginnen, aber erst am 11 kamen die ersten Truppen an Bord. Am 11. Morgens erschien der Tagsbefehl, unterzeichnet vom Grafen von Bourmont, Oberbefehlshaber der Landarmee, worin er der Armee den Feind, den sie zu bekämpfen habe, schilderte und sie zur Ausdauer und strenger Kriegszucht ermahnte.

Am 17. war die Einschiffung, die am 11. unter einem ungeheuern Zusammenfluß von Menschen aus allen Gegenden begonnen hatte, vollendet. Wegen des Wetters hatte man drei Tage aussetzen müssen. Das Kriegsmaterial wurde zu Marseille eingeschifft.

Am 15. Mai waren alle Geleitsschiffe, gegen 500 an der Zahl, auf der Rhede von Toulon und den Hieren versammelt. Noch sollten die 4000 Pferde für die Armee eingeschifft werden, womit man jedoch erst am 17. Abends zu Stande kam.

Der Tagsbefehl, der am Morgen des 18. erschien und vom Vice-Admiral Duperré unterzeichnet war, ermahnte die Seeleute zur Eintracht und zur Anstrengung für die erhabene Sache, und ließ eine bal-

dige Abfahrt hoffen. Nachdem sich Abends der Obergeneral mit seinem Generalstab eingeschifft, erwartete man die Abfahrt am folgenden Tag. Diese verschob sich jedoch noch 8 lange Tage, da die eisernen Ankertaue, die man in England bestellt und unmöglich entbehren konnte, noch nicht angekommen waren. Endlich am 24. Abends war Alles in Bereitschaft, und da der Wind sich nach Nordwest gedreht, wurde die Abfahrt auf den folgenden Tag angekündigt. Am 25. Morgens wurde vom Admiralschiff das Zeichen zur Abfahrt gegeben, und man fing an, die Anker zu lichten. Die Abfahrt erfolgte bei günstigem Winde unter den Augen einer unzähligen Menschenmenge, die von nah und fern herbeigeströmt war, dieses Schauspiel zu sehen. Wäre die Flotte nicht in Schlachtordnung gesegelt, so hätte sie schon am folgenden Abend die balearischen Inseln zu Gesicht bekommen können.

Am 27. begegnete der Flotte eine türkische Fregatte, die von einer französischen begleitet war und nach Toulon gebracht werden sollte. Es war das Schiff, auf dem Tahir Pascha hatte in Algier eindringen wollen, um nach dem Befehl des Sultans hier den Dey enthaupten zu lassen, sich selbst der Gewalt zu bemächtigen und Frankreich den heftigsten Widerstand entgegen zu setzen. Zu diesem Auftrag machte Tahir Pascha sein unternehmender Charakter sehr geeignet, aber die Wachsamkeit der französischen Station vereitelte die Ausführung seiner Pläne.

Am Morgen des 30. erblickte man die afrikanische Küste in ihrer ganzen Ausdehnung. Abends stieß die Fregatte Sirene unter dem Befehl des Schiffcapitains, Commandanten der Station von Algier, zur Flotte, und in Folge einer Conferenz dieses Officiers mit dem Admiral erhielt die Flotte Befehl, wieder zurückzusegeln nach der Bai von Palma. Hier ankerte nun das Reservegeschwader, die Geleitsflotte und die Flottille. Der Rest der Flotte kreuzte 10 Tage lang am Eingang der Bai. Die Truppen an Bord des Reservegeschwaders durften ans Land gehen, wo sie von den spanischen Behörden mit Beweisen der aufrichtigsten Freundschaft empfangen wurden. Es wurden mehrere Feste ihnen zu Ehren veranstaltet, insbesondere gab sich der Gouverneur der Insel, der Marquis de la Romana, alle Mühe, den Officieren ihren Aufenthalt angenehm zu machen. Man sah, welchen Antheil auch die Spanier an dem Glücke des Feldzugs nahmen.

Der Aufenthalt der Flotte in der Bai von Palma zog sich so sehr in die Länge, daß die Truppen bereits an dem Feldzug verzweifeln wollten. Endlich am 9. Juni wurde Kriegsrath gehalten und am 10. erschien der Tagsbefehl, der die weitere Fahrt nach der afrikanischen Küste ankündigte.

Der Oberintendant hatte den Aufenthalt in der Bai von Palma benützt, die Schiffsställe wieder mit Futter zu versehen, und hier stießen auch die Trans-

portschiffe, die von Cette kamen und 1000 Ochsen an Bord hatten, wieder zur Flotte.

2.

Die afrikanische Küste. — Ausschiffung. — Sidi-Ferrudsch. — Windstoß. — Arbeiten des Geniecorps. — Vorschläge mehrerer Beduinenhäuptlinge.

Den 10. Juli eilf Uhr Morgens ging ein Theil der Geleitsflotte unter Segel und steuerte gegen Süden, und nach und nach folgte die ganze Kriegsflotte derselben Richtung. Der ganze Horizont war mit Segeln bedeckt. Der Admiral, der bei der Ausschiffung seine gesammte Kriegsmacht bei einander haben wollte, befahl, langsamer zu segeln und erst am 13. Morgens erblickte man die weißen Mauern Algiers durch einen dichten Nebel, wie er sich beinahe immer auf diesen Küsten in den Morgenstunden zeigt. Das Wetter war prächtig, bald fiel der Nebel und die lang ersehnte Küste lag in der Morgensonne vor den Augen der entzückten Krieger da, die nun endlich aus ihrem Gefängniß sich erlöst sahen. In Reih und Glied, den Tornister auf dem Rücken, das Gewehr zu Fuß standen sie auf dem Verdeck und warteten auf den Befehl zur Ausschiffung. Der Tagsbefehl des Admiral wurde jetzt verlesen und mit dem Ruf: „es lebe der König!“ erwiedert. Ueberall auf der Flotte hatte man die Hängematten heruntergelassen, um im Kampf nicht

gehindert zu seyn. Jeder stand auf seinem Posten und erwartete den Augenblick des Kampfs.

Das Land bot einen überaus malerischen und bunten Anblick dar. Es ist besät mit hübschen Landhäusern, die alle von Gärten umgeben sind und auf wellenförmigen Anhöhen liegen. Nichts auf der Küste ließ die Nähe einer Gefahr ahnden. Keine außerordentlichen Vertheidigungsanstalten, keine Bewegung. Selbst als man Anstalt machte, eine Küstenbatterie zusammenzuschießen und in der gehörigen Entfernung Anker warf, wurde diese, für den glücklichen Erfolg des Feldzugs so wichtige Operation, auf keine Weise von dem Feinde beunruhigt.

Da der Tag jetzt schon zu weit vorgerückt war, so wurde die Ausschiffung auf den andern Morgen verschoben. Nichts auf der Küste ließ merken, daß der Feind an die Möglichkeit einer Ausschiffung glaubte, und selbst derjenige Theil, der seit mehreren Monaten in den öffentlichen Blättern aller Nationen als der Angriffs- und Landungspunkt bezeichnet worden war, war eben so wenig geschützt.

Auf allen Schiffen rüstete man sich auf die wichtige Operation des folgenden Tags. Der Eifer der Truppen war außerordentlich. Die Soldaten, froh über die Zurückgabe ihrer Waffen, die man ihnen während der Ueberfahrt abgenommen hatte, bereiteten sich, einen guten Gebrauch davon gegen die Baduinen zu machen, wie sie bereits den Namen ihrer Feinde entstellt hatten; tausend Scherze liefen in

den Reihen umher und diejenigen, welche die Kriege unter Napoleon mitgemacht, bemerkten mit Freuden, wie sehr die jungen Soldaten von 1830 den Veteranen der alten Armee glichen. Dieselbe Todesverachtung, dasselbe glühende Verlangen, Neues zu sehen, derselbe lebhafte Geist, der immer blos für den Tag lebt, ohne sich um den morgenden zu bekümmern, eine unverwüstliche Lustigkeit und eine Unvorsichtigkeit, die so groß war, daß sie bereits ihre Tornister leerten und selbst die Lebensmittel wegwarfen, um nur schneller auf den Feind losstürzen zu können.

Mit Tagesanbruch wurde der Befehl zur Ausschiffung gegeben und mit bewunderungswürdiger Genauigkeit Punkt für Punkt ausgeführt. In wenigen Augenblicken war das Ufer mit Soldaten und Seeleuten bedeckt, die unter dem Ruf: „es lebe der König!" aus den Booten ins Meer gesprungen waren und nun den Feind nach jeder Richtung hin suchten.

Der General Bourmont war mit seinem Generalstab gelandet. Er gab sogleich Befehl, den Feind anzugreifen und ihn aus seinen Stellungen zu vertreiben, da sein Feuer den Truppen beschwerlich fiel. Er war auf einen Sandhügel gestiegen und plauderte mit dem Chef seines Stabs, als eine Kugel vor seinen Füßen einschlug und ihn und die Umstehenden mit Sand überschüttete. Sogleich sammelte sich der

Generalstab um ihn, den er mit seiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit und Herzlichkeit beruhigte.

Außer den Adjutanten des Oberbefehlshabers und dem eigentlichen Stab bestand der Generalstab aus mehrern jungen Officieren aus den ersten Familien des Königreichs, die der Wunsch, den Krieg mitzumachen, nach Afrika geführt hatte, aus einigen alten Mameluken-Officieren, die als Dolmetscher dienten, den französischen Consuln, die im Lande gewohnt hatten, und einigen russischen, englischen und deutschen Freiwilligen, die Zeugen von den Ereignissen des Feldzugs seyn wollten.

Der General Poret de Morvan vertrieb an der Spitze seiner Brigade den Feind aus allen seinen Stellungen und bemächtigte sich der Batterieen. Dreizehn Kanonen und zwei Mörser wurden an diesem Tage erbeutet.

Zu Torre-Chica wurde das Hauptquartier eingerichtet. Die Halbinsel Sidiferrudsch hat ihren Namen von einem Marabu (eine Art Einsiedler, die bei den Algierern in großer Verehrung steht), der sich hier niedergelassen hatte. Noch heute sieht man dort eine kleine Moschee, umgeben von einigen Gebäuden, über welche ein viereckiger Thurm hervorragt, dem die Spanier den Namen Torre-Chica (kleiner Thurm) gegeben haben. Sie liegt ungefähr 5 Meilen westlich von Algier. Das Vorgebirge, in das sie ausläuft, bildet die Spitze einer breiten und geräumigen Bai von beinahe 2 Meilen im Umfang,

in die sich der Mazefran und mehrere andere Bäche ergießen. Die Küste ist hier flach und mit kleinen Sandhügeln besät. Der Boden ist sandig und wellenförmig. Beinahe überall ist er mit starkem Gesträuch bedeckt und man unterscheidet in großer Menge Meerkirschenbäume, Mastixbäume und kriechende Gewächse. Der Felsen, auf dem Torre-Chica gebaut ist, ist Kalkstein. In der ganzen Bai können leichtere Fahrzeuge bequem landen, größere Schiffe aber finden nur Boden 300 Metern von der Küste. Drei Fuß unter dem Boden findet man reichlich Wasser. Nur um Torre-Chica zeigen sich Spuren von Cultur. Aloehecken und Raketten schließen einige mit Gerste und Hülsenfrüchten bepflanzte Felder ein, die dem zum Grabeswächter des Marabn bestellten Derwisch seine Nahrung liefern sollen. Der Grund der Bai, in der die Flotte vor Anker lag, ist ziemlich gut, da sie aber den Nordwestwinden, die in diesen Seestrichen mit so großer Heftigkeit wehen, offen steht, so ist sie mehrere Monate des Jahres hindurch unbrauchbar. Das Land einwärts von der Halbinsel ist wieder flach und zieht sich so bis an den Fuß des kleinen Atlasgebirges fort. Zur Linken, in der Richtung gegen Algier und die Außenwerke der Stadt zu, wird es bergigt. Die Gesträuche reichten hinlänglich für die Bedürfnisse der Bivuaks. In den ersten Nächten jedoch konnten die Truppen, den Tag über von zahlreichen Reiterschaaren geneckt, sich nicht dem Schlafe hingeben. Die Furcht eines feindlichen

Ueberfalls hielt sie beständig unter den Waffen. So saßen die Soldaten, Carreen bildend, auf ihren Tornistern, den schneidenden Nachtfrösten ausgesetzt und trieben die Angriffe der Beduinen zurück. Reihenweise wechselten sie mit dem Wachen ab, die andern schliefen indeß. Auch waren sie noch geschützt durch einen Wall von Lanzenbündeln, die man je drei und drei zusammengebunden und an Plöcken mit eisernen Ringen befestigt hatte. Dieser bewegliche Wall hatte auch im egyptischen Feldzuge vortreffliche Dienste geleistet.

Der General Clouet, der mit seiner Brigade den linken Flügel der Vorposten deckte, hatte mehrere sehr lebhafte Angriffe des Feindes zurückzutreiben, der den Versuch machte, ihn zu umzingeln. Mehreremale waren die Truppen schon umringt, hielten aber guten Stand und so behauptete er seine Stellung.

Sogleich nach Ausschiffung der Armee hatte auch die des Kriegsmaterials begonnen. Bereits am 15. Abends war eine Batterie bespannt und einigen obern Officieren konnte man Pferde geben. Die Marine gab eine beträchtliche Mannschaft vom Schiffsvolke her, die, unterstützt durch die zahlreichen Frohndienste, welche die Regimenter leisteten, diese Arbeiten beschleunigten. Zahlreiche Fahrzeuge, die die Boote bugsirten oder von einem zum andern fuhren, durchschnitten das Meer nach allen Richtungen und landeten am Ufer, um Pferde, Kanonen, Lebens=

mittel, Munition und Futter ans Land zu setzen. Feldgepäcke-Fahnen von verschiedenen Farben bezeichneten auf der Küste den Platz für die verschiedenen Vorräthe. Zimmerholz war behauen und aufgeschlagen, und versprach den verwundeten Soldaten ein geräumiges und bequemes Feldlazareth. Da Alle auf ein gemeinschaftliches Ziel hinarbeiteten, unterstützte man sich gegenseitig, und dieses Zusammenwirken hatte großen Einfluß auf den glücklichen Erfolg des Feldzugs.

In der Nacht vom 15. auf den 16. blies ein heftiger Nordwestwind; die Fahrzeuge wurden auf der unruhigen See umhergeworfen und erregten die lebhaftesten Besorgnisse. Noch war ein großer Theil der Vorräthe an Bord, und ein Schiffbruch von unberechenbaren Folgen. Die Armee in einem Lande ohne Hülfsquellen den wilden blutdürstigen Einwohnern preisgegeben, ohne Lebensmittel, ohne Kriegsbedarf, ohne Belagerungsgeschütz, ohne Pferde, kurz von allem entblößt ... der ganze Feldzug mißglückt! Endlich wurde das Wetter wieder besser, das Meer ruhiger, und die zwei Tage lang unterbrochene Ausschiffung konnte wieder beginnen.

Die Ingenieurarbeiten wurden mit großer Thätigkeit betrieben. Schon am 15. konnte man den Umriß der Verschanzungen bemerken, welche die Halbinsel einschließen sollten. 3500 Arbeiter, die sich alle 4 Stunden ablösten, standen beständig zur Verfügung der Officiere dieser Waffe. Ueberdieß leiteten Abtheilungen von Sappeurs, die man auf die Vorposten

beordert hatte, die Arbeiten bei den Redouten und Verschanzungen, welche die Truppen unterstützen sollten.

Auch im Lager wurde alles vervollkommnet. Die Hütten von Laubwerk, die nach der Schnur angelegten Straßen, die Lagerwirthe, das Gepäcke, alles gab ihm das Ansehen einer Stadt voll Leben und Bewegung. Auch Schenken und Kneipen waren in großer Anzahl vorhanden für die, welche Geld genug hatten, um den Lagerwein und die Lagerkost, die damals einzig aus Reis und Speck bestand, verschmähen zu können.

Seit dem 15. hatten die Soldaten die Erfahrung gemacht, welche Gefahr sie liefen, wenn sie den Arabern in die Hände fielen. Man fand nämlich mehrere Leichname, denen die Köpfe abgeschnitten waren, was die Truppen so sehr erbitterte, daß sie sich das Versprechen abnahmen, keinen Pardon mehr zu geben. — Damals geschah es, daß ein Beduine mit weißem Bart sich den Vorposten näherte und zum General geführt zu werden verlangte. Man erfüllte sein Verlangen und bewirthete ihn gastfreundlich, gab ihm auch wieder Lebensmittel mit auf den Weg. Er war der Häuptling eines Stammes, und später erfuhr man, daß er bei den Seinigen für einen Gottbegeisterten galt. Er war in Angelegenheiten seines Stammes gekommen, um mit den Franzosen zu unterhandeln. Die gute Behandlung, die er erfahren, lockte bald mehrere ins Lager,

die mit weißem Zeug umwickelte Stäbe als Friedenszeichen trugen und sich als Unterhändler ankündigten. Von ihnen erfuhr man, daß beträchtliche Streitkräfte in dem Lager von Stauëli angekommen, daß hier der Aga, der Eidam des Dey, mit den besten Truppen der Regentschaft stehe, und daß noch der Bey von Tittery und Constantine mit ihrem Contingent zu ihm gestoßen seyen. Sie verlangten Sicherheit ihres Eigenthums, ihrer Weiber und Heerden, und versprachen dafür, sich in ihre Berge zurückzuziehen. Die Nachricht von diesem Vertrag verbreitete große Freude unter den Soldaten, die sich so von diesem lästigen Feinde befreit sahen, der sie Tag und Nacht in Unruhe hielt und bereits die Communication abschnitt.

Auch das erfuhr man von ihnen, daß der Dey, voll Vertrauen auf seine überlegenen Streitkräfte, Befehl gegeben habe, sich der Landung des französischen Heers nicht zu widersetzen, überzeugt, daß kein Franzose nach Europa zurückkommen würde, die Nachricht von dessen Vernichtung zu überbringen. Besonders rechnete er auf die Janitscharen, und versäumte nichts, ihren religiösen Fanatismus zu entflammen. In allen Moscheen wurden öffentliche Gebete angestellt, und mit großem Pomp hatte man die Gebeine eines Marabu ausgestellt, der, einer alten Ueberlieferung zufolge, die Vernichtung der Flotte Karls V. vorausgesagt hatte. Auf den Aufruf des Mufti eilten die Gläubigen zu den Waffen,

und eine Belohnung von 100 Piastern wurde jedem zugesagt, der den Kopf eines Franzosen überbringen würde. Die arabischen Stämme auf dem Atlas stiegen in die Ebene herab, und der Aga, der Eidam des Dey, der zum Oberbefehlshaber ernannt war, bestimmte ihnen das Lager von Stauëli zum Versammlungsplatz.

Die ganze Aufmerksamkeit der französischen Armee war demnach auf das Lager von Stauëli gerichtet, das beinahe zwei Meilen von den französischen Verschanzungen entfernt war. Merklich nahm die Zahl der Zelte zu, Staubwolken kündigten fortwährend die Ankunft frischer Truppen an, und mehrere Schanzarbeiten, die man deutlich mit dem Fernrohr unterschied und an denen mit großer Thätigkeit gearbeitet wurde, ließen auf die Wichtigkeit schließen, welche der Feind auf diese Stellung legte.

Am 17. war die Armee mit Lebensmitteln auf vierzehn Tage versehen. Das Feldgeschütz war, nebst Vorräthen von 200 Schüssen für jedes Stück, völlig ausgeschifft, und die Batterieen an den Vorposten hielten den Feind in gehöriger Entfernung.

Bis zum 18. unterhielten die Araber mit den Vorposten ein beinahe unausgesetztes Tirailleurfeuer. Den Körper über den Hals des Pferdes gebeugt, kamen sie in vollem Galopp angesprengt, machten in geringer Entfernung Halt und schossen ihre Gewehre ab, dann kehrten sie plötzlich um und sprengten mit derselben Schnelligkeit wieder zu den Ihrigen zurück.

Durch die Länge ihrer Feuergewehre behaupteten sie eine sichtbare Ueberlegenheit über die Infanterieflinten der französischen Truppen. Man stellte ihnen daher Kanoniere mit Wallflinten entgegen. Diese legten sich hinter Hügel und leichte Brustwehren in Hinterhalt, nahmen sich Zeit, ihre Gegner gehörig ins Auge zu fassen, und machten so große Lücken in die Reihen der Algierer. Diese häufigen Gefechte gaben den französischen Soldaten schnell eine große Uebung, deren Flinkheit und Gelehrigkeit sie zu dieser Kriegsart vollkommen tauglich machten. Sie verläugneten sich auch keinen Augenblick, und troß der drückenden Hitze, die einige Tage lang 28 Grad überstieg, troß des bedeutenden Gewichtes, das sie trugen, blieb sich ihre Behendigkeit beständig gleich. Mit der Kühnheit wußten sie auch List zu verbinden, und durch geschickte Benützung des Terrains machten sie sich noch furchtbarer. Diese täglichen Gefechte kosteten den Franzosen 50 bis 80 Mann; der Verlust des Feindes war bedeutend beträchtlicher, aber man konnte ihn nicht genau schätzen, da die Türken gewohnt sind, nie einen Getödteten oder Verwundeten auf dem Schlachtfeld zurückzulassen. Ein jeder trägt am Sattel seines Pferdes eine Schnur, und an dieser, oder auch wohl mit der Lanzenspitze, an der sich ein Hacken befindet, schleppen sie die Getroffenen mit sich, da sie dieselben lieber todt besitzen, als sie lebend in den Händen der Christen lassen wollen.

Die Kundschafter, die Morgens ausgeschickt wurden, mußten überall Proclamationen zurücklassen, und die Vorposten hatten Befehl erhalten, nicht auf die zu schießen, die sich ihnen nähern wollten.

3.

Treffen bei Stauëli. — Arabisches Lager. — Militärstraße. — Kampf von Sidi-Kalef.

Am 18. Juni Abends waren die Contingente von Oran und Tittery und ein großer Theil der türkischen Miliz von Algier im Lager von Staueli vereinigt; sie waren über 40,000 Mann stark. Die Unthätigkeit des französischen Heeres, das auf die Ausschiffung der Transportmittel, des Unterhalts und der Belagerungswerkzeuge wartete, war von dem Aga, der den Oberbefehl über alle diese Streitkräfte führte, mißverstanden worden; er glaubte, der Augenblick sey nun gekommen, um einen allgemeinen Angriff zu machen, und bestimmte dazu den Anbruch des folgenden Tages. Wirklich setzte sich auch das algierische Heer am 19. nach dem Gebete, das alle Muselmänner mit Anbruch des Tages verrichten, unter furchtbarem Geschrei in Bewegung. Ihre Schlachtlinie war weit ausgedehnter als die französische, und der Kanonendonner, der sich auf mehreren Punkten vernehmen ließ, war der Vorbote eines ernsten Zusammentreffens. Die von den Generalen Berthezène und Loverdo zum Obergeneral nach Sidi-Ferrudsch geschickten Officiere steigerten die feindlichen Streit=

kräfte bis auf beinahe 50,000 Mann; nach ihren Berichten hatten die Algierer den größten Theil ihrer Streitkräfte gegen die Division Loverdo gerichtet; der Bach, der den Tag zuvor noch die beiden Partheien getrennt hatte, war von den ersteren überschritten worden, und die französischen Truppen hatten sie, um sie wieder zurückzutreiben, mit dem Bajonette in der Hand angegriffen und ein großes Blutbad unter ihnen angerichtet. Die Brigaden der ersten Division, Achard und Clouet, hatten den ersten Anlauf der türkischen Truppen auszuhalten, und der General Berthezène, der genug damit zu thun hatte, diese Angriffe zurückzuschlagen, begnügte sich damit, sich in seiner Stellung zu halten. Nur die Plänkler des Generals Clouet hatten, von allzugroßer Hitze fortgerissen, ihre Gegner mit Heftigkeit vor sich hergetrieben, und dieser General hatte, um nicht seine Truppen eine retrograde Bewegung machen lassen zu müssen, sich genöthigt gesehen, mit seiner Brigade die Höhen zu besetzen, von welchen die Algierer vertrieben worden waren, so daß diese Brigade einen Vorsprung vor dem Heere bildete, und der General Berthezène Verstärkung zu ihrer Unterstützung und Befehl zum Vorrücken verlangte.

So standen die Sachen, als der Obergeneral mit dem Stabe auf dem Schlachtfelde anlangte, um selbst über die zu ergreifenden Maaßregeln urtheilen zu können. Er hatte anfangs nicht im Sinne gehabt, sich in ein eigentliches Treffen einzulassen, weil man

mit der Ausschiffung der Artillerie noch nicht weit genug vorgerückt war, und erst eine kleine Anzahl Pferde hatte; aber als er das Terrain gehörig geprüft hatte, und sah, daß der Feind, dessen Streitkräfte bedeutend waren, durch die unerschütterliche Haltung der französischen Bataillone wankend geworden war, der französische Soldat dagegen von Eifer brannte, den mit so gutem Erfolge begonnenen Kampf fortzusetzen, war sein Entschluß bald gefaßt. Drei Regimenter von der Division d'Escars hatten den Befehl erhalten, auf das Schlachtfeld zu rücken, und sobald sich die Spitze ihrer Colonnen zeigte, setzte sich der General Loverdo, der seine Truppen brigadenweise sprossenförmig aufgestellt hatte, den rechten Flügel vorwärts in Marsch, und machte eine Schwenkung, die ihn auf die Höhe der Division Berthezène brachte, der zu seiner Linken stand. Sobald er hier angelangt war, gab der Obergeneral, der sich im Centrum befand, das Zeichen zum Angriff, und seine Truppen setzten sich im Sturmschritt und unter dem Ruf: „Es lebe der König!" in Bewegung. Der Feind, mit dem größten Ungestümm angegriffen, wurde aus allen seinen Stellungen vertrieben und gerieth in unordentliche Flucht; nur einige Schüsse aus den vor Stauëli neu errichteten Batterieen deckten seinen Rückzug. Doch diese Batterieen wurden von den Franzosen genommen, und der Obergeneral dankte denen, welche zuerst eingedrungen waren, und versprach ihnen Belohnungen. Man fand daselbst acht

Stücke von Erz und einige andere von Eisen. Die französische Artillerie wurde so schnell und gewandt bedient, daß sie sich vervielfältigt zu haben schien; einige geschickt gerichteten Kanonenschüsse hatten nicht wenig dazu beigetragen, Unordnung in die feindlichen Reihen zu bringen. Auch löste die Artillerie an diesem Tage die Streitfrage zwischen dem alten und neuen System, indem das letztere durch seine Art und Weise, sich mit den Plänklern zu schlagen, ein entschiedenes Uebergewicht über das erstere an den Tag legte.

Sobald das französische Heer im Angesicht von Stauëli erschien, wurde das Lager von den Algierern geräumt, die nach allen Richtungen hin flohen. Die französischen Plänkler waren bald in demselben, und fanden die Zelte mit allem angefüllt, was die Algierer seit dem Anfang des Feldzugs dahin gebracht hatten; manche derselben machten sehr gute Beute. Zum ersten Mal sahen hier die Franzosen Kameele: der Feind hatte sie auf seiner eiligen Flucht nicht mitnehmen können, und man fand daher eine große Menge derselben im Lager; sie wurden zusammengetrieben und geradezu nach Sidi-Ferrudsch geschickt. Später wollte man sie benutzen, und theilte sie als Lastthiere unter die Truppen aus, aber sie leisteten wenig Dienste, weil ihre Treiber sie weder mit der Geduld und Sanftmuth der Araber zu leiten, noch so geschickt zu bepacken verstanden.

Der Obergeneral rückte mit einigen Bataillonen

noch weiter vor, machte aber in geringer Entfernung vom Lager Halt, als er sich versichert hatte, daß der Feind in vollem Rückzug begriffen sey; man sah, wie er in wilder Flucht die Schluchten zu gewinnen strebte, die nach Bud-Dschareah führen. Das algierische Heer hatte, wie alle irregulären Truppen, den geregelten Angriff der Colonnen und das Feuer der Artillerie nicht aushalten können; daher der schnelle Ausgang dieses Treffens, das zugleich über den des ganzen Feldzugs entschied. Durch den Verlust ihrer besten Truppen, welche die Algierer beim Angriff in die erste Linie gestellt hatten, den Tod des Kalifen von Oran und mehrerer vornehmer Anführer, und die Eroberung der ungeheuren Vorräthe ihres Lagers wurden sie so erschreckt, daß am folgenden Tage ihr Heer bis auf 20,000 Mann zusammengeschmolzen war. Als man die Gefangenen wegen ihres geringen Widerstandes beim Angriff der Franzosen befragte, antworteten sie: „Wie hätten wir denn euch widerstehen können? welche Mittel hatten wir? je größere Streitkräfte man euch entgegenstellt und je mehr Kugeln man auf euch abschickt, desto schneller rücket ihr vor."

Diesen glänzenden Sieg bezahlten 600 Franzosen mit ihrem Blute, der Verlust der Algierer betrug etwa 5000 Mann. Die Franzosen machten, erzürnt über die Rohheit ihrer Feinde, wenig Gefangene, und dachten erst nach dem Siege an die Rettung der Verwundeten.

Die Divisionen Berthezène und Loverdo richteten sich nun in dem Lager ein, und nahmen die Zelte der Araber in Besitz. Manche von diesen zeichneten sich durch Pracht und Reichthum aus; die des Aga und der Bey's, welche mit ihren Contingenten angekommen waren, unterschieden sich durch ihren Umfang von den übrigen: sie waren in mehrere reich verzierte Gemächer abgetheilt, und gaben eine hohe Vorstellung von orientalischer Pracht. Uebrigens wies nichts auf eine Ordnung in der Lagerung hin, und es war unmöglich, auf den ersten Anblick zu berechnen, wie stark der Feind nach der Zahl seiner Zelte, deren es ungefähr 400 waren, hatte seyn können. Jedes hatte wieder eine andere Form, und die einen enthielten Vorräthe von Mehl, Gerste und Brod, andere Pulver, Kugeln und Kriegsgeräthe aller Art. Auch die Correspondenz des Aga fiel in die Hände der Sieger, und man fand darunter einen Brief von einem seiner Emissäre, in welchem es hieß: die Araber wollen nur um Gold ins Feld, und verlangen ihre Bezahlung sogar in Münzen von der und der Regierung. Ebenso wurden dem Obergeneral mehrere dem Feinde abgenommene Fahnen gebracht.

Da das Belagerungsgeschütz noch nicht ganz ausgeschifft war, und man noch nicht einmal die zum Transport desselben bestimmten Pferde bei der Hand hatte, so hielt man es für nutzlos, den Sieg weiter zu verfolgen, und nachdem der Obergeneral seine zwei ersten Divisionen bei Staueli gelagert hatte,

kehrte er nach Sidi-Ferrudsch zurück, wo seine Anwesenheit erfordert wurde, um die Ausschiffung zu beschleunigen und eine leichtere Verbindung mit der Flotte ins Werk zu setzen. Am 20. Juni wurde ein Tagsbefehl bekannt gemacht, in welchem der Obergeneral seine Zufriedenheit mit dem Verhalten der Truppen, besonders am 14. und 19., ausdrückte, und ihnen versprach, ihre Dienste bei der Regierung geltend zu machen, so wie für die Würdigsten vom Könige Gnadenbezeugungen zu erbitten; zugleich äußerte er die Hoffnung, daß die geflohenen Araber bald zum Verkauf ihrer Heerden und anderer Lebensmittel zurückkehren würden, und forderte die Truppen in diesem Falle zu freundschaftlicher Behandlung derselben auf.

Das Geniecorps beschäftigte sich nun sogleich mit der Verlängerung der Straße, die von den Verschanzungen von Sidi-Ferrudsch herablief, und dieses schöne Werk wurde wie durch Zauberei in einer Ausdehnung von etwa sechs Stunden vollendet. Auch arbeitete man unablässig an der Bewaffnung der Verschanzungen, und benutzte hiezu die den Algierern abgenommene Artillerie; die Flotte lieferte Laffeten.

Das Lager von Stauëli wurde der Gegenstand einer allgemeinen Neugierde, und die Straße, welche dahin führte, war immer mit Soldaten der dritten Division und mit Seeleuten bedeckt, die durch die Erzählungen derjenigen, welche an dem Treffen Theil

genommen hatten, herbeigezogen wurden; jeder von diesen Neugierigen brachte eine Neuigkeit mit zurück. Auf dieser Straße sah man Soldatenwirthe mit ihren mit Lebensmitteln beladenen Mauleseln, Matrosen von allen Handelsnationen, Künstler, die man ihren Bärten und Waffen nach eher für Freiwillige hätte halten können. Proviant-, Artillerie- und Krankenwägen, kurz, diese Straße war so ungemein belebt, daß man leicht auf einen Augenblick glauben konnte, man befinde sich auf einer frequenten europäischen Straße in der Nähe eines festen Platzes oder eines Kriegshafens.

In Sidi-Ferrudsch waren die Zurüstungen beendigt: die Verschanzungen waren vollendet und mit 24 Kanonen versehen; Backöfen waren gebaut und lieferten den Truppen alle Tage gut gebackenes Brod, die Verwaltungsmagazine waren gefüllt und hatten für drei Wochen Lebensmittel; die Hospitäler waren gut eingerichtet nnd es wurde eine bedeutende Anzahl Verwundeter in denselben behandelt; auch Türken und Beduinen waren aufgenommen worden und erfreuten sich aller Hülfe der Kunst. Man schenkte Allen die Freiheit, aber der Schrecken, welchen die Türken den Arabern einflößten, war so groß, daß diese Maaßregel nicht den gewünschten Erfolg hatte. Ueber die Hälfte des Heeres stand unter den Zelten, kurz, Alles war mit der Verwaltung aufs beste zufrieden, aber leider blieb es nicht immer so, und man durfte sich später nicht wundern, als der kranke Sol-

dat in gerechtem Unwillen über seine Vernachläßigung ebendieselbe Verwaltung anklagte.

Die Algierer, durch die scheinbare Unthätigkeit der Franzosen ermuthigt, kehrten mit Heeresmacht zurück, und neckten ihre Vorposten. Daher begab sich der Obergeneral am 24. Juni dahin, und schlug sie bis auf die ersten Höhen von Bud-Dschareah kräftig zurück. Bei dieser Gelegenheit erhielt sein zweiter Sohn eine Wunde, die ihn später seiner Familie und seinen zahlreichen Freunden entriß. *) Die Kavallerie konnte sich auf dem bergigen und von Schluchten durchschnittenen Terrain nicht entwickeln, und die Officiere dieser Waffe beklagten ihr Mißgeschick, das sie in diesem Kampfe unbrauchbar machte. Mehrere, die einzeln über die Ebene kamen, welche das Lager von Stauëli von den Stellungen trennt, wo die zwei ersten Divisionen sich schlugen, wurden von den Beduinen zusammengehauen. Diese Ebene, welche nur mit Gestrüppe und niederen Pflanzen bedeckt ist, bot kein Vertheidigungsmittel gegen die zahlreiche Kavallerie dar, die sie nach dem Uebergange der französischen Colonnen nach allen Richtungen durchstreifte. Gerade als die französischen Truppen, nachdem sie die erste Anhöhe besetzt hatten, sich dazu

*) General Bourmont hatte vier Söhne im Heere: der erste war bei ihm Adjutant, der zweite Grenadierlieutenant, der dritte Regimentsadjutant und der vierte Unterlieutenant.

anschickten, die Schlucht zu überschreiten, die sie vom Feinde trennte, ließ sich eine starke Explosion vernehmen, und man sah Wolken von Rauch und Staub aufsteigen. Der Feind hatte in ein Pulvermagazin Feuer geworfen, es hatte aber glücklicherweise keine traurigen Folgen. Uebrigens war es ein mühevoller Tag gewesen, und die Truppen bedurften der Ruhe; daher quartierte sich der General Berthezène mit einer Brigade etwas rechtwärts von dem Wege, der nach Algier führt, in einem Landhause ein; rechts war er durch eine, links durch zwei Brigaden gedeckt, und eine von diesen hatte in ihrem Rücken ein Regiment aufgestellt, um den Eingang in die Schluchten offen zu erhalten. Der Obergeneral kehrte nach Stauëli zurück, und schlug hier das Hauptquartier auf. Während des Gefechts hatten die Schiffscapitäne Villaret de Joyeuse und Hugon die Nachricht gebracht, daß man die zweite Abtheilung der Transportschiffe sehe, welche zu Palma zurückgelassen worden war; eine Nachricht, die vom Heere mit großer Freude aufgenommen wurde, weil diese Abtheilung alle Zugpferde für die Belagerungswerkzeuge an Bord hatte, so wie viele andere, die zum Transport der Lebensmittel und der Verwundeten bestimmt waren.

Oestlich von Stauëli, in der Richtung gegen Algier hin, ist der Boden beinahe überall mit Zwergpalmbäumen bedeckt; er ist unangebaut, aber seine Beschaffenheit rechtfertigt alles, was man von seiner Fruchtbarkeit sagt. 6000 Meter vom Lager verändert

sich die Gegend, die Abwechslungen der Flächen treten bestimmter hervor, und man befindet sich auf der Hügelgruppe, auf der Algier mit seinen Gärten liegt. Zahlreiche Wohnungen, Reben, Hecken und Fruchtbäume erinnern an die fruchtbarsten und bebautesten Gegenden Europas. Man mußte voraussetzen, daß der Feind sich hinter den vielen Bollwerken, welche der Boden dem französischen Heere entgegensetzte, lebhaft vertheidigen werde, aber geschlagen und entmuthigt, hielten die Algierer nirgends Stand. Das französische Heer besiegte alle jene Hindernisse, und nahm seine Stellung auf der Gränze, welche jene gefährliche Gegend vom offenen Lande scheidet. Ueber 400 Ochsen fielen in die Hände der Sieger, und versahen sie mit einem Vorrath für acht bis zehn Tage.

Dieses Gefecht erhielt den Namen des bei Sidi-Kalef; es kostete die Franzosen wenig Leute.

4.

Stellungen bei Chapelle und Fontaine. — Berennung Algiers. — Belagerungsarbeiten. — Die Umgegend. — Batteriefeuer. — Das Kaisersschloß. — Die Capitulation.

Der Obergeneral hielt Stauëli mit zwei Brigaden besetzt. Er ließ an den Herzog von Escars, der um die Ehre bat, in die erste Linie vorrücken zu dürfen, den Befehl ergehen, Sidi-Ferrudsch mit seiner Division zu verlassen und sich in der Vorpostenlinie aufzustellen, die einer Verstärkung bedurfte. Bisher hatte diese Division nur die Mühseligkeiten des Feld-

zugs zu ertragen gehabt, ohne an dem Ruhme desselben Theil nehmen zu können; sie hatte die Halbinsel besetzt, die Militärstraße gezogen, und zur Vertheidigung der letztern Schreckschanzen errichtet. Ein Regiment der zweiten Division wurde nun nach Sidi-Ferrudsch beordert, um daselbst mit den aus der Schiffsmannschaft gebildeten Compagnieen die Besatzung zu bilden. Die Auswirkung dieser Erlaubniß von Seiten der Flotte war sehr schwierig gewesen, aber endlich nach vielen Unterhandlungen hatte der Admiral den triftigen Gründen nachgegeben, welche dieses Opfer von ihm erheischten. Während der Eroberung des Landes nämlich war das französische Heer von Tag zu Tag dadurch schwächer geworden, daß es an den geeigneten Punkten Posten zurücklassen mußte; auch hatte das feindliche Feuer bereits mehr als 2000 Mann kampfunfähig gemacht, und die Lager von Stauëli und Sidi-Ferrudsch lieferten viele Fieberkranke und von der Ruhr Befallene in die Hospitäler, und doch war die Belagerung von Algier noch gar nicht begonnen! Daher entschloß sich auch der Obergeneral, eine Brigade der zu Toulon liegenden Reservedivision zu verlangen.

Der Herzog von Escars zog am 25. Juni sehr frühe durch Stauëli, und nahm die Richtung gegen die Vorposten hin; den General Hurel ließ er auf der Hälfte des Weges zurück, und rückte mit seiner ersten Brigade zur Linken des Generals Clouet in die Linie ein. Als das 30ste Linienregiment das 28ste

am Eingang in die Schluchten Nachts ablöste, fiel ein beklagenswerther Irrthum vor: einige Posten vom 28sten Regiment glaubten, der Feind rücke an, und schossen auf die Avantgarde des 30sten, wodurch 15—18 Mann getödtet wurden. Auch war die Hitze während des Tags so groß gewesen, daß dieses Regiment auch dadurch auf dem Marsche von Sidi-Ferrudsch bis an den Eingang in die Schluchten Leute verlor; unter Anderen fiel auch der Regimentschirurg auf der Straße todt nieder.

Die dritte Brigade des Herzogs von Escars, welche der General Montlivault befehligte, der in Stauëli Halt gemacht hatte, um seine Truppen ausruhen zu lassen, setzte sich Abends in Marsch, um die Maison Carrée und alle zwischen Stauëli und der Stellung von Chapelle und Fontaine besetzten militärischen Punkte einzunehmen; dadurch wurde der General Hurel abgelöst, und nahm nun seine Stelle in der Schlachtlinie zur Linken des Generals Bertier ein. Am 25. Juni war daher die Stellung des französischen Heeres folgende: In Sidi-Ferrudsch stand das 48ste Regiment nebst 1500 Seesoldaten aus den Linienschiffen, um die Lazarethe und die Vorräthe aller Art zu bewachen, welche sich daselbst befanden. In Stauëli, wo das Hauptquartier war, stand das 15te Linienregiment und die Brigade Colomb d'Arcines; auf den Höhen von Chapelle und Fontaine, dem Feinde gegenüber, auf dem rechten Flügel die Brigade Danrémont, im Centrum die erste Division,

und auf dem linken Flügel zwei Brigaden der dritten Division; im Maison Carrée und auf den Zwischenschanzen zwischen Stauëli und den Vorposten die Brigade Montlivault von der dritten Division.

Die Araber bedeckten alle Hügel, welche die Ebene zwischen Stauëli und den ersten Höhen von Bud-Dschareah beherrschen; man beschleunigte die Arbeiten an den Schreckschanzen, die je in einer Entfernung von 1000 Metern errichtet waren, um die Communication zu sichern, und die Truppen arbeiteten daran mit großem Eifer. Die Stabsofficiere konnten nicht mehr allein reisen, sondern man mußte ihnen jedesmal eine Begleitung mitgeben, so oft sie versendet wurden, und die Araber folgten ihnen in geringer Entfernung, um unversehens über die Zurückbleibenden herzufallen.

Den 26. kamen die ersten Belagerungsgeschütze in Stauëli an, und zwei Tage darauf war schon ein Park von fünfzehn Kanonen nebst vollständigen Vorräthen beisammen; auch hatte das Geniecorps einen großen Theil seiner Werkzeuge, sowie mit Erde gefüllte Säcke und Faschinen daselbst. Häufige Fuhren mit Verwundeten, die von den Vorposten kamen, bewiesen, daß der Feind seine Stellungen mit Hartnäckigkeit behauptete, und zeugten von der Heftigkeit der täglichen Gefechte; der Verlust der ersten und dritten Division, seitdem sie diese Stellung einnahmen, konnte sich auf etwa 8—900 M. belaufen. In einem dieser von der dritten Division gelieferten Schar-

mützel, welche damals beinahe allein die Angriffe der Algierer aushielt, wurden die Werke, welche die französischen Vorposten schützten, verloren und wieder gewonnen. Einer bedeutenden Abtheilung Türken war es gelungen, die französischen Brustwehren zu nehmen und ihre Fahnen auf denselben aufzupflanzen; schon zogen sich die Plänkler von einem Bataillon des 35. Regiments und von sechs Compagnien leichter Infanterie, welche zur Vertheidigung dieser Werke befehligt waren, zurück, als der tapfere Voltigeurcapitain Pont de Gault an der Spitze der Reserve sich mit dem Bajonette Bahn brach, unter dem Feind ein großes Blutbad anrichtete, und ihn in die Flucht schlug. Der Schauplatz immerwährender Angriffe war ein kleines Gehölz am äussersten Punkt des linken Flügels; aber der Herzog von Escars setzte hier dem Feinde eine unerschütterliche Beharrlichkeit entgegen, und gab schöne Proben des unerschrockensten Muthes und der ruhigsten Kaltblütigkeit.

Am 28. Nachmittags verließ der Obergeneral Stauëli, indem er sich nun für stark genug zur Berennung Algiers hielt, von dem er nur noch drei Stunden entfernt stand. Der General Loverdo folgte ihm Abends mit der Brigade d'Arcines, und ließ das 15. Linienregiment im Lager zurück. General Bourmont begab sich in das Haus, in welchem das Generalquartier der dritten Division war, um den Feind von der Terrasse aus zu beobachten, und sich

mit dem Herzog von Escars über den Angriff am folgenden Tage zu besprechen. Das ganze Heer erhielt den Befehl, sehr frühe auf den Beinen zu seyn.

Am 29. Juni drei Uhr Morgens setzte sich das Heer in drei Colonnen, in der Front marschirend, in Bewegung. Der rechte Flügel stand unter den Befehlen des Generals Loverdo und hatte nur zwei Brigaden, das Centrum bildete die Division Berthezène und den linken Flügel die Division d'Escars. Man marschirte wohlgeordnet und in tiefer Stille, und fand zum allgemeinen Erstaunen die Anhöhe, welche den Abend vorher noch von den Algierern besetzt war, verlassen: die Batterien, deren Feuer an den vorhergehenden Tagen so heftig gewesen war, waren zerstört und die Stücke in die Hohlwege gestürzt. Die dritte Division wurde allein zum Angriff beordert und trieb den Feind von einer Stellung zur andern. Trotz der Schwierigkeiten des Terrains wurden die Türken über den Haufen geworfen, und ihre Zelte und Batterien fielen in die Hände der Franzosen. Nachdem diese einen Augenblick Halt gemacht hatten, um die Ordnung in ihren Colonnen wiederherzustellen, erkletterten die Voltigeurs mit erneutem Eifer eine steile Höhe, auf der sich der Feind verschanzt hatte. Die Türken, in ihren Häusern überfallen und von ihrem religiösen Fanatismus hingerissen, ermordeten ihre Weiber und Kinder, um sie nur nicht in die Hände der Franzosen fallen zu lassen. Nichts konnte die Hitze der französischen Soldaten hemmen, und

trotz der Hecken von Aloestauden und indischen Feigenbäumen, welche ihre Fußbekleidung zerrissen, drangen sie durch die Schluchten, und um sechs Uhr hatte die dritte Division ringsum die Höhen von Bud-Dschareah besetzt.

Auf dem rechten Flügel machte der Mangel an Ortskenntniß den Marsch unsicher. Man suchte schon lange das Kaisersschloß und konnte es nicht entdecken; zur Linken hatte man die Höhen von Bud-Dschareah, und zur Rechten zeigte sich der einwärts laufende Theil der Bai. Hier ist das Land von sehr tiefen Thälern mit steilen Abhängen durchschnitten, zu denen der Zugang um so schwieriger ist, da sie überall mit Gärten und Hecken bedeckt sind. Die französischen Colonnen kamen oben auf der Höhe an und mußten sehr tief hinabsteigen, um auf die in ganz geringer Entfernung gegenüberliegende Höhe zu kommen. Daraus entstand ein Schwanken im Marsch und beinahe Unordnung. Besonders hatte die Artillerie mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Nach vielen Märschen und Gegenmärschen sah man endlich das Kaisersschloß, dessen Kanonen das anrückende Heer begrüßten. Der Herzog von Escars machte eine Schwenkung rechts, und der General Berthezène besetzte den höchsten Punkt von Bud-Dschareah. Hier gab es eine rührende Scene. Mehrere Hunderte Juden waren mit ihren Familien auf einem Felde beisammen, und stießen, auf den Knieen liegend und einer an den Andern gedrückt, bald ein jämmerliches

Geschrei aus, bald sangen sie Psalmen, die Hände zum Himmel erhebend. Sie glaubten Alle, ihre letzte Stunde sey gekommen, und die Franzosen hatten viele Mühe, sie zu beruhigen; als aber die Unglücklichen sahen, daß diese ihnen kein Leid zufügen wollen, warfen sie sich ihnen zu Füßen, und man konnte sich ihrer beinahe nicht mehr entledigen. Mehrere Juden waren auf der Flucht in ihre Häuser von den französischen Plänklern getödtet worden, weil diese sie in der Entfernung und wegen der Aehnlichkeit ihrer Kleidung mit der der Algierer für Feinde gehalten hatten. Leider waren unter den Todten auch einige Weiber und Kinder; für die blos Verwundeten sorgten die französischen Chirurgen. — Noch ist die Eroberung von einer Fahne und fünf Kanonen zu bemerken.

Ein Bataillon, das die Avantgarde der zweiten Division bildete, und eine Batterie näherten sich dem Kaiserschloß bis auf Kartätschenschußweite, und blieben vier Stunden lang seinem Feuer ausgesetzt. Die beiden Befehlshaber dieser von dem übrigen Heere ganz getrennten Corps benützten aber geschickt das Terrain, um ihre Soldaten vor dem Feuer der Festung in Sicherheit zu bringen, und waren stark genug, einen Ausfall der Garnison zurückzuschlagen.

Der General Loverdo besetzte nach einem sehr mühevollen Marsch den Weg nach Constantine; der Herzog von Escars stellte sich rechts in den Gärten auf, und der Obergeneral blieb noch einen Theil des Vormit-

tags auf Bud=Dschareah, um den Platz zu studiren und seine Anordnungen zum Angriff zu machen. Endlich erblickte das französische Heer Algier in seinem ganzen Umfange, seine Minarets, seine weißen Mauern, seinen Hafen, seine furchtbaren Batterien und das Kaiserschloß, dessen Name von den Soldaten seit dem Anfange des Feldzugs so oft genannt worden war. Ueberall sah man Leute und Alles schien zur Vertheidigung gerüstet. Auf der ganzen Linie des französischen Heers ertönten Freudenrufe und begrüßten die Wälle dieser stolzen Stadt, die sich bald vor der Fahne beugen sollte, welche vor Kurzem noch der Gegenstand ihres Hohns gewesen war. Zwischen der Stadt und dem Kaiserschloß bewegte sich eine große Truppenzahl, die bereit schien, sich auf den bedrohten Punkt zu begeben. Die Küste auf der Seite des Thors von Bab=Azun war mit Menschen bedeckt, welche die Stadt mit ihren Familien und ihrer ganzen Habe verließen. Auf den Sommerhäusern der europäischen Consuln wehten Fahnen; zwei derselben kamen und verlangten mit dem Obergeneral zu sprechen. Diesem boten sie im Namen der übrigen Consuln ihre Dienste an, was als ein gutes Vorzeichen für den Ausgang des Kriegs betrachtet wurde, indem daraus erhellte, daß die Sache des Dey von allen europäischen Mächten verworfen ward. Auch erfuhr man von ihnen, der Dey habe die Landung der Franzosen nicht verhindern wollen, in der Ueberzeugung, daß es ihm leicht seyn würde, sie ins Meer zu wer=

fen; ferner, der Feind habe am 14. Juni 300 Mann verloren, am 19. seyen die Franzosen von 45—50000 Mann angegriffen worden, und am folgenden Tag seyen 30,000 davon verschwunden gewesen, theils durch Desertion, theils durch Verlust in der Schlacht; der Janitscharenaga habe durch die Nachricht von dem Ausgange derselben eine große Bestürzung in Algier verursacht, sey bei dem Dey in Ungnade gefallen und durch den Bey von Tittery ersetzt worden; endlich, wenn das französische Heer nach dem Treffen seinen Sieg hätte verfolgen können, so würde sich Algier unterworfen haben, da damals die Bestürzung und Entmuthigung den höchsten Gipfel erreicht gehabt habe.

Nach dieser Unterredung mit den Consuln ließ der Obergeneral die Brigade Achard auf diesem wichtigen Punkt, mit dem Befehle, ihre Posten gegen das Meer hin auszudehnen, er selbst begab sich in den Mittelpunkt der Operationen und verlegte sein Hauptquartier in ein Landhaus an der Straße, das ungefähr 1200 Meter von dem Kaisersschloß entfernt war. Der General Valazé übernahm es, den Punkt ausfindig zu machen, wo man in der nächsten Nacht die Laufgräben eröffnen könnte, und man beschloß, sogleich an sechs Batterien zu arbeiten, deren Feuer gegen das Kaisersschloß gerichtet werden sollte. Die auf dem nächsten Geschützdamm stehenden Häuser wurden beim Einbruch der Nacht von auserlesenen Compag-

nien genommen, und sogleich darauf arbeitete man an ihrer Befestigung.

Das Kaisersfort ist an dem Orte erbaut, wo Karl V. in seinem Feldzuge vom Jahr 1541 campirte. Obgleich dieser Punkt von der dem Platze entgegengesetzten Seite beherrscht ist, beherrscht er doch selbst im Norden und Osten den Platz und die Hügel, die immer tiefer sich senkend bis ans Meer hinab reichen. Das Fort scheint mehr zur Einäscherung der Stadt im Falle eines Aufruhrs, als zur Vertheidigung derselben, erbaut zu seyn. Es ist ein langes Viereck, seine Mauern, die beinahe überall 40 Fuß Höhe und 10 Fuß Dicke haben, sind durch keinen Graben geschützt; in der Mitte der Plateform erhebt sich ein runder Thurm, der das Ganze beherrscht. Damals war es mit 120 Feuerschlünden versehen. Die Algierer hätten alle ihre Vertheidigungsmittel auf der Höhe vereinigen sollen, welche das Fort beherrscht, und deren sich die Franzosen am Tage der Berennung bemächtigten, so wie auf den Anhöhen von Bud-Dschareah, welche die Umgebungen von Algier beherrschen; aber sie zeigten bei der Vertheidigung ihrer Hauptstadt dieselbe Unbekanntschaft mit den ersten Regeln der Kriegskunst, wie während des Feldzugs, und verstanden nichts anders, als muthvoll zu fallen. In der Nacht vom 29. auf den 30. Juni wurden die Laufgräben eröffnet, die Anstrengungen des Tags machten es unmöglich, mehr als drei Bataillone zu dieser Arbeit zu verwenden, an den folgenden Tagen

aber wurden zwei Bataillone zur Arbeit selbst, und fünf andere zur Bedeckung der Arbeiten befehligt. Die letztern wurden alle 24, die erstern alle 12 Stunden abgelöst. Die Blokade der Stadt war jedoch noch nicht vollkommen, indem die Communication derselben mit dem Weg nach Constantine und dem, der längs der Bai hinläuft, noch frei war. Der Feind hatte eine starke Abtheilung Kavallerie an der Meeresküste stehen, wie es schien, um die Abreise derjenigen Stadtbewohner zu decken, welche sich nicht einer Belagerung aussetzen wollten. Auch konnte so die Garnison frische Truppen und Zufuhren aller Art einnehmen, und es war daher für das Belagerungsheer nothwendig, sich auf dieser Seite bis ans Meer auszudehnen. Zu diesem Zwecke wurde der General Desprez, Chef des Generalsstabs, am 30. früh mit zwei schwachen Bataillonen leichter Infanterie und zwei Berghaubitzen abgeschickt, um in der Richtung des Wegs nach Constantine eine Recognoscirung vorzunehmen. Nach einem sehr mühsamen Marsche gelang es ihm, ringsum die Höhen zu besetzen, welche das prächtige Landhaus des Janitscharenagas beherrschen; doch gaben ihm das Fort Bab-Azun und die Batterieen der Bai volle Lagen. Nachdem er daher seiner Colonne einen Augenblick Ruhe gegönnt hatte, trat er einen wohlgeordneten Rückzug an, und hielt die Algierer, welche ihn verfolgen wollten, in hinlänglicher Entfernung.

Die Franzosen mußten nun auf eine vollständige

Blokade verzichten, denn sie hätten dazu 7 bis 8000 Mann mehr nöthig gehabt, und schon war das Heer auf mehreren Punkten sehr schwach, indem vor Algier nur 30 Bataillone standen. Das Thor von Bab-Azun blieb daher frei, und man richtete die ganze Aufmerksamkeit auf das Kaisersfort. Niemand zweifelte, daß, wenn diese Schutzwehr Algiers einmal genommen sey, sich sogleich auch die Stadt ergeben werde.

Das Heer war in Schlachtordnung aufgestellt, und seine Linie betrug an 1000 Meter; der dem Fort zunächst gelegene Punkt des Grabens hatte die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich gezogen, und man mußte ihn auf einige Stunden räumen, um den Plänklern Zeit zu lassen, ihre Verschanzung haltbar zu machen. Die Garnison sah in dieser retrograden Bewegung den Anfang zur Schlacht und machte einen Ausfall, aber sie wurde von den Gardecompagnieen kräftig zurückgeschlagen, und ein Bataillon des 49. Regiments vertrieb mit dem Bajonette die Türken, welche sich des schwedischen Consulathauses bemächtigt hatten. Das Feuer der Festung fügte den Belagerern einen bedeutenden Verlust zu, man beschleunigte daher die Arbeiten, um so schnell als möglich die sechs Batterieen zu demaskiren. Eine derselben, die dazu bestimmt war, der Länge nach die Vorderseite des Forts zu beschießen, das Bresche geschossen werden sollte, hatte, weil sie der Stadt ganz nahe war, viel zu leiden. Alle Anstren-

gungen der Belagerten gingen darauf, die Arbeiten bei derselben zu zerstören, aber der Capitän Moquard, der hier befehligte, ein Mann von Kopf und großer Erfahrung, wußte sie durch seine trefflichen Anordnungen zu schützen. Beinahe hätte ein junger Infanterieofficier durch seine Hitze und seinen Leichtsinn Alles verdorben: überdrüßig des unthätigen Zustandes, in welchem er sich befand, indem er mit seinen Leuten im Hinterhalt lag, um die Arbeiten der Kanoniere zu decken, stieg er plötzlich auf die Schutzwehr und stürzte sich mit dem Rufe: „Kommt, Freunde, laßt uns das Lumpengesindel vertreiben!“ dem Feinde entgegen, der Miene machte, sich zu nähern. Aber von einem sehr lebhaften Kleingewehrfeuer empfangen, kehrte er in Unordnung mit seinen Leuten zurück, nachdem er einen Theil derselben verloren hatte. Dieser plötzliche Rückzug unterbrach die Arbeiten und die Kanoniere griffen zu den Waffen. Ihre Festigkeit nöthigte den Feind, Halt zu machen, der sich hierauf damit begnügte, die Franzosen mit Steinwürfen zu beehren, ein Verfahren, das diese sehr übel aufnahmen, indem sie meinten, sie haben doch, so oft sie mit den Algierern zusammengetroffen seyen, diesen hinreichend bewiesen, daß sie mehr nach militärischem Brauch behandelt zu werden verdienen.

An demselben Vormittage, es war der erste Juli, ließ sich eine starke Kanonade von der See her hören, und es verbreitete sich in dem französischen

Heere sogleich das Gerücht, die Flotte mache eine Diversion, um die Aufmerksamkeit des Dey zu beschäftigen. Alle Terrassen der Landhäuser und alle höheren Punkte in der ganzen Umgegend waren mit Neugierigen bedeckt, die den Genuß eines merkwürdigen anderthalbstündigen Schauspiels hatten. Das Kriegsgeschwader war unter Segel, und alle Schiffe, aus denen es bestand, fuhren nach einander vor den Küstenforts vorbei, lösten ihr Geschütz vom Steuerbord und gewannen dann wieder die hohe See, um dem furchtbaren Feuer der Hafenbatterien zu entgehen. Jedoch verschlang das Meer beinahe alle Kugeln des Geschwaders, und nur eine sehr kleine Anzahl derselben erreichte ihre Bestimmung; wahrscheinlich konnte die Flotte wegen des Winds oder der Seichtigkeit des Wassers nicht näher herankommen. Zwei Tage nachher machte sie einen neuen Versuch, aber ihr Feuer war für den Feind eben so wenig verderblich. Am Bord des Admiralschiffs ereignete sich ein trauriger Unfall: eine Kanone zerplatzte, und machte die Leute, welche sie bedienten, zum Dienst untauglich. Dieß waren glücklicherweise die Einzigen, deren Verlust die Flotte an diesen beiden Tagen zu bedauern hatte, an welchen ihre Manöver eine große moralische Wirkung auf die Algierer hervorbringen mußten.

Am 3. Juli waren die Arbeiten beinahe beendigt: die französischen Truppen waren von großem Eifer beseelt, denn täglich verloren sie 2 bis 300 Mann,

troß aller Sorgfalt, die man angewendet hatte, um die Wachen und Posten an den Gräben in Sicherheit zu bringen. Auch hatten sie den Verlust mehrerer guter Officiere zu bedauern. Der Obergeneral besichtigte alle Tage die Arbeiten, und seine Gegenwart ermuthigte den Soldaten noch mehr zur freudigen Ausdauer in den Anstrengungen und Gefahren. Je mehr die Belagerungswerke vorschritten, desto schwächer wurde das Feuer der Festung, und der Feind schien alle seine Vertheidigungsmittel für den entscheidenden Augenblick aufzusparen. Nur Nachts schleuderte er Bomben, die aber meistens in der Luft zerplatzten; die Vorgänger derselben waren immer aus dem Coran genommene Verwünschungen und Tod verkündendes Geschrei.

Die Umgebungen Algiers sind sehr malerisch: die Abwechslung der Gegend ist groß, ohne grell zu seyn. Die Vegetation ist sehr schön, und überall befruchten Quellen und Ströme das Land. Obst gibt es hier im Ueberfluß, und die Mischung der Bäume, welche dieselbe tragen, mit denen, die diesem Clima eigenthümlich sind, wie der Palmbaum, die Aloe und die Rakette, bringt einen sehr vortheilhaften Eindruck hervor. Die wohlhabenden Algierer wohnen häufig auf dem Lande; ihren Häusern fehlt es nicht an einer gewissen Eleganz, und manche sind sogar prächtig gebaut; maurische Gewölbe sind hier in grosser Anzahl vorhanden, Weinlauben bedecken beinahe alle Höfe, und alle Wohnungen sind von Terrassen

begrenzt, auf denen man des Abends frische Luft schöpft. Von jeher scheinen die europäischen Consuln die Stadt geflohen zu haben, um in der Umgegend zu wohnen. Alle haben Landhäuser, in denen die ausgesuchtesten Früchte der europäischen Civilisation mit dem Geschmack des Landes vereint sind; es sind im Allgemeinen sehr angenehme Wohnungen. In dem schwedischen Consulathause, dessen sich die Franzosen am Tage der Berennung bemächtigten, waren die Möbeln, die innere Einrichtung, die Regierung der Gemächer eine Mischung von orientalischen Sitten und europäischem Geschmack, und diese Mischung brachte die vortheilhafteste Wirkung hervor. Der Garten war nach englischer Manier eingerichtet, die Alleen waren reinlich gehalten und mit Sand bestreut, kurz, wenn nicht die Kugeln vom Kaisersfort einige Unordnung in Alles dieses gebracht und an Afrika erinnert hätten, so hätten die Franzosen glauben können, in einem der schönen Landhäuser bei Paris oder an den Küsten der Provence zu seyn. Sie fanden daselbst ein ansehnliches Quantum Moniteursblätter und andere Zeitungen, und machten Lagerfeuer davon. Merkwürdig ist auch die Lage dieses Consulathauses: es ist auf einem Felsen erbaut, der senkrecht an der Seite gegen das Meer hin herabläuft; eine schöne, mit Baumgängen bepflanzte Terrasse bekränzt es von dieser Seite, und man hat hier eine herrliche Aussicht. Das Thal, das diesen Felsen von drei Seiten umgibt, ist mit Häusern und

Gärten besäet. Ihre blendend weiße Farbe bildet einen eigenthümlichen Contrast mit einigen Ruinen, denen die Zeit ihr Gepräge aufgedrückt hat, und deren Backsteine ihre ursprüngliche Farbe behalten haben. Man könnte hier wahrhaft glauben, sich in den schönsten Partieen Italiens zu befinden, denn es gibt hier Wasserleitungen, zerfallene Denkmäler, reizende Baumgruppen, einen Himmel vom reinsten Blau und Schattirungen, wie man sie nur in südlichen Gegenden sieht. Dieses ganze schöne Land bot damals das Bild des Krieges dar, die Häuser waren verlassen, die Echo's der Thäler wiederholten nur den Donner der Kanonen, die Gärten, von den französischen Truppen besetzt, waren in Feldlager verwandelt, und die Kugeln durchfurchten die Rabatten; der Palmbaum, dessen stolzes Haupt sich sanft in den Lüften wiegt, und dessen Zweige immer irgend eine Ruine gegen den Zahn der Zeit zu schützen scheinen, war niedergehauen; die Gewässer, welche die Algierer so gut zu leiten wissen, und von denen sie grossen Nutzen ziehen, waren durch die französischen Soldaten aus ihrem Laufe gebracht, welche, ohne sich um ihre Nachbarn zu bekümmern, einen Ableitungsgraben zu einer unterirdischen Wasserleitung gruben, um ihre Feldflaschen zu füllen, und oft litten ganze Regimenter an diesem dringenden Bedürfniß Mangel, weil ein Reiter eben diese Wasserleitung durchbrochen hatte, um sein Pferd trinken zu lassen.

Am 4. Juli gab mit dem ersten Grauen des Ta-

ges eine vom Generalquartier aufsteigende Rakete das Signal zur Demaskirung der Batterieen; auf der ganzen französischen Linie begann die heftigste Kanonade, und das Kaisersfort, das seit vier Tagen unaufhörlich schoß, antwortete lebhaft. Die Algierer hatten die Schartenzellen, welche die Schießscharten von einander trennen, mit wollenen Säcken umgeben, und hofften von diesen sichern Schutz, aber das Kreuzfeuer der französischen Batterieen zerstörte bald diesen leichten Schild, und an mehreren Orten stürzte die gemauerte Brustwehr zusammen. In diesem Augenblicke zeigte sich der Muth der Algierer im hellsten Licht, die Kugeln der Belagerer richteten unter den Algierern ein furchtbares Blutbad an, dieselben Kanoniere konnten nicht zweimal zum Schusse kommen, wurden aber sogleich durch andere ersetzt, die bereitwillig dem gewissen Tod entgegengingen. Die französischen Artillerieofficiere richteten selbst die Geschütze, und besonders bewunderte Jedermann die Kaltblütigkeit des Obersten d'Esclaibes, der während der ganzen Kanonade bei einer Batterie blieb, um den Artilleristen in der Richtung des Geschützes praktischen Unterricht zu geben *). Das Feuer des Forts ließ fühlbar nach, es herrschte daselbst eine große Verwirrung, und die mit Leichen bedeckten Batterieen waren beinahe verlassen, nur einige Stücke

*) Dieser geschickte, tapfere und liebenswürdige Officier hat unter der neuen Regierung sein Commando verloren.

gaben noch Feuer. Gegen neun Uhr sah man einige der Belagerten vermittelst eines außen an der Mauer herabhängenden Seiles entfliehen; bald darauf stürzte der Rest der Besatzung hervor, und es ließ sich eine furchtbare Explosion vernehmen, die Luft wurde einige Augenblicke lang von einer schwärzlichen Wolke verdunkelt, und die Erde weithin mit Staub und Steintrümmern bedeckt. Die Franzosen erschracken anfangs, eilten aber bald über die Laufgräben; drei Compagnien des 35. Regiments, von General Hurel angeführt, drangen im Sturmschritt durch die Bresche in das Fort und nahmen von demselben Besitz; ihnen folgten auf dem Fuße die Generale Lahitte und Valazé, welche die Truppen, die unter ihrem Commando standen, durch ihr Beispiel ermuthigten. Alles bot das Schauspiel der Verwüstung und das Bild eines Chaos dar, die Wolle, die man in großer Menge herbeigebracht hatte, war rings umher zerstreut, und bedeckte bis auf eine weite Entfernung Boden und Bäume; die nordwestliche Vorderseite war, so wie die Plateform und der Thurm, völlig eingestürzt, und die noch stehenden Mauern hatten viele Risse; unter Trümmern aller Art bemerkte man auch die Glieder der Unglücklichen, die nicht zeitig genug entflohen waren. Ein Franzose, der es nicht erwarten konnte, die weiße Fahne auf diesen zerstörten Wällen flattern zu sehen, zog sein Hemd aus und hing es an dem zerschmetterten Stamme eines Dattelbaumes auf, der im Innern des Forts

stand, und durch seine hohe Stellung den Schiffen, die in den Hafen einlaufen wollten, zum Signal diente. Bei dem französischen Heere glaubte man Anfangs, eine der in das Pulvermagazin gefallenen Bomben habe die Explosion verursacht, aber später erfuhr man, daß die Türken, aufs Aeußerste getrieben, selbst Feuer eingelegt hätten, in der Hoffnung, die Franzosen unter den Ruinen zu begraben.

Sogleich nach der Einnahme des Forts bemühte sich das Artillerie- und Ingenieurcorps, dasselbe gegen einen Ueberfall sicher zu stellen; man brachte eilends Schanzkörbe und Säcke mit Erde gefüllt herbei, um eine Verschanzung zu machen, auch wurden die Breschen ausgebessert. Eine Grenadiercompagnie, von allzugroßer Hitze fortgerissen, drang noch bis zum Fort Bab-Azun vor, aber da es ihr an den nöthigen Werkzeugen zur Erbrechung des Thors fehlte, mußte sie wieder umkehren, und verlor dabei eine Anzahl Leute.

In dem Augenblick, als der Obergeneral ankam, erschien der erste Sekretär des Dey, Sidi Mustapha Kasbadji, als Parlamentär vor den französischen Vorposten, er wollte nach den Bedingungen der Capitulation fragen, und machte von Seiten seines Herrn das Anerbieten, dem König von Frankreich die Kosten des Kriegs zu bezahlen, und dem französischen Handel alle seine alten Vorrechte zurückzugeben. Während er sich noch seines Auftrags entledigte, zischte eine Kugel an seinen Ohren vorbei

und machte ihn zittern; auf seine Bemerkung, daß die Feindseligkeiten jetzt aufhören müssen, antwortete ihm der General Lahitte lachend: „Seyd ruhig, Freund, das geht Euch nicht an, auf Euch schießt man nicht.“ Seine Vorschläge wurden zurückgewiesen, und als General Bourmont ihn entließ, erinnerte er ihn nochmals daran, daß er, Herr von allen Stellungen, sobald er wolle, die Stadt und die Cassauba in einem Augenblick zusammenschießen könne, daß er aber dennoch dem Dey und seinen Leuten das Leben zusichern wolle, wenn sie sich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben, und die Thore der Stadt und der äußern Forts sogleich dem französischen Heere öffnen würden.

Unterdessen war ganz Algier in großer Verwirrung, der Divan war versammelt, und harrte in banger Besorgniß der Bedingungen, welche dem Sieger festzusetzen belieben würde. Die Einwohnerschaft stieß ein jammervolles Geschrei aus, und erwartete, man werde sie nach muselmännischer Sitte über die Klinge springen lassen. Der Dey hatte in einem Augenblicke der Verzweiflung ein Pistol ergriffen, und ging auf das Pulvermagazin in seinem Pallaste zu, das 2,300 Centner Pulver enthielt, um sich und die Seinigen in die Luft zu sprengen, wurde aber durch seine Familie noch davon abgehalten, die durch die Vorstellung der Milde der Sieger seine Hoffnung aufs Neue belebte. Um zwei Uhr erschienen zwei neue Parlamentärs vor den französischen Vorposten.

Der eine derselben war Hamed Budarba, ein in Algier sehr angesehener Maure; beide sprachen sehr gut französisch, und legten die Forderungen des Dey mit vieler Gewandtheit auseinander. General Bourmont wiederholte das, was er Mustapha gesagt hatte, aufs Neue, und setzte hinzu, daß der Dey ohne Furcht dem König von Frankreich die Sorge überlassen könne, ihm eine ehrenvolle Zukunft zu sichern.

Während dieser Zeit hatte sich der Befehlshaber der algierischen Flotte an Bord der Provence begeben, um einen Waffenstillstand nachzusuchen; aber der Admiral Duperré hatte geantwortet, daß, so lange nicht die weiße Fahne auf den Thürmen von Algier wehe, er dieses als im Kriegsstand befindlich betrachten müsse. Es liefen zahlreiche Schiffe vom Hafen aus und segelten auf das Kap Matifu zu, und die Küste war mit Familien bedeckt, die ihr ganzes Vermögen bei sich trugen und sich ins Innere des Landes begeben wollten.

Bald erschienen Sidi Mustapha und Hamed Budarba wieder, von dem englischen Consul begleitet, der von dem Dey den Auftrag hatte, eine Vermittlung zu seinen Gunsten zu versuchen, um weniger harte Bedingungen auszuwirken. Sie wurden auf einem dem Fort nahe gelegenen Felde, links von der Straße, empfangen, und die Artikel der Capitulation wurden in Gegenwart der vornehmsten Officiere der Armee festgesetzt, und von dem General

Desprez aufgezeichnet. Die Grundzüge derselben waren diese:

1) Das französische Heer wird die Stadt und die Cassauba, und alle Besitzungen des Königreichs am 5. Juli um 9 Uhr Morgens in Besitz nehmen.

2) Die Religion und die Gebräuche des Landes sollen geduldet werden.

3) In die Moscheen soll Niemand von dem Heere zugelassen werden.

4) Der Dey und die übrigen Türken müssen Algier unverzüglich verlassen.

5) Man bürgt denselben für die Erhaltung ihres Privatvermögens.

6) Sie können ihren künftigen Aufenthaltsort wählen.

Unterdessen benützte der General Valazé den Waffenstillstand, um sich der Stadt zu nähern, und in der folgenden Nacht wurden Arbeiten ausgeführt, welche die Franzosen in den Stand setzten, auf den Fall, daß die Unterhandlungen abgebrochen würden, ohne Gefahr bis nahe an die Cassauba vorzudringen.

Das ganze Heer war von lebhafter Freude ergriffen: man wünschte sich Glück, umarmte sich, denn Algier, die unbezwingliche Stadt, die Burg des Islamismus, sollte nun fallen, und in wenigen Stunden sollte daselbst die französische Fahne statt der muselmännischen wehen! Auch wird man diese Freude gegründet finden, wenn man an die wichtigen Folgen denkt, welche von dieser Eroberung für Frankreich und die übrigen Staaten Europas vorauszusehen

waren, die durch dieselbe von dem schimpflichen Tribute befreit wurden, welchen sie bisher jenen frechen Seeräubern hatten entrichten müssen.

5.

Einzug in Algier. — Die Cassauba — Der Staatsschatz. — Oeffentliche Anstalten. — Entwaffnung der Janitscharen. — Besuch des Dey beim Obergeneral. — Seine Abreise nach Neapel. — Krankheiten im französischen Heer.

Am 5. Juli Morgens rüstete sich das ganze Heer zum feierlichen Einzug in die eroberte Stadt, der um Mittag vor sich gehen sollte. Die Freude war so allgemein, und die Begierde, die merkwürdige Stadt kennen zu lernen, bei Jedermann so groß, daß man die gewöhnlichen Vorsichtsmaaßregeln vernachläßigte, und sich auf einem sehr engen und steilen Wege, dem einzigen, den man kennen gelernt hatte, in Marsch setzte. In der Nähe der Stadt war der Boden so dicht mit Aloestauden bedeckt, daß es schwierig war, sie zu durchbrechen, obgleich die Sappeurs sich mehrfach bemühten, Wege zu bahnen. Die Unmöglichkeit, ein Bataillon zu entwickeln, und die Sperrung des Wegs durch die Reserve- und Belagerungsparks, die durch ein Mißverständniß getrennt von den Feldbatterieen in Bewegung gesetzt worden waren, veranlaßten einige Unordnung und Stockung, und das 6te Linienregiment, das an der Spitze der Colonne hätte marschiren sollen, blieb zurück. Hätte man sich vorher mit dem Terrain be-

kannt gemacht, und wären die Befehle über die Marschordnung mit mehr Klarheit und Bestimmtheit gegeben worden, so wäre dieser Uebelstand vermieden worden, der dem Einzug in die Stadt alle Feierlichkeit benahm.

Der General Lahitte, der sich an die Spitze der Artillerie gestellt hatte, weil er nicht wußte, daß der Marsch durch das 6te Linienregiment, auf das man wartete, aufgehalten wurde, war immer fortmarschirt und kam zuerst vor der Stadt an, und da er hier das Thor offen sah, zog er mit zwei Compagnieen ein. Einige Augenblicke darauf kam der Obergeneral mit der Avantgarde an, und besetzte das Innere der Cassauba mit einem Bataillon, ein anderes wurde außen am Eingangsthor aufgestellt. Der General Tholozé, der zum Stadtcommandanten ernannt worden war, vertheilte die Posten. Zuerst dachte man darauf, sich der Kasernen der Janitscharen zu bemeistern, deren unruhigen Geist man kannte, und die noch bewaffnet waren. Zu diesem Zweck legte der General Montlivault, der sich des Thores von Bab-Azun bemächtigt hatte, eines seiner Regimenter in die Stadt, und die Marineanstalten wurden von einem andern Regimente in Besitz genommen. Der übrige Theil des Heeres lagerte sich um Algier her, und die Artillerie pflanzte sich auf den der Stadt zunächst gelegenen Höhen auf.

Während des Einzugs der Franzosen in die Stadt herrschte die größte Stille in derselben; einzelne

Einwohner standen vor ihren Thüren, und schienen auf Alles gefaßt zu seyn; nirgends aber bemerkte man eine versammelte Volksmenge, noch irgend ein Zeichen des Beifalls oder Mißfallens. Der Pallast des Dey war seit einer Stunde blos von seinem Gefolge geräumt worden, und die Verwirrung, die darin herrschte, zeugte von der Eile, mit welcher er verlassen worden war. Der Dey hatte Vormittags noch um eine Verlängerung von einigen Stunden bitten lassen, und auf die abschlägige Antwort des Obergenerals sich entschlossen, die Cassauba eilig zu verlassen und sich mit seinem ganzen Gefolge in ein Haus in der untern Stadt zu begeben, das ihm zugehört hatte, ehe er zur unumschränkten Macht gelangt war.

Der Finanzminister übergab die Schlüssel zur Schatzkammer dem Präsidenten einer zur Abfassung eines Inventariums ernannten Commission, und an allen Thüren wurden Siegel angelegt. Man war anfangs über die Menge des gemünzten Silbers erstaunt, die sich hier vorfand, und schlug es zu ungefähr 75 bis 80 Millionen an. Diese voreilige Schätzung gab zu den abgeschmackten Gerüchten Anlaß, die nachher in Umlauf kamen. Einige Päcke, welche die Dienerschaft des Dey nicht mehr Zeit gehabt hatte, mit sich fortzunehmen, und die da und dort auf den Treppen und in den Corridors umherlagen, wurden von der Avantgarde gefunden, die deren Inhalt unter sich vertheilte, und so kam es, daß sehr reiche Ge-

wänder in die Hände einiger Soldaten und des Gefolgs des Obergenerals und des Generalstabs fielen. Die Kostbarkeiten wurden zu dem Schatz gebracht, und auch den größten Theil der Gewänder bekam der Dey zurück.

Die schiffbrüchigen Seeleute der beiden Briggs Silene und Aventure, denen die Eroberung von Algier ihre Freiheit wiederschenkte, brachen in laute Freudensbezeugungen aus; sie umarmten sich und ihre Befreier, wünschten einander Glück, und beschrieben ihren Landsleuten ihr bisheriges Schicksal. Die Flotte ging in dem der Stadt zunächst gelegenen Theil der Bai vor Anker, und der Admiral nahm von dem Hafen und den Marineanstalten Besitz.

Am andern Tage erschien ein Tagsbefehl, in welchem der Obergeneral dem Heere für seine Ergebenheit und Tapferkeit dankte, welche es möglich gemacht habe, den Zweck des Feldzugs, die Eroberung von Algier, bälder zu erreichen, als man hätte erwarten können; zugleich wurde das Heer benachrichtigt, daß eine Commission damit beschäftigt sey, ein Inventarium von dem bedeutenden Schatze abzufassen, der in der Cassauba gefunden worden sey, und daß derselbe nächstens den französischen Schatz bereichern werde. *)

*) Für das Heer erbat General Bourmont beim Ministerium den Betrag des vierteljährigen Soldes als Geschenk.

Der 6. Juli wurde zur Entwaffnung der Janitscharen angewandt. Sie waren von dieser Maaßregel schon von den Stadtbehörden benachrichtigt, und legten derselben nicht das mindeste Hinderniß in den Weg. Jeder brachte seine Flinte und seinen Yatagan herbei, nahm jedoch vorher von denselben die reichen Beschläge ab. 1200 Mann von dieser ungestümmen Miliz wurden nach der Levante eingeschifft; die Verheiratheten und Aeltern erhielten die Erlaubniß, in Algier zu bleiben.

Diese merkwürdige Stadt ist amphitheatralisch auf dem nordöstlichen Abhang eines Hügels erbaut, der sich bis ans Meer hinzieht. Sie hat einen Umfang von ungefähr anderthalb Stunden; die Straßen sind sehr eng, außer derjenigen, welche von der Vorstadt Bab=Azun in die Vorstadt Bab=al=Uët führt und etwas breiter ist; in dieser Straße werden die Märkte gehalten. Die Häuser sind aus Stein gebaut und mit Kalk geweißt, was dem Ganzen das Aussehen eines ungeheuren Steinbruchs gibt; die meisten haben nur einen Stock, der gegen die Straße hin einen auf hölzernen Strebepfeilern ruhenden Erker hat. Jede Wohnung hat eine Cisterne, und außerdem sind auf den Straßen Brunnen, deren Wasser durch unterirdische Wasserleitungen von dem Hügel herabkommt, auf dem das Kaiserschloß steht. Algier hat auch eine ansehnliche Anzahl Moscheen, aber keine ist durch ihre Bauart oder Verzierungen merkwürdig. Man findet hier weder Sitze noch Polster,

das Pflaster ist mit Matten bedeckt, in der Mitte befindet sich ein großer und einige Stufen erhöhter Stuhl, von dem aus der Mufti oder ein Iman das Volk jeden Freitag zur Frömmigkeit ermahnt. In dem andern Theile der Moschee ist ein viereckiger Thurm, auf den zu verschiedenen Zeiten des Tags ein Ausrufer steigt, um den Gläubigen die Stunden des Gebets anzukündigen.

Die Marineanstalten sind merkwürdig: unter dem Hafendamm befinden sich ungeheure Magazingewölbe, und furchtbare Batterieen vertheidigen die Stadt von der Seeseite; übrigens ist der Hafen sehr klein, und könnte nicht mehrere bewaffnete Fregatten fassen.

In Algier sind fünf Kasernen, von denen jede ungefähr 600 Mann faßt, mehrere Sclavenhäuser und drei öffentliche Schulen. Auch einige Wirthshäuser sind vorhanden, welche ungeheure Magazine haben, und in denen die türkischen Kaufleute wohnen. Die Algierer legen einen großen Werth auf den Kaffee, und bringen mehrere Stunden des Tags mit Rauchen und Kaffeetrinken zu. Sie versammeln sich zu diesem Ende in einem Hause, in welchem sich auf beiden Seiten tiefe durchräucherte Säle befinden; am Ende eines jeden solchen Saals ist ein kleines Kamin, wo der Kaffee in Bereitschaft steht, und von wo aus ein Sclave denselben unter den Gästen herumträgt, die auf den Bänken, die rings an den Wänden angebracht sind, sitzen oder liegen. Jeder von diesen hat eine lange Pfeife, und abgesehen von

der Lebendigkeit ihrer Augen könnte man sie für Bildsäulen halten, so unbeweglich liegen oder sitzen sie da. Sie betrachteten erstaunt die französischen Soldaten, die lebhaft hin und her gingen und Dinge verrichteten, welche hier bisher nur Sclaven versehen hatten.

Am 7. Juli wurde das ganze Generalquartier benachrichtigt, daß der Dey in die Cassauba kommen werde, um dem Obergeneral einen Besuch abzustatten; der Admiral Duperré wurde eingeladen, demselben beizuwohnen. Eine Grenadiercompagnie wurde Hussein Pascha als Ehrengarde zugeschickt, und Officiere des Obergenerals gingen ihm entgegen, um ihn an den Pforten des Pallastes zu empfangen. Alle Anwesenden waren in der gespanntesten Erwartung, und als die Tambours, welche Rappell schlugen, seine Ankunft verkündigten, entstand eine tiefe Stille. Hussein Pascha trat ein, ein Mann von 65—70 Jahren und von kleiner Statur: seine muskeligen runden Formen zeugten von Stärke, sein Gesicht war nicht schön, aber würdevoll, seine Augen verriethen List und Schlauheit. Sein Anzug war sehr einfach: das arabische Oberkleid war nachläßig um seine Schultern geworfen, und sein Kopf war mit einem carmesinrothen Turban bedeckt. Vornehme Türken und Mauren begleiteten ihn, aber keiner derselben war bewaffnet. Er näherte sich mit Anstand dem Obergeneral, der einige Schritte gegen ihn machte; kein Zug seiner Miene verrieth die Bewegung, die in seinem In-

nern herrschen mußte; er war demüthig ohne kriechend zu seyn, und sein würdevolles Benehmen hatte nichts Anstößiges. Die Zusammenkunft war sehr freundschaftlich: zuerst bat der Dey, mit seinem Gefolge, das aus mehr als 100 Personen bestand, nach Livorno geführt zu werden. General Bourmont antwortete ihm, es solle sogleich eine Fregatte für ihn gerüstet werden, auf der er Alles mit sich nehmen könne, was ihm angehöre. Der Dey schlug seinen Verlust in beweglichen Gütern zu 250,000 Franken an, und sogleich am folgenden Tage wurde ihm diese Summe zugeschickt; seine Leute erhielten sogar die Erlaubniß, selbst die Cassauba zu durchsuchen, um Alles, was sie als Eigenthum ihres Herrn erkennen würden, zurückfordern zu können, und sie machten so guten Gebrauch von dieser Erlaubniß, daß eine Folge ihres Besuchs auch das Verschwinden mehrerer französischer Uhren war.

Der Dey wurde mit denselben Ehrenbezeugungen heimgeleitet, die man ihm bei seiner Ankunft erwiesen hatte; nach seiner Entferuung ritt er auf einem unscheinbaren Maulthier, von einem kleinen Gefolge der Seinigen umgeben und einer französischen Ehrenwache begleitet, noch einmal durch die Stadt, und überall drückte das Volk durch tiefes Schweigen seinen Schmerz aus. Am folgenden Tage gab ihm der Obergeneral seinen Besuch zurück. Der Dey dankte ihm für alle die guten Maaßregeln, die er getroffen habe, und versicherte ihn seiner ewigen Dankbarkeit

gegen den König von Frankreich. „Ich war, sagte er ferner, immer von der Gerechtigkeit meiner Sache überzeugt, aber seitdem ich besiegt bin, sehe ich ein, daß ich mich getäuscht habe; ich muß mich ganz dem göttlichen Willen ergeben. Man hat mich als einen wilden blutigen Despoten dargestellt, aber man frage meine Unterthanen, und besonders die dürftige Klasse dieser Hauptstadt, und man wird das Gegentheil finden, denn ich habe ihnen immer Wohlthaten erwiesen; ich empfehle sie Ihnen. — Ich weiß, daß Sie einen Sohn verloren haben, und weiß Ihren Verlust um so eher zu schätzen, da der Krieg mich ebensowenig verschont, sondern mir einen Neffen geraubt hat, den ich zärtlich liebte, aber wir müssen uns dem göttlichen Willen ergeben. — Ich wünsche mich nach Neapel zurückzuziehen, und reise mit der Ueberzeugung ab, daß der König von Frankreich mich nicht verlassen wird. Komme ich einmal in Noth, so werde ich mich an ihn wenden; er ist groß und edelmüthig, da Alles, was Sie thun, sein Befehl ist, und er wird mich daher nicht im Stiche lassen.“ — Die Sprache dieses Mannes war eine ganz einfache und gewöhnliche, aber doch hatte sie etwas so Edles und Ansprechendes, daß sie allen Anwesenden Mitleid und Achtung abnöthigte.

Am 10. Juli Morgens rüstete sich der Dey, an Bord der Fregatte Jeanne d'Arc zu gehen, die in Bereitschaft gesetzt worden war, um ihn mit seinen 52 weiblichen und 58 männlichen Begleitern aufzu-

nehmen. Seine letzten Augenblicke in Algier waren sehr rührend: Greise wollten ihn noch einmal vor ihrem Tode sehen, und ließen sich an die Küste tragen, um seine Kniee zu umfassen; so hatte er noch viele harte Kämpfe zu bestehen, und als endlich seine Festigkeit durch diese rührenden Scenen zum Wanken gebracht wurde, bestieg er schnell das Boot, das ihn erwartete, um seine Thränen zu verbergen und seine Würde zu bewahren. Ihn begleiteten die Seufzer des aufgeklärten Theils der Bevölkerung, weil er mit Mäßigung regiert hatte, die andern Volksklassen aber sahen ihn gleichgültig abreisen, und die Mauren und Juden freuten sich über die Regierungsveränderung.

Man fand in der Cassauba eine bedeutende Anzahl kostbarer Waffen, die auf Befehl des Obergenerals unter die Generale und höhern Officiere des Heers ausgetheilt wurden. Von den Generalen erhielt jeder eine Flinte, einen Säbel und ein Paar Pistolen, die höhern Officiere erhielten jeder einen Yatagan. Die Waffen der Janitscharen wurden unter alle diejenigen ausgetheilt, welche an jener ersten Vertheilung keinen Theil genommen hatten. Die Flotte aber wurde dabei vergessen, was sie tief kränkte, indem sie glaubte, man habe sie absichtlich von diesen Trophäen ausgeschlossen; aber es war nur ein Versehen.

Zwischen den französischen Soldaten und demjenigen Theile der Einwohnerschaft von Algier, der sich

auf den Märkten und andern öffentlichen Plätzen zeigte, fand das beste Vernehmen statt, aber das Innere der Häuser blieb ihnen verschlossen; besonders leben die Frauen, wie überall im Morgenlande, so auch in Algier, in der strengsten Zurückgezogenheit: die wenigen, welche ausgehen dürfen, um die Moscheen und Bäder zu besuchen, sind immer von einigen Sclaven begleitet, und selbst immer dicht verhüllt; nur die Negerinnen und Jüdinnen gehen mit unbedecktem Gesichte aus.

Auf den 12. Juli ward eine große Revue angekündigt, und das Heer erwartete, bei dieser Gelegenheit eine Belohnung für seine Anstrengungen zu erhalten; allein die Rechnung, welche General Bourmont zu diesem Zweck nach Frankreich geschickt hatte, wurde hier für zu groß gehalten, und Bourmont mußte ohne Geschenke vor dem Heere erscheinen; in Frankreich begnügte man sich, an eine Belohnung durch einige Ellen Bänder zu denken. Das französische Heer begann muthlos zu werden, Krankheiten fingen an, in demselben zu wüthen, und als die Sphinx am 18. dem Obergeneral seine Ernennung zum Marschall von Frankreich brachte, ohne irgend eine andere Belohnung, so wurde Alles betroffen. General Bourmont selbst fühlte das Beleidigende, welches darin für das Heer lag, und so oft er die Glückwünschungen der verschiedenen Corps beantwortete, drückte er auch zugleich sein Bedauern gegen sie

aus, daß er sie nicht auch für ihre trefflichen Dienste belohnen könne.

Der Bey von Tittery, der sich bereitwillig unterworfen hatte, wurde von dem Obergeneral mit der Statthalterschaft desselben Gebiets belehnt, das er bisher unter der Oberherrschaft von Algier regiert hatte. Diese Ceremonie fand in der Cassauba statt, obwohl nicht mit der gewöhnlichen Feierlichkeit, da die Umstände dieß unmöglich machten.

Die Zahl der Kranken vermehrte sich in einem sehr beunruhigenden Verhältniß, und die Spitäler waren nicht gehörig bestellt. Allmählig ergriff Alle eine schmerzliche Sehnsucht nach dem Vaterlande, und die Furcht, es nicht mehr zu sehen, machte den Soldaten ihr Uebel noch beschwerlicher, das in der Ruhr und andern durch das Klima herbeigeführten Krankheiten bestand. Sie kehrten sich auf ihrem Lager nach dem Ort ihrer Einschiffung hin, und suchten mit erloschenem Auge das Fahrzeug, das sie auf den heimathlichen Boden zurückbringen sollte. Manche erreichten nicht einmal die Küste, und niedersinkend schienen sie das Schicksal anzuklagen, das ihnen die Heimkehr in ihr Vaterland nicht mehr gestattete. Diese traurigen Scenen machten einen lebhaften Eindruck auf die Algierer: sie glaubten, das ganze Heer befinde sich in diesem Zustande, und die Anhänger der gestürzten Regierung schöpften strafbare Hoffnungen. Sie unterhielten mit den Bey's, die sich noch nicht unterworfen hatten, Correspondenzen, und schickten

ihnen Pulver und Munition zu, was freilich eine strengere Wachsamkeit von Seiten der Franzosen hätte verhindern können.

6.

Statistische Notizen. — Natur des Bodens. — Seine Erzeugnisse. — Der Palmbaum. — Thiere. — Das Barberroß. — Das Kameel. — Hauptstädte. — Bevölkerung. — Christensclaven.

Die Regentschaft Algier (unter 6° 30′—4°) grenzt gegen Norden an das Mittelmeer, gegen Westen an Marocco, gegen Osten an Tunis und gegen Süden an die große Wüste Sahara. Ihr Gebiet hat gegen 200 Meilen in die Länge und 25 bis 30 in die Breite. Sie zerfällt in drei große Provinzen; Oran im Westen, Constantine im Osten und Tittery im Süden, in der letztern Provinz liegt Algier. Die ganze Küste der Regentschaft, mit Ausnahme der Höhen um Algier, ist flaches Land. Hinter dieser Ebene erhebt sich eine Bergkette, der kleine Atlas. Jenseits dieser Berge finden sich wieder sehr ausgedehnte Ebenen, hierauf die regellose Bergkette des großen Atlas, der den Eingang in die große Wüste zu vertheidigen scheint. Die Berggruppe Bud-Dschareah beherrscht das ganze Land im Westen von Algier, und die Stadt selbst liegt auf dem östlichen Abhang eines ihrer Hügel. Die höchsten Berge des Gebietes der Regentschaft erheben sich 2400 Metern über die Meeresfläche.

Der Boden der Regentschaft besteht an der Küste aus Mergel oder Mergelsand und harter Kalkerde. Die Berge des kleinen Atlas bestehen aus Kalkerde und Sandstein, aber die Thäler und die Ebenen am Meer sind sandig. Der Boden ist häufig mit Seesalz geschwängert, auch enthält er eine große Menge salpetersaure Pottasche. Blei und Eisen sind die einzigen Metalle, die man bis jetzt im Gebiete von Algier fand. Die Kabylen der bergigten Distrikte von Budschija bearbeiten sie.

Eine glückliche Mischung von Wärme und Feuchtigkeit gibt in der Barbarei den Gewächsen einen hohen Grad von Stärke und Pracht. Das Volk lebt im Allgemeinen von Reis, doch wächst auch Waizen und Mais im Ueberfluß. Der Weinstock erreicht hier eine bedeutende Höhe, er ist an der Wurzel oft so dick als der Oelbaum. Dieser Baum ist das Lieblingsgewächs des nördlichen Afrika. Die Granatäpfel erhalten eine ungeheure Größe; die Orangen und Feigen sind ausgesucht. Der Kastanienbaum wird nicht sehr hoch, aber seine Früchte sind sehr schmackhaft. Die Eichen an der Seeküste sind sehr hoch; die Eiche mit süßer Frucht (quercus ballota) ist sehr gewöhnlich. Die Cypresse setzt durch ihre Höhe und pyramidenförmige Gestalt in Erstaunen. Auch sieht man viele Maulbeer- und Mandelbäume.

In der Umgebung von Algier liegen wenigstens 20,000 Gärten; aber der ganze Effect dieser schönen

Natur auf den Beobachter geht verloren, wenn er an das Volk denkt, das im Genuß eines so begünstigten Landes ist. Auf den ersten Anblick scheint die Landschaft köstlich, betrachtet man sie aber näher, so entdeckt man große öde Strecken und erkennt dann die Verachtung dieser Barbaren gegen den Ackerbau, den sie durch Krieg und Plünderung ersetzen.

An den dürrsten Stellen wächst eine Menge Pflanzen, die den Thieren ein vortreffliches Futter geben und die Luft mit Wohlgerüchen erfüllen. Der Oleander (Lorberrose) belebt die Gegend. Alle Höhen sind mit Thymian und Rosmarin bedeckt, welche die Athmosphäre reinigen und an vielen Orten als Brennholz gebraucht werden. Das Auge stoßt fortwährend auf ganze Felder von Rosen; aus diesen gewinnt man die in Europa so gesuchte Rosenessenz. Das schöne Klima war zu jeder Zeit dem Zuckerbau günstig, ja Viele glauben, daß das Zuckerrohr in der Barbarei einheimisch ist und von da nach den westindischen Inseln gebracht wurde.

Die Dattelpalme (phoenix dactylifera) ist auf dem Gebiete von Algier sehr gewöhnlich. Sie erreicht eine Höhe von 80 bis 90 Fuß; sie braucht 30 Jahre, bis sie völlig ausgewachsen ist und trägt dann 60 Jahre lang Früchte. Die Frucht befindet sich unter den Blättern am Stamme. So lange die Datteln noch am Baume hängen, sehen sie gelb, reif nehmen sie eine röthliche Farbe an. Sie liefert auch einen

Syrup, dem Honig ähnlich, den aber blos die Reichen genießen.

Mit Recht wird der Palmbaum unter die dem Menschen nützlichsten Gewächse gerechnet. Er belebt die öde Wüste und dient zum Schirm gegen die senkrecht herabfallenden Strahlen einer brennenden Sonne. Er reicht dem Wanderer, der in diesen schrecklichen Einöden irrt, eine vortreffliche Frucht, deren Saft ihn erfrischt. Mit Recht führt er auch den Namen Sonnenbaum, denn seine Blätter zeigen die Stunden des Tages an, und die Jahre bezeichnen die Ringe seines Stamms.

Die Hausthiere sind in Algier sehr gewöhnlich. Hunde duldet man, im Allgemeinen aber verbscheut sie der Maure. Dagegen stehen die Katzen in hoher Gunst. Diese religiöse Verehrung schreibt sich daher, daß der Prophet eine große Zärtlichkeit gegen eine Katze hatte, die er einst in dem Aermel seines Mantels schlafend fand. Die Kühe sind klein, aus Mangel an Weideplätzen. Dagegen sind die Ziegen hier größer als in allen andern Ländern. Ihr beinahe immer schneeweißes Fell liefert den Beduinen eine passende Kleidung, weil diese Farbe mehr als jede andere gegen die Sonnenhitze schützt.

Die Esel gleichen den egyptischen und denen aus der Mark Ancona. Diese geduldigen, verfolgten Thiere sind für die Einwohner das, was für uns die Fuhrwerke. Ihre wohlklingende Stimme verkündet bei Nacht die Annäherung der Araber, und die

Mauren schätzen ihr Fleisch sehr hoch. Man darf sich nicht wundern, daß die Barberpferde und solche Esel so gelenke und starke Maulthiere erzeugen. Diese Maulthiere zieht man wegen ihres sicherern Trittes und weil sie schwerer tragen können, bei Transporten den Pferden vor.

Die Barberpferde würden, was die Schönheit und besonders ihre Eigenschaften betrifft, den arabischen gleichkommen, wenn die Mauren dieselbe Sorgfalt auf sie verwendeten, wie der Araber der Wüste. Aber in Algier, wo kein Mensch seines Eigenthums sicher ist, ist eine solche Sorgfalt nicht am Ort. Selbst die Pferde des Dey stehen oft ganze Tage lang gesattelt und mit gefesselten Füßen der Sonnenhitze ausgesetzt. Sie werden bald herzschlächtig. Trotz dem Allem ist das Barberroß äusserst thätig, arbeitsam und geduldig. Es ist gelenk, schmächtig und von schlankem Gliederbau. Sein natürlicher Ungestümm macht es zum Angriff vorzüglich tauglich. Die Araber üben es häufig im Galopp, indem sie ihm den Zügel auf den Hals legen, und der größte Ruhm eines Reiters ist es, sein Pferd plötzlich in vollem Lauf anzuhalten. Sie bekommen wenig Wasser, dagegen Kameelsmilch, nach der sie äusserst lecker sind und die ihnen sehr gut bekommt. Die Verstümmlung dieses herrlichen Thiers ist bei den Moslems nicht im Gebrauch, sie fürchten, seine Kraft und seinen Muth zu schwächen. Die englischen Pferde, die früher zum Reiten völlig untauglich waren, verdanken

ihre gegenwärtigen Vorzüge der Vermischung mit der Barberrace.

Das Kameel, das die Araber so passend das Schiff der Wüste nennen, ist das köstlichste Geschenk, das die Natur den Bewohnern Afrikas mitgetheilt hat. Es steht bei diesen Völkern in so hoher Verehrung, daß sie sich mit dem Schaum seines Maules waschen. Bei den Mahomedanern führt es den Namen: Hadschi-Baba (Vater der Pilger). Diese Ehre widerfährt ihm, weil es die Geschenke des Großherrn nach Mecca trägt. Auch hat ihm Mahomed zur Belohnung seiner Dienste das Paradies verheißen.

Das Kameel trägt eine Last von 500 bis 1000 Pfund. Oft hat es eine ganze Familie auf seinem Rücken. Es gibt den Menschen seine Milch, sein Fleisch, seine Haut und sein Haar; und des Nachts, wenn der Reisende ermattet auf dem Sande sich ausstreckt, schützt es ihn mit seinem Körper. Es wacht, während sein Herr schläft, und wie der treue Hund zeigt es ihm die Nähe des Feindes an. Der Instinkt des Kameels verräth ihm in großer Entfernung die Nähe des Wassers; man kann es als das wahre Bild der Geduld, des Muthes und der Ausdauer betrachten. Es leidet Hunger und Durst, ist den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt und erträgt dies mit unvergleichlicher Sanftmuth. So lange es seine Last tragen und seinen Marsch fortsetzen kann, strengt es alle seine Kräfte an; nie stürzt es oder bleibt stehen,

ausser wenn seine Kräfte völlig erschöpft sind, dann stürzt es nieder, um nie wieder aufzustehen.

Man gebraucht es im Allgemeinen als Lastthier; wenn man es bepackt, kniet es nieder und gibt durch ein Pfeifen oder ein Zeichen mit dem Kopfe zu verstehen, wenn es genug bepackt ist. Es läuft 15 bis 16 Stunden, ohne daß man eines Steckens bedarf. Bei den Karavanen haben die Araber Trommeln bei sich und hängen kleine Glöckchen an die Kniee des Leit-Kameels. Will man nun, daß sie schneller gehen, so trommeln sie eine Melodie, die diesen Thieren Vergnügen macht und ihre Schritte beschleunigt.

Das Kameel kann 4 bis 5 Tage ohne Wasser seyn, ohne darum langsamer zu gehen; es reißt blos unterwegs Wurzeln und junge Zweige ab, besonders Brennnesseln, Wermuth und Disteln. In einer Art kleiner Tasche hebt es die Nahrung, die man ihm beim Abzug gibt, auf und kaut sie unterwegs. Ferner hat es eine Tasche im Magen, in der es Wasser aufbewahren kann, das schon manchen Reisenden vom Verschmachten gerettet hat.

Nicht weniger merkwürdig ist die Gestalt des Kameels. Sein langer Hals schützt es gegen den Sand, der, vom Winde aufgetrieben, längs seines Körpers hintreibt. Seine Augen sind halb geschlossen und überdies mit dichten Augenwimpern bedeckt. Es hat einen ausserordentlich breiten Huf, so daß es auf dem lockern Boden nur leicht auftritt, und während die andern Thiere nur mit der größten Mühe im

Sande gehen, scheint das Kameel hier in seinem Elemente zu seyn.

Das Dromedar, das in Algier nur in geringer Anzahl sich findet, gehört zu derselben Race; seine Gestalt ist aber feiner gebaut, als die des Kameels, zu dem es sich verhält, wie das Windspiel zum Haushund. Seine Leichtigkeit grenzt ans Unglaubliche. Die Araber sagen: Wenn ihr einem Mann auf einem Dromedare begegnet und ihm zuruft: „Salem=alix," ehe er euch antworten kann: „Alix=salum," ist er euch schon aus dem Gesichte verschwunden.

Die bedeutendsten Städte der Regentschaft sind:

Algier, Residenz des Dey; vor Zeiten eine Insel Namens Al=Guisars, von den Arabern mit dem Festland verbunden, die ihr den Nationalnamen Dschelzir Bene Mozana gaben, der Namen der Familie, welche diese Stadt gründete. Bei den Mauren und Türken aber heißt sie: Al=Dschelzirs Alguzia (Algier die Kriegerin).

Konstantine, Residenz des Bei, Gouverneurs der östlichen Provinz.

Tremecen, vor Zeiten Hauptstadt eines Königreichs.

Bona, vortreffliche Bai und festes Schloß.

Oran, große volkreiche Stadt, mit einer ziemlich guten Rhede; östlich von dieser findet man eine Bai, welche die größten Flotten aufnehmen kann, deren Eingang durch das Fort Merzalquivir, das von den Spaniern erbaut ist, vertheidigt wird.

Tenez, vor Zeiten Hauptstadt des Königreichs gleichen Namens.

Dschersell, guter Ankerplatz.

Arzew, berühmte Salzminen, die das beste Salz in der Welt liefern.

El-Kallah, bekannt durch seinen großen Markt von Schawls und Teppichen.

Blida, Medeha, Städte im Innern.

Dschidschery, an der Meeresküste, ihre Einwohner gelten für die wildesten in der ganzen Barbarei.

Die Bevölkerung Algiers ist sehr gemischt. Sie besteht hauptsächlich aus Türken, Kolugli's, Mauren, Arabern, Kabylen und Juden; auch Neger findet man in ziemlicher Anzahl.

Die Türken bildeten das Corps der Janitscharen, das alle Jahre aus den Hauptstädten der Levante recrutirt wurde. Sie waren im Allgemeinen unruhig und stets bereit, den regierenden Dey abzusetzen, um einen andern aus ihrer Mitte zu wählen. Unverschämt, hart und despotisch gegen die andern Classen der Einwohner, waren sie gefürchtet und wurden nicht sehr bedauert.

Bei der Landung der französischen Armee zählte man gegen 3000, von diesen blieben nur die Kranken und die Alters halber die Waffen nicht mehr tragen konnten, im Lande zurück.

Die Kolugli's (Söhne von Türken der Regentschaft und maurischen Müttern) kommen hinsichtlich des Ansehens und Reichthums sogleich nach den Tür-

ken; sind aber wegen ihrer Geburt von hohen Aemtern ausgeschlossen, denn dem stehenden Vorurtheil gemäß wird die Reinheit des osmanischen Bluts durch Vermischung mit den Eingebornen befleckt. Indessen waren sie der Gegenstand der zärtlichsten Sorgfalt ihrer Väter, die sie durch alle mögliche Mittel dafür zu entschädigen und ihnen eine unabhängige Lage zu sichern suchten.

Die Mauren machen über die Hälfte der Bevölkerung aus. Ihrem Aeussern nach erscheinen sie als Abkömmlinge einer Vermischung der alten Mauritaner und Numidier mit den Phöniziern, Römern und Arabern. Luxus in der Kleidung ziehen sie guter Nahrung vor; ihre Lieblingsbeschäftigungen sind Uebungen im Reiten und Schießen mit Feuergewehren.

Die Araber, die aus Asien stammen, haben ihre männlichen Gesichtszüge, ihre lebhaften Augen und ihren fast olivenfarbenen Teint behalten; sie sind von mittlerer Größe und sehr schön gewachsen. Diejenigen, welche unter Zelten leben und mit ihren Heerden herumziehen, nennen sich Beduinen oder Unabhängige; sie bringen ihr Leben mit Rauchen und unter den Vergnügungen des Landlebens zu. Man erkennt sie leicht an ihrer großen Mäßigkeit und einer Mischung von List und Herzlichkeit; ihr höchstes Bedürfniß ist Freiheit und Unabhängigkeit, und ihre Gastfreundschaft verläugnet sich nie. Ueber Alles lieben sie ihr Roß, auch sind sie vortreffliche Reiter. Selten bezahlen sie den von den Algierern

ihnen auferlegten Tribut, wenn sie nicht mit Gewalt dazu gezwungen werden.

Die Kabylen sind eine von den beiden vorhergegangenen verschiedene Race, die aus dem nördlichen Afrika abzustammen scheint; wahrscheinlich sind es die Ueberbleibsel der alten Libyer. Ihre Gesichtsfarbe ist schwärzlichroth, ihr Wuchs hoch und schlank, ihr Körper leicht gebaut und mager. Wie die Araber theilen auch sie sich in kleine Stämme, die von eigenen Scheiks regiert werden; ein Theil dieser Stämme treibt sich im Atlasgebirge, der andere in der Wüste herum.

Die Juden sind hier die gleichen, wie in Polen, Deutschland, Italien und allen europäischen Staaten, wo sie das Bürgerrecht nicht haben. Durch eine schimpfliche Sclaverei beinahe zum Thiere herabgewürdigt, kriechen sie; um die Aufmerksamkeit nicht auf sich zu ziehen, tragen sie alle Armuth und Elend zur Schau; sie sind größtentheils mit Lumpen bedeckt und wohnen in Häusern, wo die Luft stinkend und der Schmutz fast grenzenlos ist.

Noch ist einiges über die Christensclaven zu sagen, die seit Jahrhunderten hier in den Ketten der Barbaren seufzten und verlassen ihr Leben endigten.

Bei ihrem Eintritt in den Bagno (Sclavenhaus) wurden ihnen die Kleider abgenommen und dagegen ein leinener Kittel angezogen. Kopf, Beine und Arme blieben nackt. Viele ließen zum Zeichen ihrer Trauer den Bart wachsen. Der größere Theil mußte

Taue und Segel für die Marine verfertigen; andere wurden von reichen Mauren gekauft und zu den niedrigsten Hausgeschäften verwandt; wieder andere mußten wie Lastthiere bei den öffentlichen Bauten Steine und Holz herbeischleppen. Sie trugen Ketten und ihre ganze Nahrung bestand in zwei kleinen schwarzen Broden. Ohne die Mildthätigkeit eines reichen Mauren, der zu ihren Gunsten ein Vermächtniß gestiftet hatte, hätten sie am Freitag, wo sie wegen des Festes nicht arbeiten durften, Hunger leiden müssen. Bei Nacht ruhten sie in Gängen, oder auch unter freiem Himmel, und die, welche auf dem Felde arbeiteten, hatten keine andere Zuflucht als Höhlen. Mit Tagesanbruch schickte man sie an ihre Arbeit, und ihre grausamen Wächter nahmen ihnen oft das bischen Geld, das sie besitzen mochten, damit sie sich nichts dafür zur Erleichterung kaufen konnten. An einem Joch mit den Zugthieren angespannt, zogen sie immer die schwersten Lasten und erhielten mehr Hiebe als ihre begünstigten Genossen, der Esel oder das Maulthier. Jedes Jahr starben 200 Sclaven in Folge von Mangel an Nahrung oder der schlechten Behandlung.

Der Preis eines jeden Gefangenen war bestimmt, aber die Art, wie sie ihre Befreiung erhalten konnten, benahm ihnen jede Hoffnung. Wenn diese Unglücklichen die sehr seltene Erlaubniß, einen kleinen Handel treiben zu dürfen, erhalten, und sich Einiges erworben hatten, so konnte dieß erst nicht zu

ihrer Loskaufung beitragen. Denn der Dey, der gesetzmäßiger Erbe des ganzen Eigenthums seiner Sclaven ist, bemächtigte sich dessen, was sie erworben hatten, und oft traf man Sorge, daß Se. Hoheit bälder zu seinem Erbe kam.

Wurde einer dieser Unglücklichen krank, so ließ man ihn hülflos liegen, und ohne die Mildthätigkeit Spaniens, das einen Fond zur Errichtung eines Hospitals für Christensclaven bestimmt hatte, wären sie auf den Straßen umgekommen. Dem König von Spanien, Karl IV., verdankt man auch den kleinen Winkel am Meer, wo die Christensclaven begraben werden. Mit großer Mühe und um vieles Geld hatte er diese Erlaubniß ausgewirkt. Bisher hatte man sie unbeerdigt den Raubthieren und Vögeln zur Beute liegen lassen.

7.

Expedition nach Bona und Oran. — Marsch nach Blida. — Nachrichten aus Frankreich. — Ihre Wirkung auf die Armee. — Veränderung der Fahne. — Abreise Bourmonts.

Die Einnahme Algiers hatte die Unterwerfung der übrigen Städte der Regentschaft zur nothwendigen Folge. Deputationen der Beys und der verschiedenen Scheiks kamen im Hauptquartier an mit Versicherungen ihrer Anhänglichkeit an Frankreich. Man errichtete aus dem 6. und 49. Linienregiment eine kleine Division mit einer Batterie und einer Compagnie Sappeurs, um von Bona Besitz zu nehmen.

Der General Danrémont erhielt das Commando darüber.

Aimé de Bourmont nahm für seinen Vater Oran in Besitz und bemächtigte sich des Forts von Merzalquivir, das den Eingang der kleinen Rhede gleichen Namens vertheidigt und so zu sagen der Hafen von Oran ist. Der Bey äußerte den Wunsch, man möchte ihn mit bedeutender Truppenmacht gegen die häufigen Ausfälle der Kabylen schützen, und legte überhaupt die besten Gesinnungen gegen die Franzosen an den Tag.

Die Einwohner von Blida, einer kleinen Stadt, 8 Meilen südlich von Algier, die unaufhörlich von den Kabylen bedroht wurden, sandten mehreremale Emissäre an den Marschall, ihn um Hülfe zu bitten. Diese stellten ihm vor, die Kabylen halten die französische Armee für zu schwach, da sie Algier seit ihrem Einzug nicht mehr verlassen habe; durch eine Diversion an den Atlas würde man ihnen eine hohe Idee von der französischen Macht beibringen. Ueberdieß wünschte Bourmont die Ebene von Metidscha, die man ihm längst als den fruchtbarsten Theil des Gebiets von Algiers geschildert hatte, zu recognosciren. Auch hatte ihm die französische Regierung den Auftrag gegeben, zu untersuchen, ob sich in der Regentschaft Colonien anlegen lassen, und davon wollte er sich durch eigene Anschauung der Gegend überzeugen. Dieser Grund bestimmte ihn noch mehr, als die Bitten der Blidenser, zu einer Recognosci-

rung des Landes bis in diese Stadt. Bereits war der Befehl ertheilt, als die Commission der zu Algier niedergesetzten Regierung in ihn drang, seinen Plan aufzugeben, da er unzeitig und gefährlich sey, und nothwendig die Verhandlungen mit den Häuptlingen, die am 25. auf dem Kap Matifux zusammenkommen wollten, scheitern mache. Man fürchtete aber, die Zurücknahme des Befehls möchte einen schlimmen Eindruck auf die Armee hervorbringen und auswärts der Furcht zugeschrieben werden, und nahm deshalb auf ihre Vorstellungen keine Rücksicht.

Das Commando über die Truppen erhielt der General Hurel; sie bestanden aus 1 Bataillon leichter Infanterie und 8 Compagnien Voltigeurs, 4 Kanonen und 1 Escadron Chasseurs. Der Herzog von Escars begleitete den Marschall. Der Marsch war lang und mühsam, und als man um 6 Uhr Abends in Blida anlangte, waren alle äußerst abgemattet. Die Einwohner strömten in Menge herbei und verkauften an die Truppen, was sie bedurften. Der Marschall quartierte sich in einem mit Mauern umgebenen Hause außerhalb der Stadt ein; die Truppen bivuakirten in den Orangengärten, die um die Stadt herum liegen. Eine Deputation der Einwohnerschaft brachte die Versicherung ihrer Unterwerfung. Die Nacht verfloß ruhig.

Noch überall sind die Spuren von dem Erdbeben sichtbar, das am 2. März 1825 fast ganz Blida zerstörte. Dieß gibt der Stadt ein ödes Aussehen.

Ihre Einwohner, deren Zahl man auf 15,000 Seelen schätzt, sind fleißig und ihre Lage zwischen Algier und dem Binnenland trägt viel zu ihrem Wohlstand bei. Die Stadt hat eine Zeugfabrik und einen großen Kornhandel.

Am folgenden Tage, den 24., stieg der Marschall zu Pferd, um die Seite westlich von der Ebene und die Schlucht des Atlas, aus der der Mazefran sich ergießt, zu recognosciren. Er hatte 4 Compagnien Infanterie und ein Peloton Chasseurs bei sich. Der General Desprez marschirte, begleitet von einigen Stabsofficieren, in die Schlucht ein, in der sie einer ziemlichen Menge bewaffneter Kabylen begegneten, die sie beobachteten, aber bei ihrer Annäherung die Flucht ergriffen; dieß fiel nicht auf, da die Araber beständig bewaffnet sind, um ihre Heerden gegen die wilden Thiere oder die Stämme, mit denen sie im Krieg liegen, zu vertheidigen. Beim Rückzuge jedoch erregten einige Schüsse auf den Nachzug Verdacht.

Um 2 Uhr sollte man, dem Befehl gemäß, wieder aufbrechen. Ein jeder überließ sich dem Eindruck, den eine so schöne Gegend hervorbringt, und kostete im Schatten der Orangenbäume der Ruhe, als man plötzlich um 11 Uhr Flintenschüsse vernahm, bald darauf zahlreiche Salven und von allen Seiten wiederhallendes Kriegsgeschrei. Der Marschall sandte seinen ersten Adjutanten ab, um nachzusehen, was es

gebe, aber kaum war dieser ins Freie getreten, als er, von einer Kugel getroffen, todt zu Boden stürzte.

Jetzt erschienen von allen Seiten Kabylen und in einem Augenblick waren unsere Bivuaks umringt. Sie wollten unsern Colonnen den Rückzug abschneiden, aber diese hatten sich schnell geordnet und der Rückzug begann. Der Marschall ließ die Infanterie in geschlossenen Reihen marschiren, die Kavallerie an der Spitze, das Geschütz in der Mitte, die 4 Flanken deckte er durch Tiralleurs. Kaum war der Vortrab, bestehend aus 2 Compagnien Fußvolk und 1 Peloton Chasseurs, aus der Stadt gerückt, als er schon vom Feinde umzingelt war. Allein der Capitän Chapelié vom Generalstab stellte sich an die Spitze der Chasseurs und machte sich Luft, indem er dem Feinde etliche 40 Mann tödtete. Während des Marsches gaben die Chasseurs mehrere tüchtige Salven und ließen über 200 Araber auf dem Schlachtfeld zurück. Unter den Todten erkannte man drei Scheiks.

Das Feuer hörte erst mit Einbruch der Nacht auf. In 7 Stunden machte die Colonne nur 4 französische Meilen immer im Gefechte mit einem zehnmal stärkern Feind; sie ließ keinen Nachzügler dahinten und führte ihre Verwundeten und Todten mit sich.

Beim ersten Brunnen, den man in der Ebene findet, wenn man nach Blida geht, machte man unter Feigenbäumen Halt und ließ die Truppen einige Stunden rasten.

Am 24. verlor das Corps wieder 60 Mann, unter diesen 15 Todte und 45 Verwundete. Die meisten Leute wurden in den Gärten von Blida durch ganz nahe Flintenschüsse getödtet. Vier wurden mit einem Artilleriewagen dahinten gelassen, so wie 3 Compagnien Infanterie, die ohne Bedeckung allein fortmarschirt waren und das Opfer ihrer Unbesonnenheit wurden.

Ein Officier vom Generalstab wurde nach Algier gesandt, um dem Marschall einige Truppen entgegenzuführen. Von ihm erfuhr man die Ereignisse in Blida, die einen schmerzlichen Eindruck hervorbrachten, da man jetzt eine Verlängerung der Feindseligkeiten erwarten mußte.

Bei seiner Zurückkunft rief der Marschall die bürgerlichen und militärischen Behörden zusammen; Jedermann fühlte die Nothwendigkeit, daß man gegen die Einwohner, die überführt würden, mit den Bei's und noch ununterworfenen Scheiks im Einverständniß zu stehen, strenge verfahren müsse. Man stellte Haussuchungen an, um die Waffen wegzunehmen, und ließ die Thore scharf bewachen. Mehrere Araber, bei denen man Pulver und Kugeln fand, wurden verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt, das 2 von ihnen zum Tode verurtheilte; sie wurden am Thore Bab-Azun aufgeknüpft.

Die Expedition nach Bona ging am 25. unter Segel; sie erreichte am 1. Aug. ihren Bestimmungsort und landete ohne Schwierigkeit. Die Einwohner

öffneten den französischen Truppen ihre Thore, aber sie wurden unaufhörlich von den Kabylen beunruhigt, die bis unter die Mauern der Stadt sich heranwagten, ungeachtet man Schanzen aufgeworfen hatte. Es kam zu mehreren mörderischen Kämpfen, wobei sie viele Leute verloren.

Den Wünschen des Bei von Oran gemäß, errichtete man eine kleine Division, bestehend aus 2 Bataillonen Linientruppen, einer Batterie Geschütz und einer Compagnie Sapeurs. Das Commando darüber erhielt der Obrist Goutefrey.

Da die kleine Stadt Buddschiah, 40 Meilen östlich von Algier, Gesandte geschickt hatte und sich Frankreich unterwerfen wollte, sandte man den Lieutenant Quatrebarbes vom Generalstab dahin ab, um sich der guten Gesinnungen der Einwohner zu versichern. Er sollte zugleich auch die Stadt und die Rhede recognosciren. Er ging mit den Gesandten und mehreren Mauren unter Segel, die ihre Familien bei sich hatten, Alle Einwohner von Buddschiah. Als er vor der Stadt ankam, schoßen die Küstenbatterien auf seine Corvette, und einer der beiden Gesandten wurde in dem Augenblick, wo er den Fuß ans Land setzte, von den Kabylen niedergehauen. In der Stadt selbst, die geplündert worden war, herrschte die größte Verwirrung; er konnte daher seinen Auftrag nicht erfüllen und begnügte sich, eine militärische Recognoscirung anzustellen, indem er sich auf einem Boote so weit als möglich der Küste näherte.

Am 10. Aug. kamen die Nachrichten von den Ereignissen in Frankreich, dem Umsturz des Throns und der Abdankung des Königs zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux in Algier an. Sie machten auf das Heer einen tiefen Eindruck; viele Officiere nahmen ihre Entlassung, dem alten Königshause treu bleibend. Das Heer war getheilt, Einige waren für den Herzog von Bordeaux, die Meisten für den General-Statthalter des Königreichs; auch die alten Republikaner erhoben wieder ihr Haupt; die Napoleonisten richteten ihre Augen auf den Herzog von Reichstadt. Am 17. Morgens wehte die dreifarbige Fahne auf der Cassauba. Man berief die Regimenter zusammen und verlas ihnen die Abdankung des Königs und des Dauphins zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux. Die Soldaten blieben stumm; kein Ruf begrüßte die neue Fahne.

Am 2. Sept. nahm der Marschall Abschied vom Heer, und Tags darauf schiffte er sich auf einer östreichischen Brigg ein, die er auf seine Kosten miethen mußte, da ihm die Marine kein Fahrzeug gab. An seiner Stelle übernahm der General Clausel den Oberbefehl.

Leichenrede, gehalten an Polens Grab.

Was ist unschuldig, heilig, menschlich gut,
Wenn es der Kampf nicht ist ums Vaterland?
Schiller.

Verhallt ist der Schlachtlärm mörderischer Kämpfe, der so lange bald schreckend, bald ermuthigend an unser lauschendes Ohr geschlagen hat, und in der Scheide ruht wieder das blutgefärbte Schwert, dessen trotzigem Walten die Lösung einer der wichtigsten Fragen, welche von Individuen und Völkern aufgeworfen werden können, anheimgestellt worden war, die Lösung der Frage, ob die Völker von der Gerechtigkeit des Himmels zum Genusse der Freiheit berufen, oder zur Hölle der Sclaverei verurtheilt worden seyen. Die bange Erwartung, die gleich einer dumpfen Gewitterschwüle auf allen Gemüthern lastete, und die kühnen Hoffnungsträume, welche die Freunde wie die Feinde gesetzlicher Freiheit auf die unsichern Wechselfälle des Krieges bauten, haben plötzlich der schrecklichen Gewißheit Platz gemacht, daß die junge Morgenröthe der Wohlfahrt eines Heldenvolks, nach den unglaublichsten Anstrengungen und der verzweifeltsten Gegenwehr, schnell wieder der stockfinstern Nacht der Gewaltherrschaft gewichen ist, und daß die Hyder der Volkszertretung, welche die europäische

Menschheit mit consequenter Grausamkeit peinigt, von Neuem einen blutigen Sieg über die Sache des Rechts und der Wahrheit feiert.

Völker Europa's, die ihr großentheils unthätige und stumpfsinnige Zeugen des großen Freiheitskampfes der polnischen Nation, ihrer ruhmwürdigen Heldenthaten, die mit den kühnsten Wundern menschlicher Tapferkeit, welche die Weltgeschichte der Bewunderung aller Zeiten aufbewahrt hat, wetteifern, und ihrer endlichen beweinenswerthen Besiegung durch die Bajonette und Feuerschlünde eines in Beziehung auf Gewaltmittel ihr unendlich überlegenen Feindes gewesen seyd, werft einen Augenblick den Mantel politischer Gleichgültigkeit, in den sich eure kalte Selbstsucht und eure bejammernswerthe Kurzsicht gehüllt haben, von euch, und tretet an Polens politische Grabstätte, die zürnende Stimme ernster Wahrheit zu hören. Wenn euch irgend etwas eurem tödtenden Schlummer entreißen, euch von dem Pfuhle erstarrender Trägheit, auf welchem ihr euer Lebensglück verscherzet, aufschrecken kann, so ist es sicherlich Polens Schicksal. Denn wo begegnet eurem forschenden Auge auf dem weiten Gebiete der Weltgeschichte ein Volk, das solche Unbilden erlitten hätte, wie Polen, wo ein Schauspiel, das die heiligsten Interessen der Menschheit so tief berührt und mit so schrecklichem Ernste zu den Völkern gesprochen hätte, als das Schauspiel des großen Kampfes, den der Patriotismus und der Nationalgeist der Polen gegen die aufgedrungene

Tyrannei fremder Gewaltherrschaft kämpften, wo ein Ereigniß, das die Völker dringender ermahnt hätte, auf ihrer Hut zu seyn und den fürchterlichen Abgrund zu messen, an dessen schlüpfrigem Rande sie standen, als die unheilvolle Katastrophe, die das polnische Nationalbanner von Warschau's Thürmen riß, und das Panier fremder Herrschaft von Neuem auf ihnen flattern machte.

Mit zerknirschtem Herzen tretet an das Grab eines Volkes, dessen männliche Tapferkeit und edler Freiheitssinn, einer bessern Zeit und eines bessern Looses würdig, ein ungeheures Gewicht in die Wagschaale der Völkerwohlfahrt geworfen hätten, wenn das kalte und bethörte Europa es nicht mitleidslos den Klauen seiner Dränger überlassen hätte, und dessen kläglicher und unverschuldeter Untergang ein ewiges Denkmal der Schande unsers Zeitalters bleiben wird. Durch nichts hat sich in der That die europäische Politik so sehr gebrandmarkt, durch nichts hat sie mehr in den Augen der Völker verloren und emsiger an ihrem eigenen Untergange gearbeitet, als durch ihr heilloses Betragen gegen Polen. Einst war Polen einer der mächtigsten Staaten Europas, der Brennpunkt kriegerischen Muths, glühender Vaterlandsliebe und untilgbaren Nationalgeistes, das Bollwerk der Christenheit gegen den Andrang nordischer und östlicher Barbarei. An diesem mächtigen Staate verübte die raubsüchtige Politik seiner Nachbarn einen bisher unerhörten Frevel. Gegen alles

Völkerrecht und den feierlichsten Versicherungen zum Hohn fielen sie ohne irgend einen gegründeten Anlaß mit den Waffen in der Hand über dasselbe her, zerstückelten es, und theilten es unter sich. Die langsame Macht der Zeit oder das erobernde Schwert erklärter Feinde hatten bis dahin manche Reiche aufgelöst oder zertrümmert, allein noch kannte die Geschichte kein Beispiel eines Staats, der mitten im tiefsten Frieden und gegen den Geist und den Buchstaben feierlicher Verträge, ohne die geringste gegründete Beschwerde, angefallen und getheilt worden war. Die öffentliche Moral, die nach ewigen Gesetzen der Vernunft keine andere seyn kann, als die, welche der Leitstern der Handlungen der Individuen seyn soll, erhielt durch diese sträfliche Gewalthandlung den Todesstoß, und konnte fortan im Munde der Fürsten, welche dieses Beispiel von Entsittlichung aufzustellen gewagt hatten, nur noch als frevelhafter Hohn klingen. Die Heiligkeit der Verträge sank durch dieses beispiellose Raffinement machiavellistischer Politik zum trügerischen Schein, alle öffentliche Treue und Glauben zur lächerlichen Grille, und die Unantastbarkeit des Besitzes zum hohlen Schatten herab. Bald nach Napoleons Sturz wurde dem unter russische Oberherrschaft gestellten Herzogthume Warschau eine Verfassung gegeben, die diesen Theil des vormaligen Königreichs Polen zu einer constitutionellen Monarchie, mit einer besondern Gesetzgebung und Verwaltung, erhob. Allein diese Verfassung blieb,

nach der einstimmigen Aussage der Polen, ein caput mortuum, ein leeres Scheinbild. Statt unter der schirmenden Aegide gesetzlicher Freiheit zu leben, ertrugen die Polen, wenn man ihrem Zeugnisse glauben darf, bis zum Ausbruche der Revolution, d. h. bis zum 29. November 1830, die Schmach der drükkendsten Willkühr, die je ein Volk des Erdbodens ertragen hat. Mit unglaublicher Langmuth verharrten sie in dieser traurigen und entehrenden Lage, bis der überspannte Bogen der Volksgeduld zerriß, und der langverhaltene Grimm durch eine furchtbare Explosion sich Luft machte. Der Zweck der Schilderhebung dieses Volkes war sicherlich ein unsträflicher. Es wollte sich durch das einzige Mittel, das ihm die Unterdrückung gelassen hatte, durch Gewalt, ein Recht erringen, das jedem Volke von Gott und Rechtswegen zukommt, und das ihm noch zudem durch ein feierliches Fürstenwort verbürgt worden war, das Recht, nur dem auf gesetzlichem Wege ausgesprochenen Gesammtwillen, nicht aber der Knute tyrannischer Treiber gehorchen zu dürfen. Allein schnell entzündete sich der Groll jener weitverzweigten Partheiung in Europa, die, auf ein angebliches göttliches Recht, das im Munde der Unterdrückung nur wie eine furchtbare Blasphemie klingen kann, sich stützend, die Völker für das unbestreitbare Eigenthum einiger Erdengötter, für Heerden erklärt, die man kaufen und verkaufen, ein- und austauschen darf. Im stolzen Vorgefühle des nahen Siegs und höchlich aufgebracht

über die Frechheit einiger Meuterer, die sich erdreistet hatten, die Fahne der Empörung gegen seine gefürchtete Allgewalt aufzupflanzen, öffnete Rußland schnell die Zeughäuser seiner Macht, und warf sich, gefolgt von einer furchtbaren Seuche, die nun an den Eingeweiden Europas frißt, auf dieses Volk, es durch Schwertsgewalt zu zwingen, seinem ehernen Scepter von Neuem huldigend, in die Schranken des Gehorsams zurückzukehren, und dem bereits übermächtigen Selbstherrscher eines fremden Staats in demüthiger Unterwürfigkeit eine Ehre zu überlassen, die stets nur der freie Wille, die Liebe und das Zutrauen eines Volkes, und nie das blutgefärbte Eisen einem Staubessohne erwerben sollten; die Ehre nämlich, an der Spitze desselben zu stehen und die öffentliche Gewalt im Namen desselben auszuüben. Trotz aller Wunder von Tapferkeit, durch welche die Polen in der Erinnerung der Nachwelt leben werden, so lange noch ein Funke von Freiheitsliebe in den Herzen der Menschen glühen wird, siegte doch endlich das trotzige Recht materieller Uebermacht über die Flamme patriotischer Begeisterung und die Beharrlichkeit eines tiefgewurzelten Nationalgeistes. Der Stern der Freiheit sank rettungslos, und der unheilkündende Komet des Despotismus steht drohender als je am Firmamente der Welt.

Völker Europas! zerfließt in Gram und Schmerz, und weinet Thränen der Reue und des Mitleids an Polens Grab. Warum solltet ihr nicht trauern

und klagen, daß so viele Bäche edeln Menschenbluts umsonst geflossen sind, daß der Enthusiasmus so vieler hochherziger Männer, die für die höchsten Güter des Lebens, für Freiheit und Vaterland stritten, vergebens geglüht, und der Verzweiflungsschrei eines ganzen Volkes fruchtlos an das eherne Gewölbe des Himmels geschlagen hat; warum solltet ihr nicht klagen und trauern, daß die große Sache der Volkswohlfahrt und Volksfreiheit von Neuem eine empfindliche Niederlage erlitten hat; daß die schwere Schuld, welche die europäische Politik durch die Zerstückelung Polens auf sich lud, und die Europa seitdem gleich einem rächenden Gespenste zu verfolgen scheint, nicht gesühnt worden ist; daß die schönen Hoffnungen der Freunde gesetzlicher Freiheit, welche von bessern Tagen, vom Untergang der Knechtschaft und vom Siege der Freiheit träumten, zu Grabe gegangen sind; daß die Gewaltigen dieser Erde durch das Unterliegen der gerechten Sache zu neuen Anschlägen gegen die Rechte der Völker ermuthigt worden sind, und besonders, daß die Aussicht, welche die europäische Menschheit auf eine friedliche und glückliche Zukunft hatte, von Neuem von düsterem Gewölke umdunkelt worden ist. Denn man kann nicht aufhören, zu wiederholen, daß nicht eher Glück und Ruhe für die bedrängte europäische Menschheit zu hoffen ist, als bis die Sache des Rechts und der Wahrheit überall den Sieg errungen hat, der ihr gebührt, als bis das gesellschaftliche Gebäude aller

Orten auf der ewigen Grundlage der Vernunft und der Gerechtigkeit ruht; und daß das meiste Unheil, das seit Jahren Europa heimgesucht hat, nur eine Folge des hochverrätherischen Widerstandes war, den einige Bevorrechtete der Entwicklung des Zeitgeistes entgegensetzten, des Zeitgeistes, der nicht den Vortheil einiger Wenigen, sondern den Vortheil Aller bezweckt, der die Menschheit nicht durch die schnöde Willkühr einiger Menschen regiert wissen will, sondern der die Verwirklichung der Herrschaft des Gesammtwillens erstrebt.

Allein hütet euch, mit der Thräne, die euer Mitleid dem Unglücke eines Brudervolks weint, alle Erinnerungen an die Vergangenheit und alle Betrachtungen, welche Polens Loos in euch erwecken mußte, in das Grab zu werfen, hütet euch ja, auf thatlose Klagen in einer Zeit euch zu beschränken, deren Ernst männliche Thatkraft erheischt. An Polens Grabe erwacht aus dem Schlummer eurer Gedankenlosigkeit, und werft einen Blick prüfender Untersuchung auf eure eigene Lage; denn Selbstprüfung ist stets der erste Schritt zur Besserung. Wenn ihr euch eine Weile im Spiegel der Vergangenheit beschauen wollt, so werdet ihr finden, daß er euch fast zu allen Zeiten und an allen Orten das Bild tiefer Schmach und Entwürdigung zurückwirft; ihr werdet finden, daß ihr sehr häufig von euren hochgebornen Gebietern zu willenlosen Werkzeugen ihrer Launen, ihres Vergnügens, ihres Ehrgeizes, ihrer Herrsch- und Habsucht

herabgewürdigt, ja sogar als Markt- und Tauschwaare behandelt worden seyd. Ihr hättet herrschen sollen, und ihr habt fast stets nur der Selbstsucht einiger Wenigen gefröhnt, ja die eiserne Ruthe, mit der sie euch schlugen, geküßt. Ihr hättet Alles seyn sollen, und ihr seyd fast stets stumme Spieler auf der großen Bühne der Weltgeschichte gewesen. Ihr hättet selbstständig seyn sollen, und ihr seyd abwechselnd der Spielball frecher und übermüthiger Zwingherrn, arglistiger Priester, stolzer Aristokraten, schlauer Demagogen und wer weiß welcher Volksbetrüger und Volksverräther mehr gewesen. Kurz, eure heiligen Rechte sind fast zu allen Zeiten, und zwar größtentheils in Folge eurer Trägheit und Gleichgültigkeit, mehr oder minder mit Füßen getreten worden, und ihr habt das harte Urtheil, das Raynal über euch fällt, indem er euch zuruft: „Völker, elende und niederträchtige Horden!" sicherlich einigermaßen verdient. Wenn nun aber die Vergangenheit so niederschlagend und demüthigend für euch ist, so liefert die Gegenwart vielleicht ein glänzenderes und ruhmreicheres Gemälde von eurem Zustande. Ihr habt euch vielleicht aus der Niedrigkeit, in der ihr früher geschmachtet habt, endlich erhoben, ihr habt vielleicht eurer Stimme Gehör, eurem Willen Gehorsam, allen euren Rechten Achtung und Unverletzlichkeit errungen. Laßt uns Polens Schicksal in neuester Zeit zum Prüfsteine dieser Muthmaßungen machen; laßt uns sehen, ob sein großer Kampf, der nichts anderes war, als der

Kampf der Volksfreiheit und Volkswürde zur Abwehr der Schmach despotischer Volksbeherrschung, zu einem Resultate geführt hat, das euch mit stolzem Selbstgefühle und freudiger Hoffnung einer segensreichen Zukunft erfüllen darf!

Es ist ein großer Schimpf für ein Volk, wenn der Wille Weniger eine siegreiche Opposition gegen den Willen der ungeheuern Mehrheit dieses Volkes bildet, und Schmach häuft sich auf Schmach, wenn diese wenigen die Beauftragten der Nation, d. h. die Männer sind, denen das Volk einen Theil seiner Macht übertragen hat, um diese Macht zu seinem Besten auszuüben, und die es für die Dienste, die sie ihm leisten, mit Ehre und Glücksgütern überhäuft. Entscheidet nun selbst, ob bei dem polnischen Freiheitskampfe eine solche Opposition, die der Wille der Wenigen gegen den Willen der Vielen bildete, vorhanden war, oder nicht, und fället sodann euer eigenes Urtheil. Fraget auf der einen Seite euer eigenes Herz, ob es für die Sache der Polen schlug oder nicht, ob es ihren Untergang oder ihre Rettung wünschte, ob es von dem unglücklichen Loose der Polen gerührt wurde, oder jedem Mitleiden sich kalt verschloß, und untersuchet auf der andern Seite, ob die europäische Politik mit euch sympathisirte, ob sie mit denselben Augen sah, mit denen ihr sahet, ob sie euch erlaubte, eure Gesinnungen unverholen zu äußern, ja selbst zur That werden zu lassen, kurz ob es sich bei Gelegenheit des polnischen Freiheits-

kampfes nicht etwa gezeigt hat, daß unsere Zeit das sonderbare Schauspiel des Kampfes einer schwachen Minorität mit der großen Majorität der Menschheit darbietet, welche letztere der Despotismus der erstern zu starrer Passivität und blinder Willenlosigkeit verurtheilen will? Darüber wenigstens werdet ihr keinen Augenblick im Zweifel seyn, daß ihr euch in den Klauen eines schimpflichen Despotismus befindet, wenn bei den wichtigsten Erscheinungen, welche die Zeit an eurem Auge vorübergleiten läßt, eure tadelnde oder billigende Stimme wirkungslos verhallt, und eure Beauftragten, die ja doch nur die Vollstrecker eures Willens seyn sollen, ihre Sache von eurer Sache trennen, und, den Wünschen der ungeheuern Majorität der Menschheit zum Trotze, ihren Willen und ihr Interesse als höchstes und alleiniges Gesetz geltend machen.

Völker Europa's! die Freiheit und das Glück der Völker sind der Grund und Zweck jeder öffentlichen Gewalt. Ihr befindet euch daher in einem Zustande schimpflicher Unterjochung, sobald diese öffentliche Gewalt nicht mehr zu eurem Besten ausgeübt, sondern nur noch zum Vortheile der Minderzahl und zum Nachtheile der Mehrzahl mißbraucht wird. Weit entfernt, das Volk unterdrücken zu dürfen, muß diese öffentliche Gewalt, die natürliche Schirmerin der allgemeinen Wohlfahrt, in den Schranken erscheinen, so oft des Volkes Freiheit und Unabhängigkeit bedroht sind; weit entfernt, zur Unterdrückung anderer Völ-

ker mitwirken zu dürfen, erfordern vielmehr die Menschlichkeit und der Vortheil des Volkes, das sie repräsentirt, den Völkern, mit welchen jenes in freundschaftlichen Verhältnissen steht, und die Einfluß auf sein Schicksal haben können, beizustehen, wenn ihre Freiheit gefährdet ist. Dem Gemeinwohl, dem Zwecke aller öffentlichen Gewalt, soll jeder, selbst der Gewaltigste, seinen Tribut zollen, soll eher seinen Privatvortheil in allen den Fällen aufopfern, in welchen er mit demselben in Collision kommt. Auf diese Entsagung gründet sich die Bürgertugend, die keinem Gliede eines Staatsvereins, am wenigsten aber den Mächtigen und Gewaltigen fremd seyn darf. Selbst von der Höhe eines Thrones muß ein Fürst herabzusteigen wissen, wenn dadurch das gemeinsame Wohl gefördert wird; denn in der Wage der Gerechtigkeit abgewogen, wiegt das Wohl Aller mehr, als das Wohl oder der Herrscherglanz eines Einzlgen, und das Volk ist nicht um des Fürsten willen, sondern der Fürst um des Volkes willen da, und eine Nation bleibt Nation, wenn sie auch ihren König verliert, ein König aber ohne Land und Leute spielt eine gar armselige Rolle. Hat nun Rußland, das sich Polens rechtmäßigen Herrscher nennt, bei seinem Kampfe mit Polen, sich von der alleinigen Rücksicht auf dessen Wohl leiten lassen? Hat es nur einige Meuterer, oder das ganze polnische Volk bekämpft? War jene oben in Anspruch genommene Uneigennützigkeit, jener stete Hinblick auf des Volkes

Wohlfahrt, oder vielleicht das bloße Bestreben, sich die Dauer seiner Herrschgewalt um jeden Preis und ohne alle Rücksicht auf des polnischen Volkes Wunsch oder Glücks zu sichern, der Leitstern seines Betragens? Ich denke, die Beantwortung dieser Frage wird euch nicht schwer werden, und eben so leicht werdet ihr begreifen können, daß ihr eurem Jahrhundert einen ewigen Schandfleck anklebt, und eine namenlose Schmach auf euch ladet, wenn ihr duldet, daß das Glück ganzer Völker der Herrschsucht einer Familie zum Opfer gebracht wird.

Der Wille der Gesammtheit des Volkes soll in einem vernünftig eingerichteten Staate der Souverain, und alle öffentliche Gewalt nur ein Ausfluß desselben seyn. Diejenigen Fürsten irren daher sehr und mißkennen die großen Principien der Rechte der Völker und Menschen, welche dem Wahne huldigen, sie seyen geboren, um die Nationen zu beherrschen. Wenn wir nach Grundsätzen der Vernunft entscheiden wollen, so müssen wir gestehen, daß sie nur die Vollstrecker der Gesetze, nur die Werkzeuge der Vollziehung des Gesammtwillens sind. Denn nicht um der Willkühr eines Einzigen oder Weniger zu fröhnen, beschränken die einen Staatsverein bildenden Menschen freiwillig die ihnen natürliche Freiheit des Gebrauchs ihrer individuellen Vernunft, und der Anwendung ihrer individuellen Willenskraft, sondern um sich an die von der allgemeinen Vernunft und dem Gesammtwillen, oder wenigstens mit deren

Zustimmung, festgesetzten Normen zu binden, die den Zweck haben, einem Zustande allgemeiner Willkühr und Gewalt, der eine nothwendige Folge des Abmangels jener übereinkünstlichen Normen seyn mußte, d. h. der Anarchie zu begegnen. Unbestreitbar ist auch das Recht jeder Nation, sich selbst zu constituiren, d. h. sich diejenige Staatsform zu wählen, die sie ihren Wünschen und Bedürfnissen angemessen findet, das Recht, zu ihrem Herrscher zu wählen, wen sie will, und jeden, der sich ihr mit Gewalt zu ihrem Herrscher aufdringen will, mit Gewalt zurückzustoßen; das Recht, die Gewalt, die sie übertragen hat — und jede öffentliche Gewalt ist eine übertragene, und darf nur im Namen des Volkes ausgeübt werden, — wieder zurücknehmen, sobald sie es ihren Interessen angemessen findet, sobald sie einsieht, daß der Staatszweck durch irgend ein anderes Mittel, als durch das Mittel dieser Gewalt, besser und vollständiger erreicht wird, ohne daß dadurch jemand in seinen Rechten gekränkt, oder gar berechtigt werden könnte, die übertragene Gewalt mit den Waffen in der Hand zu behaupten. Wer seine Macht zum Besten des Volkswohls nicht zu beschränken, oder sich derselben gar nicht zu begeben weiß, ist kein Patriot, kein Mann, der es mit dem Volke redlich meint, sondern ein Selbstsüchtiger oder Ehrgeiziger, der nie verdient hat, am Ruder des Staats zu sitzen; denn es gibt nichts Schändlicheres, als die Frechheit, sich im Angesichte

der Welt dadurch zur Unsittlichkeit zu bekennen, daß man, an die Spitze der Geschäfte gestellt, um das Gemeinewohl zu fördern, seiner kleinlichen Selbstsucht zum Nachtheile des allgemeinen Besten ungescheut zu fröhnen wagt. Ist nun dieses große Rechtsprincip der Herrschaft des Gesammtwillens in der polnischen Sache von der Macht, welche sich Polens legitime Herrscherin nennt, insbesondere geachtet, und von der europäischen Diplomatik im allgemeinen anerkannt worden, oder hat sich vielmehr bei Gelegenheit des polnischen Freiheitskampf deutlich gezeigt, daß der Völker Wille den Herrschern Europas ein leerer Schall ist, und daß diese sich noch immer das Recht anmaßen, über die wichtigsten Angelegenheiten der Völker in erster und letzter Instanz zu entscheiden, ohne deren Wunsch oder Willen zu befragen? Wie dem auch seyn mag, Völker Europas, so viel ist gewiß, daß ihr elende Sclavenhorden seyd, wenn ihr eures freien Willens beraubt erscheint, wenn ihr euch von den Triumphwagen eurer Herrscher knechtisch nachschleppen laßt, und euer Geschick stets nur aus den Händen und gewissermaßen durch die Gnade derselben empfangt, statt es euch mit edler Selbstständigkeit selbst zu bereiten.

Es gibt ferner Fälle, in welchen der bewaffnete Aufstand eines Volks gegen die Tyrannei seiner Regierung als der letzte Rettungsanker der Freiheit betrachtet werden kann, und in den natürlichen Rechten der Völker begründet ist. Ich eile, mich deut-

licher zu erklären, die Freiheit und das Glück des Volks ist der Grund und Zweck aller Einrichtungen eines Staats. So bald daher in einem Staate, durch was immer für Umstände und Zufälle, ein Zustand der Dinge eingetreten ist, der nicht nur alles Volkswohl und alle Volksfreiheit im Keime erstickt, sondern auch dem gedrückten Volke kein anderes Mittel übrig läßt, seine verlorne Freiheit und Menschenwürde wieder zu erlangen, als das Mittel der Gewalt, so ist dieses Volk nicht nur befugt, sondern selbst verpflichtet, sich seiner unnatürlichen und entehrenden Lage durch Schwerdtsgewalt zu entreissen, und Einrichtungen oder Regierungssysteme zu vernichten, die dem ursprünglichen Zwecke aller Staatsinstitutionen, der allgemeinen Wohlfahrt, sich gänzlich entfremdet haben, zu Werkzeugen des Privatvortheils einiger Weniger herabgesunken sind, die Erreichung des Staatszwecks schlechterdings unmöglich machen, und weit entfernt, eine Wohlthat für das Volk zu seyn, vielmehr die größte Geißel desselben, ja noch schlimmer sind, als der rohe Naturzustand, der denn doch Freiheit, wenn auch gesetzlose und ungezügelte, gewährt. Die Menschen treten aus diesem Naturzustande nur, um sich unter die Aegide g e s e t z l i c h e r Freiheit zu flüchten, nicht aber um, statt die im rohen Naturzustande geltende Willkühr und Gewalt jedes Einzelnen, walten zu lassen, der Laune eines Einzigen oder Weniger zu fröhnen, und es muß ihnen erlaubt seyn, einen Augenblick

in denselben zurückzutreten, um einen durchaus verdorbenen Zustand der Dinge gänzlich umzugestalten. Dieses Recht eines Volks, Gewalt gegen die innern Feinde seines Wohls zu gebrauchen, wenn kein anderes Mittel mehr vorhanden ist, ihrer verderblichen Tyrannei zu wehren, ist eben so unbestreitbar, als sein Recht, Angriffe von Außen zurückzuschlagen, eben so unbestreitbar, als sein Recht, Meuterer, die seine innere Sicherheit gefährden, mit Gewalt in die Schranken der Ordnung zurückzuweisen; denn die Meuterer wie die Unterdrücker lehnen sich gegen den Volkswillen auf. Zwar hat neulich auf der französischen Tribüne ein Redner, Casimir Perier, dem es sicherlich nicht an zahlreichen Gleichgesinnten fehlen wird, — wenigstens darf er gewiß seyn, den ganzen Troß der politischen Absolutisten zu Anhängern seiner Meinung zu haben — behauptet, jeder Volksaufstand sey strafbar; allein wir halten ihm andere, nicht minder triftige Autoritäten entgegen. Auf derselben Tribüne hat lange vor ihm, zur Zeit der constituirenden Versammlung, Lafayette behauptet, der Aufstand sey die heiligste Pflicht eines im Zustande der Sclaverei befindlichen Volks, und selbst ein der Monarchie ganz ergebener Mann, Malouet, hat um dieselbe Zeit gesagt, der Aufstand eines großen Volkes gegen den Despotismus stelle einen Charakter dar, der sogar über das Ansehen der Gesetze erhaben sey, ohne ihre Würde zu verletzen, und das Volk sey überall, wo es frei seyn wolle,

auch frei, oder werde es seyn, allein durch die Handlung seines unumschränkten Willens. So viel wenigstens scheint außer allen Zweifel gestellt zu seyn, daß es rechtlich erlaubt ist, der Unterdrückung bewaffneten Widerstand zu leisten, wenn die Unterdrückung allgemein ist, und der Widerstand sich als das Resultat des Willens der Mehrzahl eines Volkes darstellt, und endlich wenn den Unterdrückten kein anderes Mittel mehr zu Gebot steht, sich ihr zu entziehen, als eben die Gewalt. Wie! sollte es einem Volke nicht erlaubt seyn, sich mit den Waffen in der Hand — sein heiligstes Recht, das Recht, sich selbst zu regieren, wieder zu erringen, wenn die Hyder der Unterdrückung ihm Hände, Füße und Zunge so sehr gefesselt hat, daß es nicht nur die Gewaltthätigkeiten, denen es sich preisgegeben sieht, nicht abwehren, sondern nicht einmal seinen Leiden eine Sprache leihen kann, wenn seine Regierung, durch trotzige Gewalt, oder durch die Bestechung aller Staatsbehörden, es aller Mittel beraubt hat, auf gesetzlichem Wege seinen Willen auszusprechen, und seine Klagen und Beschwerden hören zu lassen, ja wenn ihm selbst der Nothschrei seiner Qual als Frevel gegen seine Dränger angerechnet wird. Uebrigens muß zur Verhütung jedes Mißverständnisses hinzugefügt werden, daß, so wenig sich die Rechtmäßigkeit einer solchen bewaffneten Selbsthülfe in gewissen äußersten Fällen bestreiten läßt, so sehr auf der andern Seite zugegeben werden muß, daß

ein Volk nur dann die Waffen gegen innere Unterdrückung ergreifen darf, wenn eine solche Schilderhebung sein letztes Mittel ist. Wenn wir diese Grundsätze auf Polen anwenden, so werden wir gestehen müssen, daß die Polen, wenn sie sich wirklich in jenem Zustande absoluter Unterdrückung befanden, der die Anwendung der Gewalt nicht nur als ein natürliches Recht zuläßt, sondern auch als eine Pflicht heiligt, und wenn die Unterdrückung allgemein, und ihr Aufstand nicht das Werk einiger Meuterer, sondern das Werk des größten Theils der Nation war, durch ihre Schilderhebung gegen ihre Regierung blos einen erlaubten Gebrauch von einem natürlichen Rechte gemacht haben, ihre Regierung dagegen sich durch die Bekämpfung des Gesammtwillens und durch die gewaltsame Ausführung des Vorsatzes, die Nation in den frühern Zustand, über dessen Rechtlosigkeit sie so laute Klagen erhoben hatte, zurückzuführen, sich des Verbrechens des Hochverraths an dieser Nation schuldig gemacht hat. Wenn man ferner zugibt, daß die Polen ein Volk für sich waren und einen Staat bildeten, der sich einer getrennten Gesetzgebung und Verwaltung erfreute, so wird man es, nach ewigen Rechtsprincipien, für einen höchst verwerflichen Eingriff in die Rechte der Völker halten müssen, daß man es versucht hat, dieses Volk durch die Waffen und Streitkräfte eines fremden Volks zu bezwingen. Nur Polen hätte Polen besiegen sollen. Völker Europas, ihr werdet entscheiden, ob

eure Rechte in der Person des polnischen Volks auch in dieser Beziehung heilig gehalten, oder schmählich verletzt worden sind.

Man hat die Polen Revolutionärs genannt. Schwerlich wird es aber der europäischen Politik gelingen, durch Vernunftgründe darzuthun, daß die Polen Revolutionärs waren, dieses Wort nämlich in dem Sinne genommen, den man ihm gewöhnlich beilegt. Die ächten Revolutionärs scheinen mir jene Afterpolitiker zu seyn, welche unaufhörlich von dem Entschlusse sprechen, das gegenwärtige politische System in Europa aufrecht zu erhalten, das heißt mit andern Worten, die gegenwärtigen Mißbräuche der Gewalt aus beschränkter Kleinherzigkeit und verächtlicher Selbstsucht zu verewigen; nicht aber jene Völker, welche durch die Einführung einer vernünftigen Ordnung der Dinge und einer gesetzlichen Freiheit ihre Ruhe und Wohlfahrt auf die allein dauerhaften Grundlagen zu gründen suchen. Jener Entschluß ist widerrechtlich, wenn er nur der Entschluß Weniger, nicht das Resultat des Gesammtwillens der europäischen Menschheit ist, und enthält ein revolutionäres Element, in so ferne er sich gegen den Gesammtwillen, auf welchem allein alle wahre Souveränetät ruht, auflehnt und die Staatsgesellschaft dadurch bedroht, daß er eine unselige Opposition zwischen der öffentlichen Gewalt und der öffentlichen Meinung schafft, an die Stelle der Einhelligkeit die Mißhelligkeit setzt,

und so eine reiche Quelle von Unordnungen und Zwistigkeiten fließen macht. Er ist aber auch thöricht, in so ferne er den gegenwärtigen Zustand, der denn doch auch ein gewordener ist, verewigen und in lächerlichem Wahne das gegenwärtig Seyende für das absolut Vollkommene haltend, allen Verbesserungen Thor und Thür verschließen will, in welcher Beziehung er ebenfalls revolutionär, und zwar gegen die göttliche Weltordnung, ist, revolutionär, in so fern er den Bewegungen und Fortschritten der Zeit einen Widerstand entgegensetzt, der seinen Zweck doch nicht erreichen, sondern die Gemüther nur erbittern und zu blutigen Kämpfen aufreizen kann. Mit einem Worte, nicht die fortschreitende Bewegung der Zeit ist das eigentlich revolutionäre Princip, denn sie ist in ewigen Weltgesetzen gegründet, sondern jene starre Immobilität des Absolutismus, welche dem Weltgesetze, nach welchem fast nichts beständig ist als der stete Wechsel, die Thätigkeit und die Bewegung widerstrebt, und jene Halsstarrigkeit des Egoismus, welche durchaus kein anderes Gesetz anerkennen will, als den Eigensinn ihrer Laune, keinen andern Vortheil im Auge hat, als ihren kleinlichen Privatvortheil, und in ewigem Kampfe mit dem Gesammtwillen und der allgemeinen Wohlfahrt, Brand, Mord und Aufruhr in der Welt stiftet. Die Polen, welche sich der Bewegung der Zeit angeschlossen und Grundsätzen gehuldigt haben, die allein zum wahren Frieden und zum wahren Glücke führen können, scheinen mir daher

eher Beförderer als Störer der Ruhe Europa's genannt werden zu müssen.

Bei dem polnischen Freiheitskampfe hat es sich, scheint es, deutlich gezeigt, daß von Europa's civilisirtem Boden jene Politik noch nicht ganz verscheucht ist, welche die Völker als Erbstücke betrachtet, die gewissen Familien durch die Gnade des Himmels zu ewiger Nutznießung verliehen worden sind, jene Politik, welche früher Polen zerstückelt und getheilt und einen Bund der Könige gegen die Völker geschlossen hat, jene Politik, welche die große Masse der Menschheit zu starrer Passivität und zu blindem Gehorsam verurtheilt und einigen Menschen das Recht zuspricht, in den wichtigsten Angelegenheiten der Völker mit dictatorischer Unumschränktheit zu entscheiden. Die Polen haben es gewagt, diese Politik in den Schanzen ihrer Macht anzugreifen und ritterlich um ihre Nationalität zu kämpfen. Schon aus Menschlichkeit, mehr noch aber um eures eigenen Vortheils willen, hättet ihr ihnen zu Hülfe eilen sollen, denn Polens Sache war auch eure Sache, die Sache des Rechts und der Wahrheit, die mit den Mächten der Finsterniß und der Lüge im Kampfe liegen. Tyrannei ist eure Feindin, bei welchem Volke eures Welttheils sie auch die freche Stirne zeigen mag, und nicht eher wird euch Glück und Friede werden, als bis dieses vielköpfige Ungeheuer, das, so lange es noch einen Funken von Lebenskraft in sich verspürt, nicht aufhört, nach der Freiheit der Völker räuberisch zu lauern,

Brand und Mord zu stiften und allenthalben den Samen verderblicher Zwietracht auszusäen, von eurem Boden verschwunden, und gesetzliche Freiheit aller Orten an die Stelle despotischer Willkür und eigenmächtiger Gewalt getreten ist. Der Absolutismus und die Freiheit, geborne und geschworne Feinde, können nicht friedlich neben einander bestehen; und wenn nun der Despotismus, der Vernunft und der Aufklärung des Jahrhunderts zum Trotz, mit frecher Hand nach dem Scepter der Herrschaft greift, wenn er, wo die Waffe der Hinterlist, des Betrugs und des Meineids nicht zureicht, mit dem Schwerte drein schlägt, soll dann die Freiheit, die eine viel heiligere Sache zu vertheidigen hat, sich scheuen, sich mit dem Schwerte zu umgürten, und diesem großen Ruhestörer, der sie so grimmig befehdet, diesem Würger alles Erdenglücks, das Lebenslicht auszublasen? Euch, edle Polen, wird ewig der Mund der Geschichte preisen, weil ihr es gewagt habt, das Leben einzusetzen für das Heiligthum der Individuen und Völker, für Freiheit und Vaterland, und weil ihr euch der sträflichen Trägheit entrissen habt, mit der andere Völker ein entehrtes Daseyn dahinschleppen und dem Morde ihrer höchsten Güter ruhig zusehen. Hätte der Sieg eure Banner gekrönt — und er würde sie gekrönt haben, wenn das kalte Europa euch nicht im Stiche gelassen hätte — so hätte ohne Zweifel die Sache des Volks einen neuen Schwung erhalten, die Flamme des Patriotismus hätte sich auch in den lauesten Ge-

müthern entzündet, die Tyrannei sich lichtscheu in ihre Schlupfwinkel verkrochen und die Freiheit ihr sieggekröntes Banner mit verjüngtem Muthe auf den Trümmern der alten Zwingherrschaft geschwungen. Eure stumpfsinnige Trägheit, Völker Europas, verdarb Alles. Das von den Fürsten gehaßte, von den Völkern im Stiche gelassene Polen mußte den wiederholten Anläufen des nordischen Colosses erliegen. Hohnlächelnd grinzt nun der Dämon der Volksunterdrückung auf dem geschändeten Altare der Freiheit, feile Despotenseelen jauchzen und edle Menschenfreunde weinen an der Urne eines hingeschlachteten Volkes. Schon reißt der Absolutismus, der sein häßliches Angesicht ein wenig zu verlarven angefangen hatte, die Maske wieder vom Gesichte und spricht kühn seinen Entschluß aus, die Welt von neuem mit Schwertsgewalt zu zwingen, seiner Willkür zu fröhnen. An Polens Grabe, ihr Völker, bereuet euern Stumpfsinn und eure Trägheit, die euch so verderbliche Früchte getragen haben, bereut, daß ihr mitleidlos ein edles Volk unter dem Beile fremder Herrschaft verbluten ließt und dadurch die Gewaltigen dieser Erde zu neuen Angriffen gegen die Freiheit der Völker ermuthigtet. An Polens Grab faßt den männlichen Entschluß, fürder nicht mehr zu dulden, daß bei allen großen Angelegenheiten, welche die Zeit bewegen, eure Stimme wirkungslos verhallt, daß eure heiligsten Interessen dem Eigennutze oder dem eiteln Glanze einiger Familien aufgeopfert werden,

und daß freche Aristokraten euch zwingen, die verächtliche Rolle stummer und willenloser Puppen auf der großen Weltbühne zu spielen; faßt den männlichen Entschluß, muthig in den Vordergrund des öffentlichen Lebens zu treten und ihn von allen Ueberbleibseln einer barbarischen Zeit zu säubern, den männlichen Entschluß, künftig nicht mehr über euch verfügen zu lassen, wie man über Heerden und Waaren verfügt, die man nach Belieben kauft und verkauft, ein= und austauscht. Euer Wille gelte fortan Alles; ihr dürft nur wollen und es wird geschehen; wenn die ungeheure Majorität der Menschheit ihren Entschluß ausspricht, herrschen zu wollen, so wird die Macht einiger Menschen, die diesen Entschluß zu bekämpfen wagen würden, wie eine Saifenblase verfliegen; wenn die Vielen, welche von den Wenigen unterdrückt werden, den ernsten Willen zeigen, ihr schimpfliches Joch abzuwerfen, werden jene Wenigen bald in den Staub getreten seyn. Völker, seyd einträchtig, klug und muthig, so wird Sieg, Friede und Glück euer Lohn seyn. Den Muth und die Klugheit unterstützt der Himmel, allein den blöden Stumpfsinn und die feige Trägheit überläßt er ihrem verdienten Schicksale; denn nicht würdig ist der höchsten Güter dieses Lebens, wer sie nicht mit tapferer Hand und klugem Sinn zu erringen und zu schirmen weiß.

Bericht über die Ereignisse im Juli 1830.

Die Tribüne enthält folgenden merkwürdigen Bericht über die Julitage des Jahres 1830. Die jetzt am Ruder befindlichen Hauptpersonen werden darin in ihrer ganzen Blöße dargestellt.

26. Juli 1830.

Die erste Wirkung der Ordonnanzen war ein dumpfes Erstarren, bald darauf Zorn und Entrüstung. Die erste Explosion mußte natürlich von den zunächst bedrohten Interessen, denen der Journalisten, ausgehen, denn sie hatten nur wenig Augenblicke zur Berathschlagung übrig. Die Ordonnanz, welche sie traf, sollte am nämlichen Tage noch vollzogen werden. Jeder der Drucker hatte vom Polizeipräfekt ein Schreiben erhalten, das für den folgenden Tag die heftigsten Maßregeln ankündigte. Es war nur dreierlei übrig: sich unterwerfen, zu Grunde gehen, sich empören.

Die Gazette, die Quotidienne, der Universel suchten die Erlaubniß zur Erscheinung nach. Für diese Blätter war die Unterwerfung keine Schande, da sie ihre Freunde unterstützten.

Das Journal des Debats, das unter Knechtschaft, Untergang oder Aufstand zu wählen hatte, wählte Knechtschaft.

Zwischen Mittag und 1 Uhr hatten sich die Hauptredacteurs auf dem Bureau des National versammelt.

Das Journal des Debats war weder in diesem, noch in irgend einem andern Vereine repräsentirt.

Ein anderes Blatt, dessen große Verbreitung es so mächtig macht, zeigte hier leider, wie sehr überwiegend das Interesse einer einträglichen Speculation in den Augen seiner Actionnairs über die Eingebungen des Patriotismus war. Doch schlossen sich zwei Redacteurs des Constitutionnel offen an ihre Collegen an. Alle anderen Oppositionsblätter blieben ihren Grundsätzen getreu.

Die Berathung war aufgeregt. Herr Delaborde führte den Vorsitz. Eine Deputation der Rechtsschule fand sich ein und stellte die Nothwendigkeit vor, zu den Waffen zu greifen. Herr Delaborde antwortete ihnen: „Meine Herren! Kehren Sie zu Ihren Kameraden zurück und sagen Sie ihnen, daß wir die nämlichen Gesinnungen hegen und zu deren Vollziehung bereit sind. Treten Sie diesen Abend in größerer Zahl zusammen. Um 10 Uhr werden Sie unsern Beschluß erfahren. Leere Worte helfen nicht mehr, man muß handeln, kräftig und einmüthig. Zählen Sie auf uns."

Nun ernannten die Journalisten drei Commissäre, um eine gemeinschaftliche Protestation abzufassen. Herr Chatelain (Hauptredacteur des Courrier) verfaßte sie. Es wurde beschlossen, daß trotz des Ver-

bots die Blätter am folgenden Morgen erscheinen sollten. Sie sollten sämmtlich den Aufstand verkünden.

Jetzt berief Herr Delaborde (Deputirter) alle in Paris anwesenden Deputirten auf 7 Uhr Abends zu sich. Um 8 Uhr waren etwa 10 Deputirte beisammen: die Herren Delaborde, Daunou, Marschal, Villemain, Lefebre, Vassal, Bernard, Schonen, Bavour. Herr Delaborde machte den Antrag, eine kräftige Protestation gegen die Ordonnanzen zu erlassen.

Herr Bavour: Laßt uns handeln, wie unsere Väter. Wir müssen die Freiheit gegen diese schändlichen Angriffe vertheidigen. Der Mittel dazu sind nur wenige, ja nur eines: wir müssen uns als Nationalversammlung constituiren. Abgeordnete des Volks, haben wir seine Rechte und unsere Ehre zu vertreten. Heute muß der Act im Ballhause (zu Versailles 1789) wiederholt werden.

Herr Daunou: Ich theile diese Meinung. Unsere Pflicht muß uns jetzt um so heiliger seyn, da sie mit Gefahr verknüpft ist. Das Volk hat uns gesendet, seine Rechte zu vertheidigen.

Herr von Schonen: Das ist wahr! Wir sind Deputirte und müssen uns fest in unsern Grundsätzen zeigen. Man muß zu den Waffen rufen, wenn es nöthig ist... Was mich betrifft....

Herr Casimir Perier wird eingeführt und die einen Augenblick unterbrochene Discussion fortgesetzt. Alle Mitglieder sind der Meinung, daß sie ihre Pflichten als Deputirte erfüllen müssen.

Herr Casimir Perier: Sachte, meine Herren! Sie sprechen von Deputirten, von Constituirung als Nationalversammlung ꝛc. Nehmen Sie sich wohl in Acht .... durch Uebereilung könnte Alles verdorben werden ....

Herr Bavoux: Ich sehe nicht ein, was noch zu verderben wäre.

Herr Perier (ungeduldig): Erlauben Sie doch: Ich erkläre, was mich betrifft, daß ich die Kammer für gesetzlich aufgelöst halte (wörtlich).

Mehrere Deputirte: Oho! Oho! Nein! Nein!

Herr Perier: Ja doch! Ja doch! Seit die Ordonnanzen im Moniteur erschienen sind, gibt es keine Deputirten mehr, zum Teufel! (wörtlich.)

Herr Bernard: Glauben Sie denn, daß die Vollmacht erloschen sey, weil sie schwieriger geworden ist?

Herr Marschal: Eine Kammer kann man nicht auflösen, ehe sie constituirt ist.

Herr Villemain: Das ist klar, ehe man aufgelöst wird, muß man...

Herr Perier (heftig): Bah! Das Alles ist Metaphysik (wörtlich). Die Thatsachen sprechen lauter, als Ihre Gründe. Eine Ordonnanz ist erlassen, und zwar eine Ordonnanz, die sich auf einen Artikel der Verfassung beruft, auf ein durch die Constitution geheiligtes Recht.

Herr Daunou: Aber gerade dieses Recht bestreiten wir ja!

Herr Perier: Sie bestreiten! Sie bestreiten! Das

ist schön, aber wo ist der Richter zwischen Ihnen und der Staatsgewalt?

Herr Daunou: Das Volk ist der Richter, und eben darum muß man ihm den Aufstand predigen.

Herr Perier: Oh! Sie gehen sehr weit....

Herr Bernard: Nicht weiter, als die öffentliche Meinung, die bereits stark gährt. Die Nation wird sich nicht ungestraft ihre Rechte rauben lassen.

Herr Perier: In diesem Falle gebietet dann die Klugheit, die Ereignisse abzuwarten, ohne etwas Gewagtes zu thun, wodurch man sich ohne Noth compromittiren könnte.

Herr Delaborde: In diesem Augenblicke sind die Journalisten, mehrere Wähler und einige andere Patrioten auf dem Bureau des National versammelt. Es wäre von Wichtigkeit, sich mit ihnen zu verständigen. Sollen einige von uns dieß in Ihrem Namen thun?

Allerdings! Allerdings! Die Herren Delaborde, Schonen und Villemain begeben sich auf das Bureau des National. Ihre Anwesenheit daselbst verursacht eine allgemeine Bewegung.

Inzwischen unterhielt sich Herr Casimir Perier mit seinen andern Collegen. „Diese Ordonnanzen, sagte er, werden gewiß zurückgenommen werden.... Die öffentliche Meinung wird diesen Leuten die Augen öffnen.... Verlassen Sie sich darauf, daß sie uns suchen werden.... In diesem Sinne muß die

Erklärung abgefaßt werden, wenn man je irgend eine erläßt."

Herr Marschal: Sollen wir denn stumm und fühllos bleiben, wenn man alle unsere Rechte mit Füßen tritt? Wer soll sie denn vertheidigen, wenn wir nicht das Beispiel dazu geben? Ist es der Deputirten würdig, daß uns die Journalisten hierin vorangehen? Wird unsere Stimme nichts wägen in der Waagschale der Oeffentlichkeit?...

Herr Perier: Meinung! Was, öffentliche Meinung! Man hat oft vergebens auf sie gerechnet. Sie ist heutzutage gewohnt, sich durch gesetzliche Organe auszusprechen.... Glauben Sie ja nicht, daß sie zur Gewalt schreiten werde, und thut sie es, so wird sie besiegt werden.... So war es bei allen Unruhen, im Jahr 1820 und 1821.... Alle Verschwörungen sind gescheitert.... erst noch im Jahr 1827.... Sich auf einen Widerstand der öffentlichen Meinung stützen, heißt sich auf Nichts stützen. Uebrigens ist der Eindruck noch ganz frisch... man muß ihm Zeit lassen, seine Wirkung hervorzubringen, die Gemüther zu durchdringen... dann wird man ja sehen, was er ausbrütet....

Herr Bavoux: Aber gerade unsere Erklärung soll ja dazu beitragen, diese Wirkung hervorzubringen. Wir dürfen uns nicht von der öffentlichen Meinung leiten lassen, sondern wir müssen sie leiten.

In diesem Augenblicke tritt Herr Delaborde mit seinen Collegen ein. Sie sind sehr ergriffen. „Die

Wähler und die Journalisten sind fest entschlossen, sagen sie, kräftigen Widerstand zu leisten. Wir haben ihnen den Beistand der Deputirten versprochen. Jetzt müssen wir unser Daseyn zu erkennen geben. Ein einziges Wort von uns wird den Sieg des Volkes sichern."

Diese Worte finden Anklang unter den versammelten Deputirten.

Herr Bernard: Nun, meine Herren, wir müssen diesem Vertrauen entsprechen. Wollen Sie, Herr Villemain, die Erklärung abfassen?

Herr Villemain macht ein bejahendes Zeichen.

Herr Perier: Aber mein Gott, meine Herren, gehen Sie nicht so unbesonnen zu Werke.... Wir sind unser so wenige.... Einen solchen Entschluß fassen .... diesen Abend noch .... so schnell .... ohne die andern in Paris anwesenden Deputirten gehört zu haben .... das ist zum mindesten leichtsinnig. Ihre Gesinnungen sind ganz vortrefflich, sehr ehrenwerth .... ich begreife sie .... aber geben Sie doch nicht unüberdachten Gemüthsbewegungen nach. Wir wollen die Ereignisse abwarten. Morgen können wir bei mir zusammenkommen, wenn es Ihnen gefällig ist.... Bis dahin werden die Ordonnanzen mehr bekannt seyn.... Wir werden ihre Wirkung auf die öffentliche Meinung erkennen, und dann werden wir besser einsehen, welcher Nutzen davon zu ziehen ist, um den König auf einen bessern Weg zu bringen.

Herr Villemain: In allen Fällen kann ein Aufschub von zwölf Stunden keine große Gefahr haben. Der Antrag des Herrn Perier scheint mir recht vernünftig. . —

Mehrere Deputirte: Je nun, auf morgen also.... Aber man muß alle andern auch einberufen.

Herr Perier: Das nehme ich auf mich.

Man geht auseinander.

Herr Perier steigt plaudernd die Treppe hinab und sagt unter anderm: „Wir dürfen nicht handeln, wie Kinder.... Es sind da einige überspannte (!) Menschen unter uns .... die würden Alles verderben .... mit ihrer Nachahmung vergangener Zeiten und mit ihrem Ballhause .... das muß Alles ganz anders angegriffen werden.... Morgen zu mir... wir wollen davon sprechen.

Zu Hause angekommen, gab Herr Perier Befehl zur Zusammenberufung der Deputirten. Abends aber, als er die Entrüstung des Volkes vernahm, und besonders am andern Morgen, als er erfuhr, welche Anstalten die Jugend und die Handwerker trafen, besann er sich anders und glaubte zu weit gegangen zu seyn. Mehrere Deputirte erhielten eine entgegengesetzte Weisung.

27. Juli 1830.

Die Ordonnanzen sind allgemein bekannt, Jedermann ist empört, die ganze Hauptstadt in Gährung. Zahlreiche Gruppen bilden sich in der Straße Saint-

Honore, auf dem Platze Vendome, die bewaffnete Macht zerstreut sie. Die Jugend und die Drucker lassen den ersten Ruf zum Aufstande vernehmen. Die Journalisten geben das erste Beispiel des Widerstandes. Trotz des Verbots und trotz der Wachsamkeit der Polizei erscheinen am frühen Morgen des 27. mehrere Blätter der Opposition. Man streitet sich um sie und liest sie laut in allen Straßen ab. Das Volk klatscht Beifall und ermuntert sich unter einander, mit den Waffen in der Hand die Freiheit zu erwerben.

Etwa um zehn Uhr kamen mehrere Deputirte bei Herrn Delaborde zusammen. Laffitte und Lafayette waren abwesend; man schickte ihnen Kuriere. Die Versammlung war wenig zahlreich, aber sehr belebt. Bürger, die nicht Deputirte waren, mischten sich darunter. Man bestellte sich um zwei Uhr zu Herrn Casimir Perier in der neuen Luxemburger Straße.

Der Name Perier setzte mehrere Deputirte in Verwunderung; sie wußten, daß seit zwei Jahren seine Meinung einen andern Charakter angenommen hatte; man kannte die ausgezeichnete Behandlung, die ihm Carl X. erwiesen. Seine Freunde hatten in ihren vertraulichen Gesprächen nicht verhehlt, daß er sich in das erste ein wenig liberale Ministerium berufen glaube, das gebildet werden würde. Inzwischen vergaß man alles dieß in diesen Stunden der Gefahr.

Das Gerücht des Zusammentrittes der Deputirten verbreitete sich unter der Jugend. Zahlreiche Haufen versammelten sich in der neuen Luxemburger Straße, doch ohne Waffen, wenn nicht mit verborgenen.

Gegen 1 Uhr rückten zwei Brigaden Gendarmerie von beiden Seiten in diese Straße ein, die durch keine andere durchschnitten ist. Die Gendarmen machten einen Angriff im Galopp. Viele wußten dem Stoße der Pferde zu entwischen; diejenigen aber, die sich in der Mitte der Haufen befanden, suchten Zuflucht in den Häusern und wollten sich in den Hof des Herrn Casimir Perier flüchten. Dieser, der das Trappeln der Rosse, das Geschrei, den Angstruf hörte, kam sogleich herab und ließ unbarmherzig seine Thüre schließen. Achtzehn junge Leute wurden zusammengehauen oder unter die Pferdehufe getreten. Man brachte die Verwundeten auf die Wachtstube des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten. Die Deputirten, die bei Herrn Perier ankamen, mußten alle ihre Namen angeben, bevor sie eingelassen wurden. Bald war die Versammlung ziemlich zahlreich. Herr Labbey de Pompieres erhielt den Vorsitz als Aeltester. Hier den getreuen Bericht über diese Sitzung:

Herr Labbey de Pompieres: Meine Herren! Sie kennen die Ordonnanzen und die öffentliche Stimmung darüber. Wer in dieser Beziehung einen Vorschlag zu machen hat, dem gebe ich das Wort.

Herr Dupin (der ältere): Eine erste Frage ist allererst zu machen. Sie ist präjudiciell und geht allen andern vor. Es fragt sich nämlich, mit welchem Rechte wir hier versammelt sind?

Mehrere Stimmen: In unserer Eigenschaft als Deputirte....

Herr Dupin: Ebendiese Eigenschaft bestreite ich. Die Verfassung spricht sich hier bestimmt aus; sie ertheilt dem König in allen Fällen das Recht, die Kammer aufzulösen; sie macht nicht den geringsten Unterschied weder vor noch nach dem Zusammentritt der ernannten Deputirten. Dieses Recht der königlichen Gewalt ist unbegränzt. Abgesehen nun von der Discussion über die andern Ordonnanzen, selbst ihre erwiesene Gesetzwidrigkeit angenommen, so kann man doch zum mindesten nicht behaupten, daß die Ordonnanz über die Auflösung der Kammer nicht vollkommen gesetzlich sey, und diese Thatsache allein schon entzieht uns unsere Eigenschaft als Deputirte... (Murren mehrerer Mitglieder.).... Als Bürger, meine Herren, haben wir das Recht zusammenzutreten, uns unseres Einflusses auf das Volk zu bedienen, als Deputirte aber können wir nicht gesetzlich handeln.... Und erwägen Sie wohl die Schwierigkeit unserer Stellung; die Verläumdung wird thätig seyn, sie wird bis zu den Ohren des Monarchen.... (Bewegung des Erstaunens. Unterbrechung.)

Herr Mauguin: Diese Folgerungen, ich muß es

gestehen, lassen mich ganz kalt. Beruft man sich denn wohl in vollem Ernst auf die Gesetzlichkeit? Die Staatsgewalt verletzt sie nach Belieben, und für uns allein sollte sie verpflichtend seyn? So stehen die Sachen nicht mehr. Es handelt sich nicht um die Frage, ob dieser oder jener Punkt gesetzlich sey, sondern um Leben und Tod, um Freiheit oder Knechtschaft, um die Verfassung oder ein spanisches Regiment.

Mehrere Deputirte: So ist es! So ist es! (Unterbrechung.)

Herr Sebastiani: Hüten Sie sich, meine Herren! Wir wollen ruhig bleiben.

Ein Deputirter schlägt vor, sich in einer unterthänigsten Bittschrift an Carl X. zu wenden.

Herr Audry de Puyraveau: Ich widersetze mich förmlich jeder Bittschrift; eine Protestation scheint mir unser würdiger.

Herr Sebastiani: Die Frage ist höchst wichtig. Trotz aller Einreden glaube ich, daß wir durch die Auflösungs-Ordonnanz unserer Eigenschaft als Deputirte beraubt sind. Da wir jedoch gewählt worden sind, so steht uns zum mindesten das Recht zu, dem König, sey es in einem Schreiben, sey es in einer Bitte um Audienz, unsere ehrfurchtvollste Meinung zu Füßen zu legen.

Bewegung in verschiedenem Sinne. Man fragt Herrn Perier um seine Meinung. Er gibt Zeichen von sich, die eine große Ungewißheit andeuten. In

diesem Augenblicke wird er abberufen. Er kommt gleich wieder zurück und scheint in heftiger Bewegung.

„Meine Herren," sagt er tief bewegt, „in der schwierigen Lage, worin wir uns befinden, sollte die umfassendste Klugheit unser einziges Gesetz seyn, und wir sollten uns zur strengsten Pflicht machen, alle unsere Beschlüsse unter uns zu fassen, um jegliches Aufsehen zu vermeiden. Nun kommt aber gar ein Wahlausschuß der Stadt Paris und verlangt eingeführt zu werden. Wer hat ihn denn wohl benachrichtigt? Wer konnte die Wähler auffordern, uns eine Deputation zu schicken? Bedenken Sie doch die Folgen eines solchen Schrittes! In welche Stellung gerathen wir hiedurch? Nehmen wir die Deputation an, so wird man es in den Tuillerien erfahren und wird vielleicht böse darüber, und wer weiß, welche Maaßregeln man gegen uns ergreifen wird! Nehmen wir die Deputation nicht an, so wird sie sich beschweren, wird sich unter das Volk mischen, und bei der herrschenden Aufregung der Gemüther, wer kann da dafür stehen.... Meine Herren, der Vorfall hat mich höchst unangenehm ergriffen...."

Herr Dupin: Eine Deputation! Um Gottes willen, meine Herren, was denken Sie! Sie constituiren sich als berathschlagende Versammlung, Sie ernennen einen Präsidenten, Sie wollen gar eine Deputation annehmen!.... Du mein Gott....

Herr Labbey de Pompieres: In diesem Augenblicke, meine ich, sollte von etwas anderm die Rede

seyn, als von leeren Formen. Da man aber das Präsidium angreift, so kann ich es nicht länger führen.

Er will den Präsidentenstuhl verlassen. Mehrere Deputirte drängen sich um ihn, inständig bittend, die Ordnung der Discussion zu erhalten.

Viele Stimmen rufen: Man muß die Deputation annehmen!

Herr Casimir Perier (die Achseln zuckend): Wie Sie wollen, meine Herren!

Die Deputation wird eingeführt. Die Herren Boulai de la Meurthe und Merilhou befinden sich dabei. Die Abgesandten stellen vor: Da die Verfassung durch die Ordonnanzen offenkundig verletzt sey, so bleibe den Bürgern nur ein einiges Hülfsmittel übrig — der Aufstand.

Tiefe Stille von Seiten der Deputirten. Herr Labbey de Pompieres erwiedert: „Wir werden über das, was Sie uns gesagt haben, berathschlagen.“ — Die Deputation entfernt sich.

Während dieser Zeit war eine andere Deputation angekommen. Herr Perier empfing sie ganz allein oben an seiner Treppe. „Was wollen Sie, meine Herren?“ fragte er sie.

Ein Mitglied: Mein Herr, wir kommen im Namen einer bedeutenden Verbrüderung und bieten den Deputirten eine Leibwache an, die ihre Berathungen beschützen wird, wo sie sich auch befinden mögen. Wir sind entschlossen, zu den Waffen zu greifen.

Herr Perier: Ey! meine Herren! meine Herren!

Haben Sie auch bedacht? Wollen Sie Ihren Feinden das Recht verschaffen, Sie eines Unrechts anzuklagen? Lassen Sie uns machen, vor allem aber keine Unklugheit. Sie werden Ihre Schlacht nicht auf der Straße gewinnen.

Ein Mitglied: Gleichviel! So werden wir auf dem Pflaster sterben!

Herr Perier: Sie werden sich vergeblich opfern. Glauben Sie denn, daß Jene nicht ihre Anstalten wohl getroffen haben? Alle diese Unklugheiten würden tödtlich für uns seyn.... Wir wollen in der Legalität bleiben.

Ein Mitglied (zornig): Sie sprechen uns von Legalität vor, mein Herr, nachdem man uns alle unsere Rechte geraubt hat! Von Legalität nachdem man unsere Brüder vor Ihrer Thüre niedergeritten und zusammengehauen hat!

Herr Perier (ungeduldig): Mit einem Worte, meine Herren, wollen Sie uns die Sache überlassen, ja oder nein? Ich gehe zu meinen Collegen....

Die Abgesandten, während sie die Treppe hinabgehen, unter einander: Welche Verzagtheit! Welche Sprache! Fort, fort, auf solche Menschen ist nicht zu rechnen! — Ein Mitglied: Wir wollen wenigstens ihren Einfluß hindern; sie möchten gerne dem Aufstande Einhalt thun; laßt uns überall ihre Verrätherei verbreiten! Ein anderes Mitglied: Nicht doch, das würde das Volk entmuthigen. Wir wollen selbst

unsere Sache machen, dann werden sie sich geschwind an uns anschließen....

Die Deputation der Wähler verließ das Haus nach einigen Stunden ebenfalls; sie führte die nämlichen Klagen.

Inzwischen hatten die Deputirten ihre Sitzung wieder begonnen. Die Herren Sebastiani, Bertin de Veaux und Villemain bestunden darauf, daß der König von seinen Ministern zu unterscheiden sey. „Die Ordonnanzen," sagten sie, „sind die letzte Folge des Systems vom 8. August; der König wird wahrnehmen, wie unwillig die öffentliche Meinung darüber ist, und dann wird er das System ändern. Dieß muß der Hauptzweck aller unserer Beschlüsse seyn." Sie unterstützten demnach alle drei die Meinung, daß ein Schreiben an Carl X. zu erlassen sey. Es kam jedoch zu keinem Beschlusse.

Herr Labbey de Pompieres: Ich sehe, meine Herren, daß wir nichts mehr....

Herr Perier: Es muß sich zeigen, wie die Ereignisse....

Mehrere Deputirte: So müssen wir diesen Abend zusammenkommen.... Andere: Nein, morgen.... (Ungewißheit, Zweifel, Verwirrung.)

Herr Perier: In jedem Falle müssen wir, meine ich, den Ort unserer Versammlung geheim halten. Dieß ist eine Veranlassung zu Aufläufen und Unfäl=

len. Mein Haus ist zu nahe bei den beiden Ministerien.... Ich bitte Sie also, ein anderes zu wählen, denn Sie sehen selbst ein....

Herr Sebastiani: Freilich, besonders wenn die Sachen ernstlicher werden sollten.... muß man nicht....

Herr Audry de Puyraveau: Wenn Sie bei mir zusammenkommen wollen, so steht Ihnen wein Haus zu Diensten, und ich verspreche Ihnen sogar, daß wir dort wohl beschützt seyn werden.

Der Vorschlag wird angenommen. Die Deputirten verlassen mit Vorsicht das Haus; einer nach dem andern, zwei und zwei, die einen durch das große Hofthor, die andern durch Hinterpforten.

28. Juli 1830.

Vor der Mittagsstunde waren der Hof und die Zugänge des Hauses des Herrn Audry de Puyraveau mit bewaffneten und unbewaffneten Bürgern angefüllt. Die Deputirten kamen allmählig an. Mehrere von ihnen unterhielten sich, ehe sie in das Haus traten, mit Leuten aus dem Volke, von denen sie ermuntert wurden, doch endlich die Bewegungen der Menge zu unterstützen. Man hatte sich bereits am Abend zuvor muthig geschlagen. Viele Menschen waren umgekommen. Jedermann war entrüstet.

Die anwesenden Deputirten waren ziemlich zahl-

reich. Die Sitzung wurde im Parterrre gehalten und die Fenster des Saals stunden offen, so daß man zuhören konnte. Nachdem die Deputirten Platz genommen hatten, suchte man mit den Augen Herrn Dupin den älteren Er war nicht zu sehen. Die Herren Lafitte und Lafayette waren zugegen.

Herr Mauguin: Meine Herren! Die Ereignisse, welche Sie abwarten wollten, sprechen nunmehr laut genug. Man hat sich gestern Abends lange geschlagen; man schlägt sich heute seit fünf Uhr Morgens. Sie hören von hier aus den Donner der Kanonen und das Krachen des kleinen Gewehrs. Sie haben selbst gesehen, wie die Bürger entrüstet zum Kampfe eilen. Das Volk ist endlich erwacht. Jetzt kein Zaudern mehr! Es ist eine Revolution, an deren Spitze wir uns zu stellen haben.... (Bewegung. Unterbrechung. Die Herren Sebastiani und Villemain schreien zumal gegen den Redner.)... Ja, meine Herren, eine Revolution! Jetzt ist es Zeit, zwischen dem Volke und der königlichen Garde zu wählen.

Herr Carl Dupin (schnell aufstehend): Wenn man die mindeste ungesetzliche Handlung begeht, so werde ich mich sogleich entfernen.

Herr Sebastiani: Und ich auch! Wir sind nicht hier, um den Schlachtruf hören zu lassen, sondern um die gesetzliche Ordnung zu sichern....

Herr Lafayette (lächelnd): Ich muß gestehen, daß

ich diese Gesetzlichkeit, mit dem vorgestrigen Moniteur zusammengehalten und mit dem Gewehrfeuer, das wir hören, nicht recht begreifen kann.

Herr Guizot: Meine Herren! Erlauben Sie mir zwei Bemerkungen: Erstens ist es dringend nothwendig, daß wir unser gutes Recht nicht durch irgend eine Unklugheit aufs Spiel setzen; zweitens dürfen wir nicht für oder wider Parthei nehmen, sondern wir müssen als Vermittler auftreten. Um dieß zu können, dürfen wir aus der gesetzlichen Ordnung nicht heraustreten. Auf solche Weise werden wir dem König am besten zeigen, wie sehr er getäuscht worden ist, und zugleich der Volksbewegung Einhalt thun....

In diesem Augenblicke stürzt ein junger Mann in das Haus. Herr Audry de Puyraveau geht ihm entgegen und die Deputirten können deutlich die Worte hören: „Das Gemeindehaus ist in den Händen des Volks! Auf dem Greveplatze wird noch heftig gekämpft. Die Schweizer schießen nach allen Richtungen mit Kartätschen. Es ist ein furchtbares Blutbad. Neue Regimenter rücken an....“

Herr Audry de Puyraveau kehrt in den Saal zurück und ruft: Jetzt kann von keinem Schreiben an den König mehr die Rede seyn.

Herr Guizot: Es ist auch nicht davon die Rede,

sondern ich habe hier eine Protestation in der Tasche....

Mehrere Deputirte: Lassen Sie sehen! Lassen Sie sehen!

Herr Guizot liest den Entwurf, der sich mit der Formel der Treue gegen den König schließt. Einige Deputirte, wie die Herren Daunou, Lafayette, Mauguin, Audry, Delaborde, finden ihn zu lau, und glauben nicht, daß er den vorgesetzten Zweck erreichen werde.

Herr Lafitte: Wir dürfen nicht aus dem Auge verlieren, daß die Forderungen des Volkes wachsen, je mehr Blut vergossen wird. Gestern hätte diese Protestation hingereicht, heute wird man sie wohl unzulänglich finden.

Herr Sebastiani: Es liegt nichts daran, wie man sie findet, wenn wir nur in der Legalität bleiben.

Herr Perier: Vor allen Dingen, glaube ich, sollten wir dem Blutvergießen Einhalt thun; denn, wenn man Vorstellungen machen will, muß man zum mindesten angehört werden können. Und Sie sehen ja, daß ganz Paris nur ein großes Lager ist. Marmont befehligt den Platz. Könnten wir nicht von ihm einen Waffenstillstand erlangen, bis wir dem König unsere Beschwerdepunkte vorgetragen haben? Ich trage darauf an, eine Commission von fünf Mitgliedern an den Marschall abzusenden.

Zustimmung. Die Commission wird ernannt. Die Herren Casimir Perier, Lafitte und Mauguin befinden sich unter ihr.

Herr Labbay de Pompieres: Also Druck der Protestation und Abordnung der Commissäre an den Marschall. Vor der Hand nichts weiter?

Herr Sebastiani: Allerdings nicht, man muß die Ereignisse abwarten.

Herr Lafayette: Wohl, aber die Sache ist dringend und man muß einen bestimmten Entschluß fassen. Wir berathen nur und entscheiden nichts.

Herr Mauguin: Und inzwischen schlägt man sich, tödtet, stirbt in allen Ecken der Stadt.

Die Sitzung wird aufgehoben. Beim Herausgehen werden die Deputirten von Bürgern umringt, die alle aufs äußerste erbittert sind. Es werden mehrere Verwundete vorbeigeführt und von allen Seiten verbreiten sich düstere Gerüchte. „Nun, meine Herren!“ fragen die Bürger, „was haben Sie beschlossen? Wollen Sie endlich mit uns den Kampf bestehen?.... Wie, kein Wort an das Volk! keine Erklärung, kein Aufruf!“

Herr Guizot: Wir haben eine Protestation abgefaßt... Sie wird wahrscheinlich morgen im Druck erscheinen....

„Morgen!.... und von heute bis morgen! Seyd

Ihr denn Alle stumm? Will Keiner von Euch die Bürger ermuthigen?"

Fast alle Deputirten gehen ohne Antwort weiter, einige diese grausame Apathie verfluchend.

Um 4 Uhr neue Zusammenkunft bei Herrn Berard. Um diese Stunde war das Stadthaus von den Truppen wieder genommen worden; die Bürger hatten aber den Kampf nicht aufgegeben. Auf andern Punkten waren die Bürger geschlagen. Mißtrauen, Furcht entmuthigten die Einen, während sie die Andern mit Zorn und Verzweiflung erfüllten. Die Besorgniß war groß; man hielt die Schlacht für verloren. Die Versammlung der Deputirten war viel weniger zahlreich, als am Morgen.

Die zum Marschall abgeschickten Commissäre erstatten ihren Bericht. Einige Deputirte sind unwillig über die ertheilte Antwort und rufen: „Meine Herren! Hier ist nicht länger zu zaudern. Der Bürgerkrieg hat begonnen. Wollen wir diese unglückliche Jugend und alle diese tapfern Handwerker vernichten lassen, ohne uns an ihre Spitze zu stellen, wir, die wir ihnen so oft die Lehre gepredigt, welche sie jetzt ausüben?"

Tiefe Stille. Hierauf entspinnt sich eine sonderbare Unterredung zwischen diesen Herren: „Paris ist in Belagerungsstand erklärt. — Ist es gewiß wahr?

— Ganz sicherlich. — Werden Sie heute Nacht zu Hause schlafen? — Warum diese Frage? — Es soll die Rede davon seyn, einige Deputirte zu verhaften. — Das wäre der Teufel! Man muß sich hüten. — Paris ist groß.... Es fehlt nicht an Schlupfwinkeln. — Das sind ja schändliche Menschen!"

Ein Wähler des sechsten Bezirks und zwei Journalisten werden eingeführt. Die Versammlung glich nichts weniger als einem politischen Körper, der berathschlagt. Jeder schien nur auf seine eigene Rettung zu denken. Muthlosigkeit sprach sich auf allen Gesichtern aus.

Die beiden Journalisten bringen die gedruckte Protestation. Sie hatten es, nachdem sie zwei oder drei Deputirte um Rath gefragt, auf sich genommen, die Stellen wegzulassen, in denen von Ergebenheit für einen König die Rede war, der eben sein Volk mit Kartätschen niederschießen ließ.

Diese Protestation wird nicht angenommen. Die Furcht war zu groß. Bürger treten ein und bestürmen die Deputirten aufs Neue: „Wir wollen Euch vertheidigen und mit Euch umkommen. Ergreifen Sie doch endlich einen Beschluß. Die Bürger fallen nutzlos, weil es ihnen an Anführern fehlt. Ihr Muth erschöpft sich. Auf einigen Punkten sind wir Sieger, auf andern besiegt. Es ist keine Fahne da,

kein Vereinigungszeichen, keine Einheit. Haben nicht auch wir unser Leben aufs Spiel gesetzt? Die Zeit drängt, jede Minute ist verloren. Helfen Sie doch dem bedrängten Vaterlande!

Mehrere Deputirte werden von diesen Reden aufs tiefste bewegt.

Herr Sebastiani (zu Herrn Bertin de Vaux gewendet): Wollen wir, Herr Bertin?

Herr Bertin de Vaux (seufzend): Ich bin bereit, zu gehen.

Ein Deputirter zu Herrn Sebastiani: Ach, mein Herr! Welch schneller Aufbruch unter solchen Umständen! Wenn Ihnen die Wohlfahrt des Landes fremd ist, so denken Sie doch an Ihre eigene. Ihre bloße Anwesenheit in unsern Versammlungen hat Sie schon compromittirt.

Herr Sebastiani: Mein Herr! Jeder muß selbst wissen, was er zu thun hat. — Er geht mit Herrn Bertin de Vaux. Einige andere Deputirte folgen.

Einige Augenblicke darauf kommt ein Bedienter und bittet den General Gerard, zu Herrn Sebastiani zu kommen.

Herr Gerard nimmt seinen Hut und geht.

Es bleiben nur noch acht bis neun Deputirte übrig. Bald darauf meldet man, daß die Bürger das Stadthaus wieder genommen hätten; der ganze Gre=

veplatz, die Quais und Brücken seyen aber mit Leichnamen bedeckt.

Herr Mauguin (im Tone des Vorwurfs): Muth wenigstens zeigt sie, diese Bürgerarmee, die ohne Führer kämpft.

Herr Lafitte: Zum mindesten wollen wir Anstalten treffen, daß die Protestation morgen erscheint.

Einer der Journalisten: Hier ist sie, aber sie muß erst unterzeichnet werden.

Herr Lafitte: Unterzeichnet! Und wir sind unser nur acht!

Es entspinnt sich eine Debatte, was zu thun sey, die Herr Lafitte mit den Worten endigt: „Es bleibt nichts übrig, als die Namen aller Deputirten, die sich zu Paris befinden und von deren Gesinnungen man überzeugt seyn kann, unter die Protestation zu setzen. Lassen Sie uns die Protestation bekannt machen, als ob sie in ihrer Gegenwart angenommen worden wäre. Werden wir besiegt, so können uns die Abwesenden Lügen strafen und beweisen, daß wir blos unser acht waren. Siegen wir, dann, beruhigen Sie sich, wird Jeder die Protestation unterzeichnet haben wollen.“

Dieser Antrag wird angenommen, und in der Hoffnung, eine größere Zahl Deputirte zusammenzubringen und dann einen kräftigen Beschluß zu fassen, wird auf den nämlichen Abend um 8 Uhr eine neue

Versammlung anberaumt. Herr Audry de Puyraveau bietet abermals sein Haus an. Es wird angenommen.

Um 8 Uhr Abends hatten sich sechs bis acht Deputirte bei ihm eingefunden. Mit Erstaunen sah man Herrn Sebastiani ankommen. Die Hitze war erstickend. Die Fenster blieben offen. Viele Bürger stunden im Hofe und hörten Alles, was im Saale gesprochen wurde.

Herr Mauguin schlägt abermals vor, sich an die Spitze der Bewegung zu setzen. Herr Audry de Puyraveau erzählt, daß den ganzen Tag über sein Haus und Herrn Lafayettes Wohnung von bewaffneten Männern umgeben gewesen, die bald einen Anführer, bald Befehle verlangten. Schon, fügte er hinzu, hat die Jugend Ihre Absichten durchschaut, denn sie hat überall anschlagen lassen, daß sich eine provisorische Regierung bilde. Man nennt bereits die Namen.... Dies hat Vielen der Kämpfenden Muth eingeflößt.

Die übrigen Deputirten schickten sich an, endlich einen Beschluß zu fassen. Herr Lafayette wartete nur auf die Einwilligung seiner Collegen, um sich an die Spitze des Volks zu stellen.

Jetzt nahm Herr Sebastiani das Wort und widersetzte sich hartnäckig jedem für den morgenden Tag zu fassenden Beschlusse.

Ein Deputirter: Man sollte fast glauben, daß die=

ser Mensch sich nur darum hier einfinde, um uns am Handeln zu hindern.

Die Personen, welche diesen Auftritt mit anhörten, äusserten laut und kräftig ihren Schmerz, ihren Zorn und ihre Verachtung.

Man ging abermals auseinander, ohne etwas beschlossen zu haben. Am folgenden Tage sollte man bei Herrn Lafitte zusammenkommen.

29. Juli 1830.

Ist die Nacht die Zeit der Ruhe — die vom 28. Juli war es nicht. Das Gefecht hatte aufgehört — jetzt trat die Arbeit ein. Barrikaden auf allen Seiten. Unvergeßliche Tage! Dieses ganze Volk von brennendem Eifer erfüllt!

Eine Stunde nach Mitternacht ruft eine Schildwache an. Ein ehrwürdiger alter Mann von hoher Gestalt, gefolgt von einigen Adjutanten, zeigt sich an der Barrikade. Es ist Lafayette — er wird mit Jubel begrüßt.

Mit Tagesanbruch beginnt der Kampf aufs neue. Bald vereinigen sich die Linientruppen mit dem Volke. Nur die Schweizer und die königliche Garde halten noch Stand; doch von allen Seiten angegriffen, müssen sie sich in den Louvre und die Tuillerien zurückziehen.

Gegen 9 Uhr Morgens begegne ich Herrn Casimir

Perier. Links und rechts auf zwei Personen gestützt, übersteigt er die Barrikaden. — Ist es ein Verwundeter? — Nein, ein Deputirter. — Und wer? — Casimir Perier. — Ah! ein guter! ruft das Volk. Es lebe Casimir Perier! — Und er, bleich, falb, abgespannt, läßt sich gleichsam zum Ruhme hinziehen! Schnell entzog er sich den Blicken des Volks.

Zwischen 10 und 11 Uhr fanden sich 30 bis 40 Deputirte bei Herrn Lafitte ein. Herr Bertin de Vaux war wieder gekommen, Herr Gerard war wieder gekommen, Herr Villemain war wieder gekommen — so viele Andere kamen wieder, die den Tag zuvor verschwunden waren. Herr Sebastiani war munter und rüstig. Selbst Herr Dupin der ältere hatte sich wieder eingefunden; er zeigte sich so ganz mit Lafitte einverstanden, daß er ein fast revolutionäres Frühstück von ihm annahm.

Herr Lafitte führte den Vorsitz. Er stellte die Lage der Dinge dar und folgerte aus ihr, daß es Zeit sey, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen. Sofort gab er Herrn Mauguin das Wort.

Herr Mauguin: Meine Herren! Was ich Ihnen schon vorgestern sagte, wiederhole ich heute. Sie werden es jetzt besser aufnehmen, als damals. Der Muth unserer Mitbürger hat uns unsere Bahn vorgezeichnet. Es scheint mir demnach, daß wir alsbald jene provisorische Regierung einsetzen müssen, die,

durch eine glückliche Lüge, schon gestern verkündet worden.

Ein erst vom Lande angekommener Deputirter: Wie, meine Herren, in der That .... so schnell.... Bedenken Sie doch! ....

Herr Sebastiani (lächelnd): Es ist ja nur von einer Sicherheitsmaaßregel die Rede.

Bürger, vom Gemeindehause kommend, treten ein; sie fragen nach dem General Gerard: „General! Wir kommen, um mit Ihnen oder dem General Lafayette zu sprechen. Man hat uns gesagt, er sey noch nicht da.“ — Herr Gerard: Er wird gleich kommen .... Sie können auf ihn warten. — „Nicht doch, General! Wir können eben so gut mit Ihnen reden. Das Gemeindehaus ist jetzt gesäubert. Die Leute kommen und fragen: Wo ist denn die provisorische Regierung? Wir haben uns bis jetzt mit der Antwort geholfen: Wird nicht passirt! Denn, wohlverstanden, es ist weit und breit keine provisorische Regierung .... In die Länge geht dies aber nicht .... Wir bitten Sie daher, aufs Gemeindehaus zu kommen, um dort die nöthigen Befehle zu ertheilen. Die Sache ist noch nicht aus, General!“

Herr Gerard: Ich gehöre nicht zur provisorischen Regierung, und ich weiß nicht, warum man dieses Gerücht verbreitet hat. Im übrigen kann ich mich

nicht ohne Einwilligung meiner Collegen an die Spitze des Volks stellen. Da ist der General Lafayette.

Er trat eben ein, reichte sogleich den Bürgern die Hand mit den Worten: „Meine Freunde, ich bin bereit, zu wiederholen, was ich im Jahr 1789 gethan. Euer Muth rührt und belebt mich. Nur zwei Worte an meine Collegen, dann bin ich der Eure.“

Es wurde nun beschlossen, daß der General Lafayette den Oberbefehl über die ganze bewaffnete Macht erhalten und der General Gerard die activen Operationen leiten sollte. Sofort ernannte man eine Municipal-Commission, um über das gemeine Wesen zu wachen. Sie bestand aus den Herren Mauguin, Lafitte, Schonen, Audry de Puyraveau, Lobau und Casimir Perier.

Seit mehr als einer Stunde waren der Louvre und die Tuillerien genommen, und das Volk, seine Meinung klar auszudrücken, hatte einen Leichnam auf Carls Thron gelegt.

Die Generale Lafayette und Gerard erscheinen in Uniform auf den Boulevards. Allgemeiner Beifallruf. Das ist der Jubel eines Volks, das seine Ketten bricht.

Etwas später installirte sich die Municipal-Commission auf dem Gemeindehause. Bald erschien dort eine Deputation Carls X.: die Herren von Argout, Semonville und Vitrolles.

Blut war geflossen, das Treffen vorüber, Marmont auf der Flucht .... Was wollen nun diese Herren? Ein Wort des Friedens im Namen und zum Besten Carls X. und seiner erlauchten Familie. Honigsüße Worte! Se. Majestät haben geruht, die Ordonnanzen zurückzunehmen und ein neues Ministerium zu bilden, wobei sich unter andern Herr Casimir Perier als Finanzminister und Herr Gerard als Kriegsminister befinden.

Herr Audry de Puyraveau: Das Volk hat den ganzen Tag gerufen: Nieder mit den Bourbons! Das unsere Antwort!

Herr Mauguin: Jetzt ist es zu spät!

Herr Casimir Perier war zugegen; er ließ kein Wort von sich hören. Sein Gesicht verzog sich sichtbar, als seine Collegen eine so kräftige Sprache führten.

Carls Gesandte, auf dem Gemeindehause so schlecht aufgenommen, hofften von den bei Herrn Lafitte versammelten Deputirten besser empfangen zu werden. Sie beschlossen, sich dahin zu begeben. Herr von Semonville war aber zu ermüdet; Herr von Vitrolles blieb auch zurück. Herr von Argout erschien allein. Er stellte vor, daß Carl X. erbötig sey, die Ordonnanzen zurückzunehmen und das Ministerium zu ändern.

Herr Lafitte, Präsident: Mein Herr! Wir haben zuerst alle schuldigen Schritte gethan. Gestern waren

wir beim Generalstab, um die Einstellung der Feindseligkeiten zu verlangen. Nichts ist bewilligt worden. Man wollte den Streit durch die Waffen entscheiden — er ist entschieden. Wir sind Sieger. Der Sieg hat die Frage anders gestellt. Von nun an gibt es keinen Carl X., König von Frankreich, mehr, keine in seinem Namen erlassene Ordonnanzen, und, da Sie beauftragt sind, ihm unsere Antwort zu hinterbringen, sie lautet mit einem Worte: Es ist nimmer Zeit!

Herr von Argout: Inzwischen, meine Herren, in der constitutionellen Ordnung der Dinge müssen die Fehler auf Rechnung der Minister geschrieben werden. Der König konnte getäuscht werden ....

Herr Lafitte (zu seinen Collegen): Sie halten es ohne Zweifel für überflüssig, daß dieser Herr beharrt ...

Herr von Argout steht auf und geht.

… n kündigt die Ankunft des Herzogs von Mortem…, als neu ernannten Präsidenten des Conseil, a… Die Deputirten warten auf ihn bis nach Mitter acht. Er erscheint nicht.

30. und 31. Juli 1830.

Das Volk vollbrachte seine Revolution in drei Tagen — am vierten ruhte es. Der Hof war da=

mals das Gemeindehaus, die Garden die Handwerker mit aufgestülpten Aermeln, einige Nationalgardisten und die ganze polytechnische Schule. Der Greveplatz spickte sich mit Kanonen; Posten bildeten sich auf allen wichtigen Punkten. Man machte tiefe Gruben, die Todten hineinzulegen.

In diesen Tagen lag die ganze Regierung in Lafayettes Hand. Seiner Stimme gehorchte das Volk. Leider zeigte er zu viele Nachgiebigkeit gegen seine Collegen..

Wahrheit für Alle. Herr Lafitte, von dem der Herzog von Orleans mehr als eine Botschaft erhielt, hatte sich geschickt alle moralische Macht der Regierung angeeignet. Freitags um 10 Uhr kam man abermals bei ihm zusammen. Fast alle Deputirten fanden sich dort ein; man erblickte sogar Gesichter, die seltsam zu der Revolution paßten. Aber das Treffen war ja aus, und es handelte sich nur noch darum, den Sieg zu plündern.

Damals zum erstenmal zeigte sich Herr von Broglio. Belebtes Zwiegespräch. Was ist zu thun? Die Jugend ist sehr gährend .... Man spricht viel von der Republik. „Meine Herren", sagt Herr Lafitte, es giebt nur ein Mittel, sie zu vermeiden, und das ist: den Herzog von Orleans zum König auszurufen."

Dieser Name, hier zum erstenmal genannt, wird verschiedenartig aufgenommen. Aber die Parthei war

stark; sie hatte mehrere Organe; man beharrte. Eine oder zwei ihm ungeneigte Personen wurden gewonnen. Inzwischen schien nichts entschieden. Ränke auf Ränke. Herr Dupin der ältere hatte die ganze Energie seiner Eloquenz und die ganze Autorität seines Mandats wieder gefunden; er plaidirte gewaltig für den Prinzen, dessen Consulent er war. Er erbot sich sogar, zu Fuß nach Neuilly zu gehen.

Da der Streit sehr hitzig wurde, sagte Herr Lafitte: Meine Herren! Da die Frage ist, eine Regierung einzusetzen, so wollen wir unsern Platz in der Kammer einnehmen. — Genehmigt.

Indessen verdoppelte die Parthei Orleans ihre Bemühungen. Sie war schon lange organisirt. Das ist jetzt für Niemand mehr ein Geheimniß. Der National, nicht wie er heute in den Händen des Herrn Hermann Carrel ist, sondern so, wie er unter Thiers und Mignet war, diente dieser Parthei zum Organe. Herr von Talleyrand war sein größter Gönner. Er hat dadurch seine neue Gesandtschaft gewonnen. Vom National ging die erste Proklamation für den Herzog von Orleans aus. In der Druckerei desselben Blattes wurden die zahlreichen Anschlagezettel zu seinen Gunsten gedruckt. Die Habilen hatten eine prompte Hand, mächtige Hülfsmittel, eine Popularität, die ihnen Kraft verlieh. Ihr

Zweck war bezeichnet, ihr Mann bereit. Frankreichs Krone wurde durch Taschenspielerei gewonnen.

Herr Lafitte hauptsächlich ließ alle Minen springen. Schon Morgens um 10 Uhr fanden sich die Herren Thiers, Mignet, Lauregny und noch ein Journalist bei ihm ein, und hier, ohne zuvor die Meinung der Deputirten eingeholt zu haben, allein handelnd und berathend, beschloß Herr Lafitte, den Herzog von Orleans auf den Thron zu setzen, nachdem man zuvor Bürgschaften von ihm verlangt hätte. „Es muß sogleich etwas hierüber abgefaßt werden.“ Alsbald eilt Herr Thiers in den anstoßenden Salon und wirft einige Linien unter der Form einer Proklamation aufs Papier.

Herr Lafitte: Gut, aber man sollte die ganze Presse für sich haben. (Zu Herrn Lauregny:) Sie hier stehen für das Journal du Commerce.

Herr Lauregny: Wohl, und ich werde suchen, den Constitutionnel zu gewinnen.

Herr Lafitte (zu Mignet): Man sollte auch den Courrier haben.

Herr Thiers: Das nehme ich auf mich; ich gehe gleich zu Chatelain (Hauptredacteur). Er ist etwas rauh, aber ich will ihn schon stimmen. Es wäre auch nicht übel, wenn man auf eine große Anzahl Proklamationen die Worte setzen ließe: Aus der Druk-

kerei der Regierung. Dann wird das Volk glauben, die Sache sey schon richtig.

Eine Versammlung liberaler Wähler und kräftiger Bürger wurde zu gleicher Zeit bei Lointier gehalten. Herr Lauregny begab sich dahin und sprach von dem Herzog von Orleans. (Bewegung in verschiedenem Sinne.) Mehrere waren für ihn, doch nur, wenn die stärksten Garantien geleistet würden.

Herr Hubert: Meine Herren! Keiner von uns ist beauftragt, irgend etwas zu constituiren. Das Volk allein hat gesiegt, das Volk muß gefragt werden. Im übrigen halte ich den Vorschlag, den man jetzt hier macht, für den schlechtesten, den man machen könnte.

Herr Isambert: Wenn wir alle möglichen Garantien haben, liegt wenig am Namen, und der des Herzogs von Orleans scheint mir so gut, als ein anderer. Vor allen Dingen muß aber gefordert werden, daß man die Erklärung der Kammer von 1815 aufs neue verkünde. Durch dieses Mittel verschwindet der ganze Schandfleck der Restauration auf einmal. Unsere Unabhängigkeit ist proklamirt, unsere natürlichen Gränzen sind wieder gewonnen. Wir knüpfen die Gegenwart an die Vergangenheit, und unsere Befreiung von Europa datirt sich von der nämlichen Epoche, als die Wiedererwerbung unserer Rechte.

Mehrere Stimmen: Recht, recht! Das muß man verlangen.

Man sprach mit Herrn Lafitte davon; er billigte diese Idee, aber die Zeit drängte.

In der Kammer müssige Reden, Unschlüssigkeit. Man kam von Einem aufs Andere. Hier der Herzog von Orleans, dort Heinrich V., sofort der Herzog von Angouleme mit Concessionen. Die meiste Hinneigung war offenbar für die Familie Carls X. Man erwartete den Herzog von Mortemart. Er kam nicht.

An seiner Stelle erschien Herr Collin de Sussy. Nachdem er auf dem Gemeindehause sehr übel aufgenommen worden war, brachte er Herrn Lafitte die Ordonnanzen Carls X., durch die ein neues Ministerium ernannt wurde, und bestund darauf, daß er sie den ernannten Ministern einhändige.

Herr Lafitte: Mein Herr! Ich bin nicht die Stadtpost Carls X.

Herr Sebastiani (nachdem er erfahren, daß man die dreifarbige Fahne aufgepflanzt habe): Nur die weiße Fahne ist national.

Herr Gerard, ein anderer General des Kaiserreichs, zeigte nicht mehr Neigung für die drei Farben; denn der erste Gebrauch, den er von seinem Oberbefehl machte, war, daß er den Generallieutenant Roguet in alle Kasernen schickte und den Obristen befehlen

ließ, bis auf weitere Ordre die weiße Kokarde beizubehalten.

Und was that Herr Perier? Von Donnerstag an hatte er sich mit dem Hofe in Verbindung gesetzt. Er unterhandelte sichtbar für ihn. Ich will den Mittelsmann nennen, denn jetzt gilt keine Schonung mehr — es war der Oberstjägermeister Girardin. Mehrere Botschaften gingen von Donnerstag bis Samstag hin und her. Das Uebrige weiß ich nicht. Das aber weiß ich, daß an einem dieser Tage zwei Männer auf das Gemeindehaus kamen und aussagten: sie hätten Herrn Casimir Perier in einem Cabriolet nach Saint-Cloud fahren sehen. — „Das ist unmöglich!" rief ein Mitglied der Municipal-Commission aus. — Einer der beiden Männer ging aber in den Salon des Generalstabs und sagte dort das Nämliche aus. Hier waren junge Leute, welche die Sache ernstlicher nahmen, und es wurde alsbald Befehl ertheilt, Herrn Perier zu verhaften und auf das Gemeindehaus zu bringen. Der Strafbare, der diesen Befehl gab und unterzeichnen ließ, ist der Nämliche, der diese Zeilen schreibt (Marrast, Redacteur der Tribüne). Herr Casimir Perier ist jetzt in der Stellung, ihm dieses Verfahren heimzugeben. Heute ich, morgen du.

Ein zweiter Verhaftbefehl wurde gegen einen andern Deputirten, Herrn Arthur de Labourdonnaye,

erlassen, den man Abends ziemlich spät in der Gegend von Montrouge vagiren sah. Herr Lafitte setzte unter den Verhaftbefehl eine fast strenge Reclamation über die Unverletzbarkeit der Deputirten. Und eben erst hatte man Carl X. verjagt! Herr Lafitte fühlte bereits seine Macht. Er spielte gut, er wagte Alles, er hat die Parthie gewonnen. Aber er hat sein Haus ruinirt ... er hat nur Undank gesäet ... Friede!

Herr Perier und Alle, die für Carl X. arbeiteten, verloren Zeit und Mühe, denn hier zeigte sich das Volk unbeugsam. Dem Herzog von Orleans war es kaum etwas günstiger. Als am Samstag seine Proklamationen erschienen, zerriß sie das Volk. Das bloße Wort Bourbon erregte seinen Zorn.

Die Gährung wurde heftig. Die Commission erließ einen Aufruf, der mit den Worten begann: „Carl X. hat vorläufig aufgehört zu regieren." Herr Perier weigerte sich, diese Proklamation zu unterzeichnen. Diese Thatsache spricht laut genug.

Was Herrn Lafitte betrifft, so hatte er den Sieg davongetragen: der Herzog von Orleans war im Palais-Royal, die Adresse der Deputirten erlassen. Obgleich Herr Lafitte kaum gehen konnte und sein ganzes Bein mit Leinwand umwickelt hatte, erschien er doch an der Spitze seiner Collegen und, nachdem

er die amtliche Anrede abgelesen, sagte er mit gedämpfter Stimme zu seinem Correspondenten der vorhergehenden Nächte (Herzog von Orleans): „Was ich hier in meiner Hand halte, ist etwas Schönes. Es ist eine Krone. Sehen Sie aber nicht auf meine Füße (sein Bein war halbnackend); ich will nicht gerade sagen, daß Ihnen ein Sansculotte die Krone darbietet, aber es gleicht dem doch ein wenig....

Der Herzog von Orleans fand diesen Scherz charmant und wiederholte ihn. Er hörte nicht auf, zu sagen: „Ich bin Republikaner, ich war es immer.“ Bald darauf ging er aufs Gemeindehaus, sich dem Volke zu zeigen und sich von dem General Lafayette anerkennen zu lassen.

Der Weg wurde nicht ohne einige Schwierigkeit zurückgelegt. Da der Herzog Republikaner war, mußte er sich sehr zufrieden finden, denn von allen Seiten ertönte der Ruf: Es lebe die Republik! Es lebe Lafayette! Man schrie jedoch auch: Es lebe der Herzog von Orleans! Das waren sehr heisere Stimmen.

Am Eingange des Gemeindehauses gab der Herzog Herrn Lafitte den Arm; er nahm den des Generals Lafayette, der ihn umarmte, und unter dieser doppelten Protection stieg er in den großen Saal hinauf, wo er zum Statthalter des Reichs ausgerufen wurde.

In diesem Augenblicke war es, daß ihn der General Dubourg, auf den mit bewaffneten Menschen und Kanonen angefüllten, mit Blut bespritzten und verrammelten Greveplatz deutend, sagte: „Sie kennen unsere Bedürfnisse und unsere Rechte; wenn Sie sie vergessen, werden wir sie Ihnen in Erinnerung bringen.“

Programm des Gemeindehauses.

Da ich glücklicherweise in den Julitagen nicht weit von dem General Lafayette stund, war ich im Stande, zu sehen und zu hören. Ich will nun getreulich berichten, was vorgegangen ist.

Das erstemal, da der Name des Herzogs von Orleans auf dem Gemeindehause genannt ward, wurde er von dem größten Theile der Bürger, die sich geschlagen hatten, und derjenigen, deren Verwandte und Freunde geblieben waren, mehr als kalt aufgenommen. Ein Adjutant, der jetzt wieder beim König den Dienst versieht (Delaborde), und der wahrnahm, was in den verschiedenen Sälen des Gemeindehauses vorging, konnte leicht bemerken, auf welche Opposition dieser Name stieß. Man wendete nichts Persönliches gegen den Herzog ein; aber er gehörte einer Familie an, gegen welche sich die Leichname, die noch unsere öffentlichen Plätze bedeckten, im Tode erhoben, und an die sich die gehässigen Erinnerungen

der Invasion knüpften. Die Exaltation des Gefechts und die Hoffnungen des Sieges trugen ohne Zweifel zur Erhöhung des Unwillens bei. So viel ist gewiß, daß beim Eintritt des Herzogs in den Thronsaal mehrere junge Leute, Thränen des Zorns im Auge, riefen: Keine Bourbons mehr! Und während die Deputirten und einige andere Personen riefen: Es lebe der Herzog von Orleans! wiederholten diese nämlichen Jünglinge mit verstärktem Eifer: Es lebe Lafayette!

Diese verschiedenen Umstände beweisen, daß auf dem Gemeindehause eine starke Opposition vorhanden war, nicht unter den Berathenden, sondern unter denen, die eben erst, mit Blut und Schweiß bedeckt, aus dem Treffen zurückgekehrt waren. Da inzwischen von einem neuen König die Rede war, so fanden sich die Deputirten aus ihren Schlupfwinkeln oder vom Lande ein — die goldbordirten Röcke zeigten sich wieder und alles deutete darauf, daß wir wieder in die Hände der Ränkemacher fallen würden, die zu allen Zeiten jede Aenderung des Systems zu ihrem eigenen Vortheil gewendet hatten.

Jetzt fühlte die Parthei, welche gekämpft und gesiegt hatte, die Nothwendigkeit, Bürgschaften zu verlangen. Sie gestand den versammelten Deputirten blos die faktische Gewalt zu, die erforderlich sey, um die Initiative zu ergreifen; die Form

der neuen Regierung aber sollte dem Volke zur definitiven Genehmigung vorgelegt verden. Um diesen Forderungen Nachdruck zu geber, hatte man sich aufs neue bewaffnet, und das Volk war bereit, das Schlachtfeld wieder in Besitz zu nehmen.

Der General Lafayette, von diesen Bewegungen in Kenntniß gesetzt, rief einige dieser Leute zu sich und forderte ihnen ihr Ehrenwort ab, daß in den nächsten 48 Stunden die Ruhe der Hauptstadt nicht gestört werden sollte. Sie gaben es unter der Bedingung, daß der Reichsstatthalter für sich und die Seinigen die Vorschläge annehme, welche sie ihm vorlegen würden.

Hierauf wurde das so viel besprochene Programm des Gemeindehauses abgefaßt und vorgelegt. Seine Hauptbestimmungen waren die folgenden:

1) Souverainetät des Volkes.
2) Keine erbliche Pairie.
3) Vollständige Erneuerung der Magistratur.
4) Municipal- und Communalgesetz, auf die umfassendsten Wahlgrundsätze basirt. Kein Wahlcensus.
5) Wahl aller unteren Magistraturen.
6) Aufhebung der Privilegien und Monopole.
7) Alles dieß nur provisorisch angenommen und der Genehmigung der Nation vorzulegen.

Dieses dem General Lafayette vorgelegte Programm wurde von ihm als der Ausdruck seiner eigenen Meinungen angenommen. Er übernahm es, dasselbe dem Statthalter vorzulegen, und bemerkte dabei, daß nur von Errichtung eines mit republikanischen Institutionen umgebenen Thrones die Rede seyn könne.

Der General Lafayette begab sich nun ins Palais-Royal, und als er bald darauf zurückkam, sagte er uns: „Der Herzog von Orleans und sein Sohn theilen alle unsere Meinungen, unsere Vorschläge treffen mit ihren innersten Gedanken zusammen; wir dürfen uns darauf verlassen, daß sie Frankreichs Wohlfahrt sichern werden.“

Hierauf begaben sich Mehrere von uns in die verschiedenen Theile der Hauptstadt und stellten, nicht ohne Mühe, die Ruhe her.

Inzwischen erschien der Antrag des Herrn Berard (Modification der Charte); er gewährte bei weitem nicht, was man verlangt und versprochen hatte. Jetzt sahen wir, daß man uns zu täuschen suche. Es war nicht einmal mehr von der Sanction des Volkes die Rede; die Deputirten stimmten, entschieden ohne Appellation; der Unwille stieg, als wir vernahmen, daß man in der Nacht noch die Erblichkeit der Pairie annehmen werde.

Jetzt zog ein in der Eile versammelter Haufe vor die Kammer unter dem Rufe: Verrath! Verrath! Labbey de Pompieres, Benjamin Constants Worte hätten ihn nicht aufgehalten. Da erschien Lafayette. Er erinnerte an das gegebene Ehrenwort; er versprach, daß wenigstens einige der gegebenen Versprechungen in die Verfassung aufgenommen werden würden. Wir erhielten nichts, als daß die Abstimmung über die Erblichkeit vertagt wurde. Dies ist die wahre Geschichte dessen, was in den Julitagen geschehen ist.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Seybold, Friedrich,

Die neue Zeit

Bd.: 2,8

Stuttgart (1831)

Pol.g. 1005 cm-2,8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10771244-5